

Historische Studien

unter Mitwirkung der Herren Universitäts-Professoren: W. Andreas, O. Becker, G. Beckmann †, G. v. Below †, A. Brackmann, A. Cartellieri, F. Delitzsch †, W. Goetz, F. Hartung, A. Hasenclever, R. Holtzmann, P. Joachimsen †, H. Lietzmann, E. Marcks, F. Meinecke, G. Mentz, W. Mommsen, H. Oncken, F. Philippi, A. Wahl, A. Weber, G. Wolff, J. Ziekursch u. a. herausgegeben von Dr. Emil Ebering.

===== Heft 238 =====

Kritische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters

Festschrift

für

Robert Holtzmann

zum sechzigsten Geburtstag

BERLIN

Verlag Dr. Emil Ebering

1933

Nachdruck mit Genehmigung vom
Matthiesen Verlag, Lübeck

KRAUS REPRINT LTD.

Vaduz

1965

Historische Studien

unter Mitwirkung der Herren Universitäts-Professoren: W. Andrees, O. Becker,
G. Beckmann, F. G. v. Below, A. Brackmann, A. Carlstedt, F. Deltzsch, F.
W. Goeke, E. Hartung, A. Hasenclaver, R. Holtmann, P. Jochimsen, F.
H. Lietzmann, E. Marcks, F. Meisner, G. Meiser, W. Mommsen, H. G. Ocken,
F. Pöhlke, A. Wölke, A. Weber, G. Woll, J. Zischner u. a. herausgegeben
von Dr. Emil Ebering

Heft 238

Kritische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters

Reprinted from a copy in the collections of
The New York Public Library

Feestschrift

für

Robert Holtmann
zum sechzigsten Geburtstag

BERLIN

Verlag Dr. Emil Ebering

1933

Nachdruck mit Genehmigung vom
Mandrian Verlag, Lübeck

KRAUS REPRINT LTD.

Printed in the United States of America

DIESE BLÄTTER SEIEN ROBERT HOLTZMANN
MIT HERZLICHEN GLÜCKWÜNSCHEN ZUM
SECHZIGSTEN GEBURTSTAG AM 17. OKTOBER
1933 IN INNERER VERBUNDENHEIT VON
FREUNDEN UND SCHÜLERN DARGEBRACHT

VORBEMERKUNG.

Der zur Verfügung stehende beschränkte Raum dieser Schrift hat die Herausgeber zu ihrem Bedauern gezwungen, die Zahl der Mitarbeiter sehr zu beschränken; daher wird hier leider mancher fehlen, der sicher gern auch auf diesen Seiten Robert Holtzmann seine Glückwünsche ausgesprochen hätte. Daß aber dies Buch trotz aller Einschränkungen überhaupt hat gedruckt werden können, ist in erster Linie dem Entgegenkommen des Verlegers Herrn Dr. Ebering zu verdanken. Für die Bereitwilligkeit, mit der er alle nur irgendwie erfüllbaren Wünsche der Herausgeber berücksichtigt hat, sei ihm auch an dieser Stelle gedankt.

Walter Möllenberg.

Martin Lintzel.

INHALT.

	Seite
De gradus Romanorum. Von Professor Dr. Georg Baesecke in Halle a. S.	1
Zu den Annales Mettenses. Von Professor Dr. Wilhelm Levison in Bonn	9
Die Zeit der Entstehung von Einhards Vita Karoli. Von Privatdozent Dr. Martin Lintzel in Halle a. S.	22
Die Schenkungsurkunde des Erzbischofs Gero von Köln und des Markgrafen Thietmar für Kloster Thankmarsfelde vom 29. August 970. Von Staatsminister a. D. Dr. h. c. Kurt Müller in Dessau . . .	43
Textkritisches zu Guido von Arezzo. Von Bibliotheksrat Dr. Peter Wackernagel in Berlin	53
Der Dictatus Papae. Von Professor Dr. Richard Koebner in Breslau	64
Der Liber privilegiorum s. Mauricii Magdeburgensis. Von Staatsarchivdirektor Dr. Walter Möllenberg in Magdeburg	93
Die Frage der Bischofswahlen auf dem Würzburger Reichstag von 1133. Von Staatsarchivrat Dr. Johannes Bauermann in Münster i. W.	103
Bischof Otto I. von Bamberg als Eigenklosterherr. Ein kurialer Prozeß aus den Jahren 1139 bis 1145/46. Von Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive Professor D. Dr. Albert Brackmann in Berlin	135
Die Ehescheidung Friedrich Barbarossas. Von Staatsarchivassistent Dr. Erwin Rundnagel in Magdeburg	145
Über die Entstehungszeit des Geschichtswerkes des Annalista Saxo. Von Dr. Hans-Eberhard Lohmann in Berlin	160
Wettinische Urkundenstudien. Von Professor Dr. Walther Holtzmann in Halle a. S.	167
Über Otto von St. Blasien, Burchard von Ursberg und eine unbekannte Welfenquelle mit Ausblick auf die Chiavennafrage. Von Professor Dr. Ferdinand Güterbock in Berlin	191
Deutsche Glashüttenkolonisation in der Grafschaft Glatz während des späten Mittelalters. Von Dr. Margarete Klante in Berlin . . .	210
Carlina (Karlsdistel) und die Karlslegende. Von Professor Dr. Günther Schmid in Halle a. S.	221

De gradus Romanorum.

Von

Georg Baesecke.

Hochverehrter Jubilar! Unter den Glückwünschenden soll doch der hallische Kraal nicht fehlen, dem wir so unvergeßliche Eindrücke verdanken: betrachten Sie mich freundlich als seinen Vertreter, wenn es sich diesmal auch weder um Hoch-Seeburg noch um den sonderbaren Heiligen Jodute vom Welfesholze noch um die unabsehblichen Koseformen der Namen großer Herren handelt, sondern um ein Denkmal der westfränkischen, man könnte auch sagen der französischen Verfassungsgeschichte, eines Gebietes also, auf dem Sie vielleicht ein gewisses Hausrecht haben. Ich verspreche dagegen, mir unter Fachleuten durchaus keine Erörterungen über dieses Denkmal zu erlauben und mich nach dem Abdruck sofort schweigend auf das zurückzuziehen, was ich trotz der Warnungen Schramms (Savigny-Zschr., germ. Abt., 49 [1929] 170 ff.) kürzlich in meinem Buche über den Vocabularius Sti. Galli (Halle 1933, S. 25, vgl. S. 57) zu meinen Zwecken darüber sagen zu dürfen glaubte.

Es ist der sogenannte Ämtertraktat, der bisher nur aus dem Vat. Lat. Reg. 1050 von etwa 1000 (V, hersg. von M. Conrat in derselben Zschr. Bd. 29 [1908] S. 246 ff.) und einem verschollenen, insular geschriebenen Fragmente vom Anfang des 9. Jahrhunderts (S, abgedruckt von Spangenberg, Gött. gel. Anz. 1832, III, 1661 f., hersg. von Blume, Rhein. Mus. für Jurisprudenz 5 [1833] 138 ff.) bekannt war. Er findet sich aber auch (G) in dem Sangallensis 913, der, wie ich glaube, (Der Voc. Sti. Galli, Kap. I) um 790 in Murbach geschrieben ist. G steht gegen S und V allein und führt neben *SV auf einen Archetypus *GV zurück. Der Text konnte sich ver-

bergen, weil er unter dem falschen Titel eines Hieronymusbriefes geht. Gleichwohl hätte das *Incipit epistula Hieronimi de gradus Romanorum. Decanus, sub quo X homines fiunt*, das auch Scherrers Verzeichnis der Handschriften der Stiftsbibliothek von S. Gallen S. 331 übernimmt, vielleicht auf die Spur führen können, denn ein solcher Anfang fehlt bei Hieronymus, wie überhaupt ein solcher Brief; immerhin könnte die Zuteilung auf Grund der *gradus ecclesiae* vorgenommen sein, von denen im Dialoge gegen die Luciferianer die Rede ist (Vallarsi 2. 195).

Ich gebe einen Paralleldruck der drei Texte in der Reihenfolge von G und mit der Conratschen Zählung von V; S zähle ich mit griechischen Buchstaben. Auflösung der Abkürzungen, Regelung der Worttrennung, der Majuskelschrift und Interpunktion, natürlich auch der Absätze und Sperrungen; Zusätze in runden, Abstriche in eckigen Klammern.

- | | | |
|--|--|---|
| <p>Cod. Sangall. 913
S. 98—98 (G)
<i>Incipit epistula Hieronimi de gradus Romanorum.</i></p> | <p>Spangenbergisches
Bruchstück (S) in den
Gött. gel. Anz. 1832, III
1661 f.</p> | <p>Cod. Vat. Lat. Reg. 1050
Bl. 157 f. <i>Decur(s)io de gradibus</i>, hersg. von
M. Conrat, Zschr. der
Savigny-Stiftung, Germ.
Abt., 29 (1908), 246 ff.</p> |
| <p>1. 1. <i>Decanus, sub quo X homines fiunt.</i></p> | | <p><i>Decanus, qui super decim est.</i></p> |
| <p>2. <i>Centorio, sub quo c.</i></p> | | <p><i>Centurio, qui super centum est.</i></p> |
| <p>3. <i>Tribunus, qui exigit tributa et cui centuriones ministrant unius ciuitatis, quanti fuerunt (< fuerint) et super unum pagum uel duos sit.</i></p> | | <p><i>Tribunus, qui super duos uel tres pagos uel super mille.</i></p> |
| <p>4. <i>Uicarius, qui uice comitis uel quando comis pergit pro necessariis ciuitatis suae ad regem</i></p> | | <p><i>Uicarius, qui, quando comes ad regem uadit ad causas ciuitatis suae dis-cutiendas, uicem ipsius tenet,</i></p> |
| <p>1. <i>sed.</i></p> | | |

siue patricium, sub quo-
rum dominio tribuni
fiunt,

id est uicari.

5. *Comis*, sub quo una
ciuitas sit.

5a. *Tribuni et tri-
buni pagorum*,
quia multae ciuitates
seruiunt sicut² comites
uni ciuitate; et de una-
quaque censum uel tribu-
tum redditur, et tribuni
uicaris³ siue comitibus
reddunt.

6. *Dux*, sub quo XII
ciuitates,

hoc est XII comites.

7. *Patricius*, qui se-
det ad latus regis

et iudicat causas orbis,
ut nullam molestiam
habeat rex.

et ideo uicarius nomi-
natur.

Comes, qui super unam
ciuitatem

uel super .iiii. milia.

Dux super duodecim
ciuitates.

Patricius, qui ad
latus regis sedet et,

ne molestias rex
accipiat,

ipse dispensat quicquid
ad imperatorem uel ad
regem adlatur causarum
prouinciarum¹² et popu-
lorum utilitatem.

II 4a. (s. u.) *Consules*
de consulando dicuntur,
quibus ueluti⁴ rei publice
crescentes aetas robus-
tioribus⁵ ausis exerceba-
tur.⁶

2. siue.

3. uicaris.

4. lutiue.

5. tribus tioribus.

6. exerce p batur
(s. IV. 1).

12. prouidentiarum.

i) *Consul et pro-*
*consul**pene unum sunt,**II.4. Consul, quem cre-*
dit rex ad consulanda
*dona regis**et eroganda pauperibus**uel qui uult rex.**sed consul dicitur, qui*
*do[mi]na regis consulat**II.4. Consules et*
*proconsules,**sed consules, qui dona*
regis consulant et
*donant,**cui uoluerit rex.**Interdum consul coram*
rege munutos argenteos
super planam terram
spargit, ut certatim pau-
peres propriis et uelocis-
simis manibus sibi, ut
ualuerint, rapiant, ut le-
tus rex aspiciat subri-
*dens.**et super quem rex domi-*
natur, num agens¹⁰ in
consulatione elatus
superbiat et de non sua
*tamquam de sua est.¹¹**Sepe autem si bene*
*agerit in con**II. 5. Praefecti**idem et proconsu-*
lares seniores et con-
*siliari regis,**β) Praefectus,**qui praecellit de optima-*
*tibus.**II.5. Praefectus,**qui precellit¹³ de obti-*
*matibus.**II. 1. qui manducant*
*cum eo**et in honore habentur*
*apud illum.**II. 1. Obtimates ra-*
cinpuri¹⁴ acziones unum
*sunt,**qui manducant cum rege**et absente eo cum epis-*
copis iudicant causas.

^{10.} *unum agent.*^{11.} *.)*^{13.} *quippe cellit.*^{14.} *rathinii purii.*

*1. 9. Imperator,
cuius regnum procellit
in toto orbe,*

*et sub eo reges aliorum
regnorum, et non impe-
ratores, sed reges nomi-
nantur.*

*10. In hac subputatione
crescit, ut decani sub
centorioni et centuriones
sub tribuno, tribuni*

sub uicario, uicari

*sub comite, comites sub
duce, duces sub patricio,
patricius sub rege, rex
sub imperatore.*

*Imperator uel rex ad
consulendum credit om-
ne, quod agit⁷ supradic-
tis.*

*a) | iudicat et damnat,
ut uoluerit, et soluit.*

*Et qui super duces ciui-
tatum longe a rege ad
facienda ibi iudicia sta-
tuitur, praeses
uocatur.*

7. agis.

*1. 8. Rex, qui super
unam gentem uel multas.*

*Imperator, qui super
totum mundum aut qui
precellit in eo.*

*Ex hac supputatione
constat, quod sit deca-
nus sub centurione, cen-
turio sub tribuno,
tribunus*

*sub comite, comes sub
duce, dux sub patricio,
patricius sub rege uel
imperatore*

ut¹⁵ Cesar sub Augusto.

II. 1. Optimates s. o.

*2. Praeses multas
diuitias habet; qui iudi-
cat ad presentiam regis
et causas de scola regis
et de domo palatii iudi-
cat et damnat, ut uolue-
rit, et soluit*

*sicut oeconomus¹⁶ sub
abbate.¹⁷*

*Et qui super duces ciui-
tatum longe a rege ad
facienda iudicia pre-
se/n/s uocatur.*

15. fit.

16. iaconimus.

17. albate.

II.3. Obtimates autem non iudicant ad presentiam regis, sed seorsum et forsitan cum episcopis. Et non possunt damnare uel soluere, antequam ueniat rex. Sed episcopi et obtimates tantum iudicant, ut rex distinguat, nisi per pauperibus, ut episcopis indulgeant pro uita, sed plus pauperes obtinent. Non de causis scolarum uel domus iudicant, ad quas preces¹⁸ sit, sed de causis deforis adlatis ab episcopis uel ducibus, comitibus et ceteris.

II.4. Consules et proconsules s. o.

) Et defensor^{11a} ciuitatum, qui iudicat causas, sed intra mores tamen. Non iudicat de his, quae extra ciuitate aguntur. Ipse sub comite,

δ) et sub ipso fit curator, qui explorat, quicquid in ciuitate agitur, occulte ambulans, ut sciat, mensura uel statera dolosa si fuerit, aut si malum aliquid perpetratur, ut secum protrahat malos, quos inuenit, ad defensorem.

III.1. Defensor ciuitatis, qui iudicat causas ciuitatis suae, sed intra muros tantum. Non iudicat autem de his, qui extra ciuitatem aguntur.¹⁹ Ipse sub comite.

III.2. sub ipso curator est, qui explorat, quicquid iniquitatis in ciuitate agitur,²⁰ occulte ambulans, ut sciat, mensura uel statera dolosa si fuerit, uel si malum aliud perpetratur, ut malus secum trahat, quos inuenit, ad defensorem.

11a. defensores.

18. preces.

19—20. sp am Rande.

θ) *Dominus unus-*
quisque homo liber, qui
se ipsum uel modicam
substantiam sub se ipso
dominatur.

IV.1. Dominus unus-
quisque homo liber, qui
semet ipsum aut pro-
priam domum uel modi-
cam substantiam domi-
natur.

S. IV. 4.

ε) *Potens, qui multas*
diuitias habet.

IV.2. Potens, qui mul-
tas diuitias habet.

ζ) *(Rei) dominus,*
qui super II uel III aut
amplius uillas

IV.3. Rei dominus,
qui super duas uel tres
uillas aut plures

a potente statuitur, sub
quo ages fiunt.

a potente statuitur, sub
quo agites fiunt.

IV.4. Dominus^a re-
gis executor sit, qui
sit super uillam,

η) *Agis autem, qui*
super uillam fit

IV.4. Agis autem, qui
super uillam unam est

quasi dominus^a operis
sub regi domino sit.

Rei dominus, qui iudicat
causas uille suę

et uille sibi credete cau-
sas iudicat.

et uil(l)e sibi credite
causas iudicat.

(IV. 2.) et sub potente
sit, qui potens et pater
familias sub centorione
sit.

(s. o. II. 4a.) De consu-
libus. Melioribus igi-
tur urbe propulsis Ro-
mani, consulendum sibi
(magis) quam cuiquam
suę libertati dominan-
dum rati [rati], consules
cre(a)uerunt, quibus
ueluti adulta rei puplice
crescentis aetas robusti-
oribus ausis exercebatur.
Finit.

8. *Jus (< dñs?).*

9. *⌈ (insularisches Zei-*
chen für et) ominus.

Um die Übersicht zu erleichtern, lasse ich noch ein Schema der Anordnung folgen (aus dem zugleich hervorgeht, daß Kap. II und besonders der Consul in *VG noch keinen festen Platz hatte):

<i>G</i>	<i>S</i>	<i>V</i>
I. 1—7		I. 1—7
II. 4—5 (+ 1)		
I. 9—10		I. 1—8 I. 9—10
	II. 2 und 5 III. 1—2	II. 1 II. 2—5 III. 1—2
IV. 4	IV. 2—3 IV. 4 IV. 1	IV. 1 IV. 2—3 IV. 4
	II. 4	

Zu den Annales Mettenses.

Von

Wilhelm Levison.

In seinen Untersuchungen über die Anfänge einer Staufischen Hofhistoriographie¹ hat Robert Holtzmann auch an deren Vorläufer erinnert, „an die Zeit, wo die Fränkischen Reichsannalen aufgezeichnet wurden und die Biographen Karls des Großen und Ludwigs des Frommen schrieben“.² Überblickt man die Reihe der Geschichtswerke, die „irgendwelche, wenn auch nur lose Beziehungen zur Reichsregierung erkennen lassen“,³ so setzt die Karolingische Geschichtschreibung dieser Art noch etwas früher ein: mit den Fortsetzungen des sogenannten Fredegar, die Graf Childebrand, der Oheim König Pippins, und sein Sohn Nibelung niederschreiben ließen und die in dem, was sie bringen und nicht bringen, Rücksichten auf den Hof nicht verleugnen können. Einig ist man heute über die höfischen Beziehungen der „Fränkischen Reichsannalen“, die um 788 begonnen sind,⁴ aber bis zum Tode Karl Martells zurückgreifen. Mit Benutzung der Reichsannalen ist dann am Anfang des 9. Jahrhunderts wohl ebenfalls am Hofe in den sogenannten Metzger Annalen zur Verherrlichung des Karolingerhauses eine Kompilation verfaßt worden, die dessen Frühgeschichte von Pippin dem Mittleren an zum Ausgangspunkt nahm. Kannte man sie früher nur aus einer

1. Das *Carmen de Frederico I. imperatore* aus Bergamo und die Anfänge einer Staufischen Hofhistoriographie, *Neues Archiv* 44 (1922), S. 252—313. Die Ergebnisse sind teilweise angefochten von E. Ottmar, eb. 46 (1926), S. 430—489.

2. Holtzmann a. a. O. S. 312.

3. Eb. S. 308.

4. Zu den abweichenden Annahmen von L. Halphen, *Études critiques sur l'histoire de Charlemagne*, Paris 1921 (Sonderdruck aus der *Revue historique*), S. 3 ff. vgl. meine Bemerkungen, *Neues Archiv* 45 (1924), S. 390 ff.; s. auch R. L. Poole, *Chronicles and annals* (Oxford 1926) S. 33 f.

Bearbeitung des 12. Jahrhunderts, ließen dann neben Übereinstimmungen mit älteren Quellen namentlich einige Bruchstücke auf eine frühere Fassung schließen, so ist diese bekanntlich durch einen glücklichen Fund von K a r l H a m p e 1895 überraschend in einer Handschrift der Dombibliothek zu Durham zum Vorschein gekommen; die Ausgabe von B. von S i m s o n hat auf dieser Grundlage die „*Annales Mettenses priores*“ allgemein zugänglich gemacht.⁵ Auch sie bieten nicht das Werk von 805 in ursprünglicher Gestalt; von 806—829 ist die Abschrift eines Textes C der Reichsannalen angefügt, von dem Stücke und Lesarten auch in den früheren Teil eingedrungen sind, in dem vorher ein Text A der Reichsannalen benutzt war,⁶ endlich ist am Schlusse eine selbständige Darstellung der Ereignisse des bewegten Jahres 830 hinzugesetzt worden.⁷ Bei dieser erneuten Kompilation und Erweiterung hat der Text gelitten: Worte sind an eine falsche Stelle geraten,⁸ andere verderbt worden.⁹

5. In den *Scriptores rerum Germanicarum*, 1905. Zur Benutzung der *Annales Mettenses* in der Klosterchronik von St. Wandrille (eb. S. IX) vgl. auch die Bemerkungen meines 1915 bei Perthes gefallenen Schülers A. Rosenkranz, Beiträge zur Kenntnis der *Gesta abbatum Fontanellensium*, Bonner Dissertation 1911, S. 78 ff. Zu den von Simson genannten Benutzern der Annalen ist der Verfasser der zweiten *Vita Erminonis* hinzuzufügen; s. *SS. rer. Merov.* VI, 452, 463, 465 f., 468 f.

6. Hans Wibel, Beiträge zur Kritik der *Annales regni Francorum* (Straßburg 1902) S. 22 ff.; vgl. Fr. Kurze und Wibel, *Neues Archiv* 28 (1903), S. 628 f., 674.

7. Vgl. dazu auch B. v. Simson, Pseudoisidor und die Le Mans-Hypothese, *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte* 35 (1914), Kanon. Abteilung 4, S. 55. M. Buchner, Das Vizepapsttum des Abtes von St. Denis, *Quellenfälschungen aus dem Gebiete der Geschichte* 2 (Paderborn 1928) S. 164 f. bringt die Fassung bis 830 in Verbindung mit Bischof Drogo von Metz; doch genügen die Gründe schwerlich, zumal mir die Annahme der Entstehung der Annalen in Metz (s. v. Simson S. XV f.) höchst zweifelhaft ist und gewichtigere Gründe mir gleich Rutau (s. unten Anm. 10) S. 57 ff. für den Königshof als Heimat zu sprechen scheinen.

8. Die Worte S. 17, 4—5 *Remorum — pertinentium* gehören hinter S. 16,6 *Burgundionum*, wie Simson auch im *Neuen Archiv* 24 (1899), 414 f. bemerkt hat. Die Worte waren vermutlich am unteren Rande nachgetragen und sind vom Schreiber des Archetypus ohne Beachtung des Verweisungszeichens irrtümlich als letzte Zeile der Seite abgeschrieben worden; vgl. ein Gegenstück aus neuerer Zeit, *Neues Archiv* 30 (1905), S. 728. *Burgundionum* statt des sachlich zutreffenderen *Campanensem* der Vor-

Auch die ursprüngliche Fassung war schon aus verschiedenen Vorlagen zusammengearbeitet, wie zuletzt Franz Rutau im einzelnen dargelegt hat;¹⁰ Auszüge aus den Fortsetzungen Fredegars und den Reichsannalen sind mit Stücken unbekannter Herkunft verschmolzen, die sich besonders für die Zeit Karl Martells und seiner Söhne als wertvoll erwiesen haben.¹¹ Geringeren Quellenwert haben die einleitenden Abschnitte mit ihrer Verherrlichung Pippins des Mittleren; aber sie sind für die Tendenz des Werkes wohl am bezeichnendsten. Ihre Entstehung läßt sich von der Seite der Chronologie her noch etwas deutlicher erkennen, als es bisher geschehen ist.

Die Ausgabe von Simson gibt bei der Gliederung in Jahresabschnitte¹² nicht immer ein ganz deutliches Bild. Anfangs sind nicht alle Jahre in den Annalen vertreten; ferner hat die Haupthandschrift, die von Durham (A 1 bei Simson), die Jahreszahlen, die in der Vorlage vielleicht am Rande — etwa mit roter, verblassender Farbe — verzeichnet waren, oft weggelassen, während das alte Londoner Bruchstück, das sogenannte Fragmentum de Pippino duce (A 2), sie bewahrt hat (688, 691, 692). Andererseits hat die wesentlich durch die Berliner Handschrift (B 1) vertretene jüngere Bearbeitung Jahreszahlen ergänzt und damit Jahresabschnitte geschaffen, wo nach dem übereinstimmenden Zeugnis von A 1 und A 2

lage, der Fortsetzung Fredegars, verteidigt Krusch im Hinblick auf Vita Boniti c. 19 (SS. rer. Merov. VI, 130 mit Anm. 2; vgl. S. 111). Doch dürfte der *Burgundionum dux* der Vita schwerlich der in den Annalen genannte Drogo sein; mir scheint die Annahme eines Irrtums der letzten Quelle unabweisbar.

9. So S. 15, 19 und 16,2.

10. Beiträge zur Kritik der Annales Mettenses priores, Königsberger Dissertation 1921. Nur ein Auszug ist im Jahrbuch der Philosophischen Fakultät der Albertus-Universität zu Königsberg für 1921 S. 83—87 gedruckt; ich habe den vollständigen Text (77 Seiten in Maschinenschrift) in dem Exemplare der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin benutzen können. Zur Art der Zusammenarbeit vgl. auch R. Holtzmann, Hochseeburg und Hochseegau, Sachsen und Anhalt 3 (1927) S. 55 ff.

11. Vgl. u. a. H. Proehl, Beiträge zur Geschichte der Entstehung des Kirchenstaates, Diss. Halle 1914, S. 53—70; E. Caspar, Pippin und die Römische Kirche, Berlin 1914, S. 1 f., 75 (Anm. 4), 86 f.; C. Rodenberg, Pippin, Karlmann und Papst Stephan II., Ebering, Historische Studien 152 (Berlin 1923) S. 51 ff.

12. Vgl. dazu die Ausgabe S. XV.

kein neues Jahr anzusetzen war, 689 und 690; Simson (S. 6, 21. 7, 23) hätte hier die Zusätze von B 1 wie in anderen Fällen besser als Sternnoten gegeben statt sie in den Text aufzunehmen und nur in Klammern einzuschließen. Denn daß es sich um ein jüngeres Einschießel handelt, zeigt bei 690 ohne weiteres der Zusammenhang, der durch die Jahresangabe zerrissen wird; die entsprechenden Worte erweisen sich aber in beiden Fällen als spätere Zusätze, wenn man die Grundlagen der ursprünglichen Jahresansätze am Anfang der Annalen erkennt. Es ergibt sich dabei ein weiteres Beispiel der „ungerechtfertigten Verdoppelungen“, auf die, an H. E. Bonnell¹³ anknüpfend, Holtzmann hingewiesen hat und die dadurch entstanden sind, daß der Verfasser Vorgänge, von denen er in mehreren Quellen las, mehr als einmal eintrug, weil er nicht bemerkte, daß es sich um das gleiche Ereignis handelte.¹⁴ Zugleich wird der ganze erste Teil der Annalen bis in die Anfänge Karl Martells hinein als Einheit erwiesen, während Rutau nach 693 wegen der größeren Dürftigkeit der folgenden Jahresabschnitte und aus stilistischen Gründen einen Einschnitt machen zu müssen glaubte und auch vom Tode Pippins an eine von der Schilderung der ersten Jahre des Majordomus verschiedene Quelle erkennen wollte.¹⁵

Jedem Leser der *Annales Mettenses* wird es aufgefallen sein, daß der Verfasser Pippin dreimal seine Herrschaft antreten läßt:

1, 1 *Anno ab incarnatione domini nostri Iesu Christi DCLXXXVII. Pippinus filius Ansegisili nobilissimi quondam Francorum principis post plurima prelia magnosque triumphos a Deo sibi concessos Orientalium Francorum, glorioso genitori feliciter succedens, suscepit principatum.* Es folgt der Bericht vom Siege über den Mörder seines Vaters.

4, 17 *Anno ab incarnatione domini nostri Christi Iesu DCLXXXVIII. Pippinus successibus prosperis Orientalium Francorum, quos illi propria lingua Osterliudos vocant, sus-*

13. Die Anfänge des karolingischen Hauses, *Jahrbücher der Deutschen Geschichte* (1866) S. 160 f.

14. R. Holtzmann, *Hochseeburg und Hochseegau*, a. a. O. S. 58 f.; vgl. Rutau a. a. O. S. 26 f.

15. Rutau a. a. O. S. 19 ff., 26 f., 42 ff. will den Verfasser der ersten Abschnitte von dem Kompilator unterscheiden, dem er auch die Benutzung der *Annales Petaviani* (s. unten S. 13) zuschreibt.

cepit principatum. Es folgt die Unterwerfung der Schwaben, Bayern und Sachsen, die Vorgeschichte der Schlacht bei Tertry und diese selbst.

12, 19 *Igitur anno ab incarnatione domini nostri Iesu Christi DCXCI. Pippinus singularem Francorum obtinuit principatum*.

An der ersten Stelle hat freilich S i m s o n 688 statt 687 in den Text gesetzt, vermutlich wegen des Widerspruchs zu der nächsten Jahresangabe. Aber einmal wäre die Wiederholung der Jahreszahl in diesen Annalen ganz vereinzelt, und zudem spricht die Überlieferung, die Übereinstimmung von A 1 und B 1, durchaus für 687: zwar hat nur B 1 *DCLXXXVII*, A 1 *DCLXXXVIII*, aber schon Fr. K u r z e hat diese Zahl mit Recht „aus einem sehr häufig vorkommenden Versehen beim Abschreiben: IIII für UII“ erklärt.¹⁶ Die von den Annales Mettenses abhängige Genealogia Dagoberti hat *DCLXXXVIII*, A 2 mit leichtem Schreibfehler *DCCLXXXVIII*; der Widerspruch zum nächsten Jahresabschnitt hat offenbar zu der von Simson gebilligten Angleichung der Jahreszahl geführt.

Warum läßt der Verfasser Pippins Herrschaft in drei Stufen aufsteigen? Aus seiner Hauptquelle im ersten Teile, den Fortsetzungen Fredegars c. 8 (SS. rer. Merov. II, 173), wußte er, daß Pippin 27½ Jahre die Franken regiert hat: *rexitque populum Francorum ann. XXVII S.*, entsprechend der Vorlage des Fortsetzers, dem 726 geschriebenen Liber historiae Francorum c. 51 (eb. S. 325): *obtenuitque principatum sub suprascriptos reges annis XXVII et dimidio* — man beachte die Übereinstimmung der ersten beiden Worte mit den Metzger Annalen zu 691. Inkarnationsjahre und überhaupt die annalistische Gliederung konnte deren Verfasser diesen Quellen nicht entnehmen; aber er hat außerdem frühkarolingische „kleine“ Annalen gekannt, wie sie im Anschluß an Osterfesten erwachsen waren, Annalen, die ihm feste Jahresansätze an die Hand gaben, vor allem die Annales Petaviani (SS. I, 7 ff.), deren Benutzung bereits P e r t z für die jüngeren Metzger Annalen bei 708—713, 715 und weiterhin festgestellt hat (eb. S. 321 Anm. 17 und 18, 323 Anm. 23 und 24 usw.).¹⁷ Auf Grund dieser Annalen ließ sich

16. Die verlorene Chronik von St. Denis — 805, Neues Archiv 28 (1903) S. 12 Anm. 1.

17. Danach Bonnell a. a. O. S. 159 Anm. 5 und teilweise Simson in der

der Tod Pippins dem Jahre 714 zuweisen, wie auch die angrenzenden Jahresabschnitte darauf beruhen, nur daß daneben die Fortsetzungen Fredegars benutzt sind und die dürftigen Nachrichten der kleinen Annalen möglichst zum Ruhme Pippins umgedeutet werden. Diese setzen seinen Tod in den Dezember 714, so die Petaviani:¹⁸ *Domnus Pipinus mortuus est in mense Decembrio*; die Metzger Annalen nennen bestimmter den 16. Dezember, *XVII. Kal. Ian.*, wohl auf Grund einer etwa am Hof aufbewahrten nekrologischen Quelle.¹⁹ Rechnete der Verfasser jene 27½ Jahre (S. 19, 12: *annis XXVII et mensibus VI*) vom 16. Dezember 714 zurück, so kam er für den Beginn von Pippins Herrschaft auf Mitte 687; ebenso lassen auch die *Annales Laubacenses* 687 und, mit einer bei der Herübernahme aus der Vorlage versehentlich erfolgten Verschiebung um ein Jahrzehnt, die *Annales Bawarici breves* (SS. XX, 8) sowie eine Handschrift der Petaviani²⁰ 697 Pippin die

Ausgabe; Rutau a. a. O. S. 6 ff. Die Worte *aquae inundaverunt valde*, die in den *Annales Petaviani* (und den verwandten Annalen) das Jahr 711 eröffnen, sind in den Mettenses an das Ende des vorhergehenden Jahres geraten. — Auf die abweichenden Aufstellungen von Halphen a. a. O. S. 49 ff. gehe ich nicht weiter ein; vgl. oben S. 1 Anm. 4.

18. Auch der Vaticanus bei A. Mai, *Spicilegium Romanum* VI (1841), 181.

19. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Tag aus *in medio Decembrio* erschlossen ist, das die *Annales Tiliani* statt des *in mense Decembrio* der verwandten Quellen geben (SS. I, 6; danach Ado, eb. II, 318, vgl. Wilh. Kremers, Ado von Vienne I, Bonner Dissertation 1911, S. 95 f.). Gegenüber dem Zeugnis der alten Annalen hat v. Simson, *Neues Archiv* 38 (1913) S. 392, mit Recht den 15. November als Todestag Pippins abgelehnt, den ein Nekrologium von St. Arnulf in Metz nennt (J. Depoin, *Revue Mabillon* VI, 1910/11, S. 265) mit der bei der Angabe von Kalenden nicht seltenen Verschiebung um einen Monat (*XVII. Kalendas Decembris*). Auch der 1. Dezember in dem Totenbuch von Flavigny (SS. VIII, 287) und in einem Echterbacher Zusatz zum Martyrologium des Florus (H. Quentin, *Les martyrologes historiques du moyen âge*, 1908, S. 236) beruht sicherlich auf einem Versehen.

20. Es ist der Text, dessen Anfang (697—713) P. Pithoeus, *Annalium et historiae Francorum... scriptores coetanei* XII, Paris 1588 (und Frankfurt 1594), hinter dem Vorwort aus einer Handschrift der *Lex Salica* mitgeteilt hat, an die sich dort dieses „Chronicon“ bis 799 anschloß (mit 799 enden auch andere Handschriften der Petaviani, SS. I, 18). Von 687 ab rechnen die *Annales Iuvavenses maximi* zu 844 die Herrschaft der Karolinger (eb. XXX, 2, S. 741).

Regierung übernehmen (SS. I, 7): *Pipinus primus regnum coepit, Pipinus senior regnare coepit*. Das Jahr ist richtig angegeben, nur daß darin das des Sieges von Tertry zu erkennen ist,²¹ während die

21. Ich verweise nur auf Böhmer-Mühlbacher, *Regesta imperii* I² Nr. 4f. Der Majordomus Waratto, der Vorgänger des bei Tertry besiegten Berchar, lebte noch, als Bischof Audoin von Rouen am 24. August 684 starb (SS. rer. Merov. V, 540 Anm. 14 und 564 Anm. 1). Pippin hatte bereits als Herr des Frankenreichs die Friesen besiegt (Beda, *Hist. eccl.* V, 10), als Willibrord zur Friesenmission 690 über das Meer kam; das Jahr in Willibrords Kalender: SS. rer. Merov. VII, 92, vgl. 83; H. A. Wilson, *The calendar of St. Willibrord* = Henry Bradshaw Society Vol. 55, 1918, Tafel 11 und S. 13; Fr. Flakamp, *Die Anfänge friesischen und sächsischen Christentums, Geschichtliche Darstellungen und Quellen* hrsg. von L. Schmitz-Kallenberg 9 (Hildesheim 1929) Tafel 2. Da Pippin den besiegten Berchar bis zu dessen Tode im Amt beließ, gestattet die bei dessen Lebzeiten ausgestellte Urkunde Theuderichs III. vom 30. Oktober 688 (Pertz, *Dipl. Merov.* S. 51 Nr. 57; Ph. Lauer und Ch. Samaran, *Les diplômes originaux des Mérovingiens*, 1908, Tafel 17) keine nähere Umgrenzung. Pippin wurde an Berchars Stelle Majordomus noch unter Theuderich III. (*Liber hist. Franc.* c. 48, SS. rer. Merov. II, 323; vgl. *Vita Boniti* c. 5, eb. VI, 121), der wahrscheinlich März/Mai 690 gestorben ist (Krusch, eb. VII, 499 f.), alles Tatsachen, die mit 687 als dem Jahr der Schlacht bei Tertry im Einklang stehen. — Die Urkunde Pippins für die Apostelkirche (St. Arnulf) in Metz vom 12. Jahre Theuderichs, deren Anfang Pertz a. a. O. S. 92 Nr. 2 nach späteren Urkunden Pippins ergänzt hat (vgl. die *Historia S. Arnulfi*, SS. XXIV, 534), fällt, wenn das Datum richtig überliefert ist, ins Jahr 685, also vor die Schlacht bei Tertry, wogegen keinerlei Bedenken besteht; es liegt kein Grund vor, mit Mühlbacher, *Reg.* Nr. 6 die Königsjahre Theuderichs anders zu berechnen als vom Beginn der Herrschaft in Neustrien (673): auch in den Privaturkunden werden die Jahre der Merowinger fast immer vom ersten Antritt der Regierung gezählt, mochte er sich auf das ganze Reich oder zunächst nur auf einen Reichsteil beziehen — der Gedanke der Reichseinheit findet auch darin seinen Ausdruck. Als Majordomus begegnet Pippin, wie hier zu Mühlbacher ergänzt sei, nicht nur 692 in der Urkunde des Bischofs Bertoendus von Châlons-sur-Marne (Pardessus, *Diplomata* II, 221 Nr. 423; Lalore, *Collection des principaux cartulaires du diocèse de Troyes* IV, 1878, S. 116) und in einem Diplom Childeberts III. von 697, sondern auch in den Tironischen Notizen zweier anderen Diplome von 695 und 697 (Pertz S. 59 und 62 f. Nr. 67, 70, 71; Lauer und Samaran, Tafel 24, 27, 28; vgl. M. Jusselin, *Bibliothèque de l'Ecole des chartes* 68, 1907, S. 498 ff. und 74, 1913, S. 69 f.). Nicht vor 696 (s. L. Duchesne, *Fastes épiscopaux de l'ancienne Gaule* II², 1910, S. 339) ist eine Urkunde des Bischofs Herlemund von Le Mans ausgestellt (überliefert mit nicht zugehöriger Datumzeile), wo es heißt (J. Havet, *Oeuvres* I, 1896, S. 444; Busson

Metzer Annalen es auf die Übernahme der Herrschaft in Austrasien beziehen — weshalb, wird sich sogleich herausstellen.

Es gab nämlich andere Annalen, die Pippins Machtergreifung ein Jahr später ansetzten, 688: solche Verschiebungen um ein Jahr sind ja bei der Übertragung annalistischer Randbemerkungen aus einer Ostertafel in eine Abschrift oder Bearbeitung öfter erfolgt, man denke z. B. an den ersten Teil der Fränkischen Reichsannalen. So finden sich jene Worte der *Annales Laubacenses* fast unverändert statt 687 beim nächsten Jahre in den *Annales Augienses brevissimi* (SS. III, 136), S. Dionysii (eb. XIII, 719) und S. Germani minores (eb. IV, 3): *Pipinus primus regnare coepit* oder — im Wortlaut vielleicht von den Metzer Annalen beeinflusst — in den *Annales S. Germani* (eb. III, 167) und der *Historia Francorum Senonensis* (eb. IX, 364): *Pippinus Auster maior domus regiae principatum Francorum suscepit*. Sollte in solchen teilweise alten Annalen nicht die Erklärung dafür liegen, daß der Verfasser der *Annales Mettenses* Pippins Herrschaft bei den Ostfranken 688 nochmals anheben läßt?

und Ledru, *Actus pontificum Cenomannis in urbe degentium*, 1901, S. 232): *annuente domino et seniore nostro Pipino maiore domus*; Majordomus heißt er auch in der Urkunde der Aebtissin Adela von Pfalzel (SS. XIV, 105; überarbeitet bei Pertz S. 177 Nr. 60) und in dem Urkundenauszug der Vita Trudonis c. 23 (SS. rer. Merov. VI, 292). Sein Hausmeieramt im letzten Jahrzehnt des 7. Jahrhunderts ist also urkundlich weit mehr bezeugt, als Mühlbacher, *Deutsche Geschichte unter den Karolingern* (1896) S. 32 erkennen läßt. Bald nach 697 machte Pippin an seiner Stelle den Sohn Grimoald zum Majordomus (Liber hist. Franc. c. 49, S. 323), der als solcher zuerst im Februar 702 nachweisbar ist (Pertz S. 64 Nr. 73; Lauer und Samaran, Tafel 29); aber schon im Januar 701 nennt sich Pippin nur *inluster vir* ohne einen Amtstitel (Pertz S. 92 Nr. 3; H. [Reincke-]Bloch, *Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte* X, 1898, S. 377), hatte also wohl schon vorher zugunsten des Sohnes auf das Majordomat verzichtet, nachdem sein Vertrauensmann am Königshofe, Nordeberct, gestorben war (Liber hist. Franc. c. 48. 49), der 691 und 693 unter den „Optimaten“ am Königgericht teilnimmt und 696 ein Diplom Childeberts beglaubigt (Pertz S. 57 f. und 62 Nr. 64, 66, 69; Lauer und Samaran, Tafel 20, 23, 26) — ein weiteres Diplom desselben Königs (seit Ende 694), das Norbert in den Tironischen Noten des Schlußteils nennt (Pertz S. 64 Nr. 72; Lauer und Samaran, Tafel 33; vgl. Jusselin a. a. O. 68, S. 501 f. und 74, S. 70), läßt sich nicht genauer datieren. Nordeberct ist zwar Vertreter Pippins am Hofe gewesen, aber nie Majordomus, wie Mühlbacher (*Deutsche Geschichte a. a. O.*) angenommen hat.

Orientalium Francorum, quos illi propria lingua Osterliudos vocant: will der Relativsatz gegenüber dem einfachen *Orientalium Francorum* des ersten Abschnittes einen Fortschritt bezeichnen, eine Erweiterung und Unterscheidung?²² Es ist mir im Hinblick auf das folgende *Theodericus rex Occidentalium Francorum, quos illi Niwistrios dicunt* (S. 5, 7) höchst zweifelhaft, ob dies der Fall ist — die Neustrier werden doch hier einfach den Austrasiern gegenübergestellt. Aber die erneute Hervorhebung des Regierungsantritts bei einem anderen Jahre darf man wohl um so eher aus der Benutzung einer zweiten Quelle erklären, als eine solche Herleitung mit größerer Sicherheit bei der Wiederkehr der gleichen Wendung zu einem dritten Jahre sich bewährt. Nachdem der Kampf bei Tertry mit breiter Ausmalung und mit Ortskenntnis geschildert ist, heißt es, daß Pippin 691 *singularem Francorum obtinuit principatum*. Der Verfasser hat die 27½ Jahre seiner einen Quelle nicht vom Siege bei Tertry an gerechnet, sondern von einem früheren Lebensabschnitte Pippins, weil er Annalen kannte, die den Sieg fälschlich zu einem späteren Jahre eingetragen hatten, eben zu 691. Wir besitzen solche noch in den Annales S. Amandi und den anfangs daraus ausgezogenen Annales Sangallenses Baluzii (SS. I, 6 und 63),²³ die beide

22. Man könnte an den Osten Austrasiens denken, weil unmittelbar im Anschluß an diese Worte die Unterwerfung der Schwaben, Bayern und Sachsen berichtet wird. — Übrigens ist die Jahresangabe 688 in den Metzger Annalen (S. 4, 17), wie sie oben S. 12 wiedergegeben ist, weniger gut bezeugt als die von 687 und 691. Zwar fehlt sie an allen drei Stellen wie meist in A 1, aber 688 hat neben B 1 das alte Bruchstück A 2 nur beschränkten Zeugniswert, weil hier durch Überspringen von S. 4 Z. 14 *Francorum* zu dem gleichen Wort in Z. 19 mit dem Ende des einen und dem Anfang des anderen Abschnitts die Jahreszahl an der richtigen Stelle verschwunden und erst einige Worte nachher Z. 20 zwischen *Osterleudos vocant* und *suscepit principatum* ergänzt ist: *Anno silicet (!) incarnationis Domini DCLXXXVIII* (die Angaben von Simson sind nicht ganz deutlich; vgl. den Abdruck bei Freher, *Corpus historiae Francicae* S. 168). Doch spricht auch die Umwandlung von 687 in *DC/LXXXVIII* in A 2 (s. oben S. 13) entschieden dafür, daß 688 auch S. 4, 18 in der Vorlage von A 2 vorhanden gewesen ist. Herr H. Idris Bell, Leiter der Handschriftenabteilung des Britischen Museums, hat mich durch eine freundliche Auskunft über die besprochene Stelle von A 2 zu Dank verpflichtet.

23. Die St. Galler Annalen gibt genauer C. Henking, Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte 19 (St. Gallen 1884) S. 197.

mit der Nachricht zu 691 anheben: *Bellum Pippino in Testricio, ubi superavit Francos*. In der Überwindung der Neustrier erblickte der Verfasser mit Recht den Anfang des *singularis principatus*; aber er bezog die allgemeinere Wendung anderer Annalen, die das gleiche Ereignis im Auge hatten, wegen der abweichenden Jahresangaben auf den früheren Antritt der Herrschaft bei den Ostfranken.

Danach ist ihm 693 das dritte Jahr der Alleinherrschaft Pippins, in das er — drei Jahre zu spät — den Tod König Theuderichs setzt (S. 15, 17): *Anno deinde incarnationis domini nostri Iesu Christi DCXCIII, Pippini vero singularis principatus III^o Theodericus,²⁴ qui, antequam vinceretur a Pippino, annis XIII, victus vero sub eodem regnavit III annis, moritur*. Wiederum geben die *Annales Petaviani* die Erklärung für den falschen Ansatz. Die Fortsetzung Fredegars nannte als Regierungsdauer Theuderichs und seiner Söhne, Chlodwigs III. und Childeberts III., 17, 4 und 16 Jahre. In den *Petaviani* fand der Verfasser der *Ann. Mett.* als Todesjahr Childeberts 711 (wie 715 als das Dagoberts III.); vom Jahre 711 (S. 18, 12), dieses mitgerechnet, kam er mit 16 Jahren (S. 18, 14) für den Anfang Childeberts auf 696, die vier Jahre Chlodwigs (S. 15, 23) erstreckten sich dann von 693 bis 696 und 693 erschien als das Endjahr Theuderichs, von dessen 17 Jahren so drei: 691—693 auf die Zeit nach dem Siege Pippins, 14 auf die vorhergehende Zeit entfielen. Die angeführte Stelle findet so ihre Erklärung, und man erkennt die Überlegungen des Verfassers, sieht ihm gleichsam in die Werkstatt.

Das vermeintliche, bei ihm vorausgesetzte, wenn auch nicht ausdrücklich angegebene Anfangsjahr Childeberts 696 hat ihn anscheinend auch veranlaßt, den Sieg Pippins über den Friesenherzog Radbod bei Duurstede viel zu spät in das nächste Jahr 697 zu setzen;²⁵ denn in der Fortsetzung Fredegars c. 6 (S. 172) las er von

24. Ich habe die allein mögliche Lesart der *Genealogia Dagoberti* eingesetzt, die auch Simson als richtig erkannte, ohne aber den entstellten Wortlaut von A 1 („*principatus in Theodericum*“) aus dem Texte zu entfernen.

25. Warum schon 692 ein früherer Sieg Pippins über Radbod berichtet wird, ist weniger deutlich. Ob die Worte des *Liber historiae Francorum* c. 49 (S. 323): *Pippinus quoque multa bella gessit contra Radbodem gentilem vel alios principes, contra Suevos vel quam plurimas gentes* den Verfasser der *Ann. Mett.* bestimmt haben, wenigstens einen zweiten Krieg gegen Radbod anzunehmen und ihn neben anderem als Füllsel für das

dieser Schlacht fast unmittelbar nach der Thronbesteigung Childeberts. Nur die Erhebung von Pippins Sohn Drogo zum Herzog der Champagne und des anderen Sohnes Grimoald zum Hausmeier werden dazwischen kurz berichtet, und so erzählt auch der Verfasser der Metzger Annalen von beiden Maßnahmen,²⁶ nachdem die Einsetzung Childeberts erwähnt ist, am Ende des vorhergehenden Abschnittes, mit der unbestimmten Zeitangabe: *Labentibus itaque annorum curriculis* (S. 16, 3) — auch die kleinen Annalen gaben ihm eben keine Handhabe, den Anfang auch nur von Grimoalds Hausmeiertum zeitlich festzulegen, den uns die Kenntnis der Urkunden gestattet um 700 anzusetzen.²⁷ Wie sehr er auf der einen Seite von den Fortsetzungen Fredegars, auf der anderen von den kleinen Annalen abhängig ist, lehrt auch der Umstand, daß er von dem zu 697 gesetzten Sieg bei Duurstede mit den Worten *Lapsisque post haec aliquibus annis* sogleich zum Tode Drogos überspringt; beide Ereignisse folgen nämlich, durch ein *Post haec* getrennt, bei dem Fredegar-Fortsetzer aufeinander, und zugleich konnte der Verfasser den Tod Drogos richtig dem Jahre 708 zuschreiben, weil die Annales Petaviani, denen nur in einer Handschrift das Jahr 697 (statt 687) vorgesetzt ist (oben S. 14), eben mit dem Tode Drogos im Jahre 708 anheben — aus der Lücke der Jahre 698 bis 707 ist also nicht etwa auf einen Wechsel der Vorlagen des Kompilators zu schließen.²⁸ Mit Hilfe der Petaviani hatte er also

Jahr zwischen 691 und 693 zu verwenden? Kannte er Bedas Hist. eccl. V, 10/11, wonach ein Sieg Pippins über Radbod einige Jahre vor der 696 (richtiger 695) erfolgten Weihe Willibrords zum Erzbischof errungen worden war (spätestens 690; s. oben S. 7 Anm. 2)? Für eine Kenntnis auch der Vita Willibrordi Alvincs, die ebenfalls von Radbod erzählte, darf man vielleicht die Worte eben dieses Jahresabschnitts 692 (S. 13, 19) geltend machen: *Seraque tandem penitentia ductus*; vgl. Vita Willibrordi c. 20 (SS. rer. Merov. VII, 131): *Sero tandem aliquando poenitentia ductus*. Vgl. unten S. 21 Anm. 31.

26. Nur macht er Drogo zum Herzog der Burgunder statt zu dem der Champagne; die nur zu dieser passenden Namen von Reims und Sens waren in der Stammhandschrift, auf die unsere Überlieferung zurückgeht, aus dem Zusammenhang gerissen. Vgl. oben S. 10 Anm. 8.

27. Zwischen 697 und 701; vgl. oben S. 16 Anm. 21.

28. Rutau a. a. O. S. 19 f., 26 f., der mit 693 einen Einschnitt ansetzen will, macht dafür auch die Dürftigkeit der folgenden Darstellung geltend; vgl. oben S. 12.

708 wieder den Anschluß an die wirkliche Zeitfolge erreicht; auf Grund derselben Quelle hat er, wie erwähnt (S. 13), Ereignisse der Jahre 709—712: Kriege gegen die Alemannen, eine Überschwemmung, den Tod König Childeberts, und 714 das Ende Pippins eingeordnet, und wenn er dazwischen zu 713 bemerkt: *Pippinus princeps infra principatus sui terminos ea quae pacis erant disponens in nullam partem eo anno exercitum duxit*, so deshalb, weil die Annalen in diesem Jahre im Gegensatz zu 709—712 keinen Feldzug verzeichneten. Sie geben auch für die Zeit Karl Martells zum großen Teile den zeitlichen Rahmen ab, der vor allem aus den Fortsetzungen Fredegars seinen Inhalt erhält; aber der Jahresabschnitt 734 beruht auch inhaltlich in Bezug auf den Feldzug gegen die Friesen auf den genannten Annalen, was v. Simson nicht bemerkt hat,²⁹ der dagegen 739 die Erwähnung von Marseille und 740 die des Unterbleibens von Heereszügen richtig auf sie zurückführte.³⁰

So wird man bei der Analyse der *Annales Mettenses* die Anlehnung an die frühkarolingischen kleinen Annalen, vor allem die *Petaviani*, mehr beachten müssen, als es bisher geschehen ist; ihnen verdankt der erste Teil — zum mindesten in der vorliegenden Gestalt der Kompilation — vor dem Einsetzen der *Reichsannalen* nicht nur einzelne Nachrichten, sondern zum erheblichen Teile überhaupt erst die zeitliche Gliederung und damit gewissermaßen ein einheitliches Knochengerüst.³¹

29. Wenn Simson in der Ausgabe S. 27 Anm. 6 das *Chronicon Anianense* (Moissiacense), SS. I, 291 zum Vergleich heranzieht, so mit Unrecht; dieser Chronik liegen hier wie oft die *Annales Laureshamenses* (SS. I, 24) zugrunde, deren Quelle bis 771 bekanntlich mit Annalen von der Art der *Annales S. Amandi* in den *Petaviani* zusammengearbeitet ist; daher die Ähnlichkeit. Der Feldzug gegen die Friesen von 734 wird in der Fortsetzung Fredegars hinter der Komputation, die das Jahr 735 nennt (c. 16, S. 176), als Nachtrag (*quod superius praetermissimus*, c. 17) erzählt; der Verfasser der *Annales Mettenses* hat die Tatsache des Nachtrags übersehen und berichtet daher über denselben Krieg 734 in Ausmalung der wenigen Worte der *Petaviani*, 736 (S. 26) nochmals im Anschluß an den Fredegar-Fortsetzer.

30. Ausgabe S. 30 mit Anmerkung 14.

31. Zu S. 1, 10 *perpetuae laudis cumulus* vgl. Statius, *Silvae* IV, 3, 158: *et laudum cumulo beatus omni*; Ennodius, *Vita Epifani* c. 76 (MG. Auct. ant. VII, 93): *ad laudum eius cumulum* und c. 94 (S. 96): *crescente laudum cumulo*. — 3,24 *non tardus auditor*; vgl. Jac. 1, 19 und 25. — 5, 12 (vgl.

36, 14. 38,2) *capitis coma deposita*; vgl. u. a. *Vita Wandregiseli* c. 4 (SS. rer. Merov. V, 15): *sibi comam capitis deposuit*; *Vita Eremberti* c. 7 (eb. S. 656): *comaque capitis deposita*; *Vita Trudonis* c. 24 (eb. VI, 293): *comam capitis sui deponens*. — 6,6 *cum Deus omnipotens huic monstruosae potestati finem facere decrevisset*; vgl. *Vita II. Leudegarii* c. 19 (eb. V, 341): *cum iam Deus omnipotens... decreverat remunerare suo fideli famulo* im Anschluß an Gregors des Großen Dialogi I, 8 (ed. Moricca in den *Fonti per la storia d'Italia*, 1924, S. 47). — 6, 15 *Gislmarus... patrem ab honore deposuit*; vgl. *Vita II. Audoini* § 35 (SS. rer. Merov. V, 562 Anm. 1): *Gislemarus... patrem a proprio deposuit honore*. — 6,24: *preter ingenii calliditatem et humani consilii sagacitatem*; vgl. *Contin. Fredegarii* c. 4 (eb. II, 170,24): *ob nimiam caliditatem ac sagacitatem*. — 11,24 *in ore gladii*, oft in der *Vulgata*. — 17,3 *cepit terrena cuncta despicere et ad regna caelestia viriliter anhelare*; vgl. *Vita I. Audoini* c. 3 (SS. rer. Merov. V, 555): *honore saeculi parvi pendens, ad caelestia regna devotissime anelans*. — 19,21 *dignum heredem*, 20,22 und 25,11 *dignissimus heres*; vgl. *Horaz*, *Carm. II*, 14,25: *Absumet heres Caecuba dignior* (*Horaz* ist bereits von *Simson* zu 10,20 angeführt); *Aleuin*, *De sanctis Euboricensis ecclesiae* V. 1216 (MG. *Poetae I*, 196; *J. Raine*, *The historians of the Church of York I*, 1879, S. 385): *Wilfridus heres patri dignissimus almo*, und *Vita Willibrordi I*, c. 1 (SS. rer. Merov. VII, 117): *heres dignissimus*, ebenso II, c. 4,1 (*Poetae I*, 210; *Acta sanctorum Novembris III*, 453): *dignissimus heres*. Auch diese Kleinigkeiten mögen das literarische Bild des Verfassers der Metzger Annalen vervollständigen.

Die Zeit der Entstehung von Einhards Vita Karoli.

Von

Martin Lintzel.

I.

Als *Terminus ad quem* für die Entstehungszeit von Einhards Vita Karoli¹ gilt im allgemeinen das Jahr 821; denn angeblich aus diesem Jahre stammt eine Notiz in einem Reichenauer Katalog, nach der die Vita zu den Beständen der Klosterbibliothek in Reichenau gehört hat. Den *Terminus* 821 hat vor einigen Jahrzehnten H. Wibel zu erschüttern versucht,² und Holder-Egger³ und Halphen⁴ sind ihm darin gefolgt. Aber andere haben Wibels Versuch abgelehnt, und neuerdings erscheint jener *Terminus*, vor allem durch die Autorität von Paul Lehmann,⁵ wieder völlig gefestigt; fast jeder, der sich mit der Frage der Datierung der Vita Karoli befaßt hat, läßt sie im Jahre 821 im Reichenauer Katalog auftauchen und also schon vorher entstanden sein.⁶

1. Im folgenden wird zitiert nach der Ausgabe von O. Holder-Egger, *SS. rer. Germ. in us. schol.* (1911).

2. Vgl. H. Wibel, Beiträge zur Kritik der *Annales regni Francorum* und der *Annales q. d. Einhardi* (1902) S. 213 ff.

3. Vgl. die Ausgabe der Vita S. VII Anm. 7 und S. XXVI f.

4. Vgl. L. Halphen, *Études critiques sur l'histoire de Charlemagne* (Paris 1921) S. 60 ff., besonders S. 98 ff.

5. Vgl. *Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz* I, bearb. v. P. Lehmann (1918) S. 242 f. Dabei ist hervorzuheben, daß Lehmann über die Datierung der Vita eigentlich gar nichts sagt; er befaßt sich bloß mit der Datierung des Katalogs im allgemeinen und meint dann nur, die Erwähnung der Vita könne nicht gegen seine Datierung auf 821 sprechen, da sie schon vor 821 entstanden sein könne.

6. Vgl. (schon vor Lehmann) W. Wattenbach, *Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter* 1, 7. Aufl. (1904) S. 205 f.; M. Manitius, *Geschichte der lateinischen Literatur im Mittelalter* 1 (1911) S. 839; sodann

Von dem Katalog der Reichenauer Bibliothek, um den es sich hier handelt, besitzen wir zwei Überlieferungen.⁷ Die eine wird dargestellt durch einen Druck Neugarts, den dieser nach einer heute verlorenen Abschrift Johann Egons von einer gleichfalls verlorenen Pergamentrolle gemacht hat; sie gibt einen an einigen Stellen und besonders am Schluß offenbar verstümmelten und unvollständigen Text wieder; als Überschrift hat sie die Worte: *Brevis librorum, qui sunt in coenobio Sindleoazes-Auva, facta anno VIII. Hludovici imperatoris*;⁸ und es findet sich darin die Notiz: *Vita et gesta Karoli imperatoris Augusti volumen*.⁹ Die zweite Überlieferung wird repräsentiert durch eine Handschrift der Genfer Universitätsbibliothek aus der Mitte des neunten Jahrhunderts; sie gibt den Neugartschen Text mit sehr starken Auslassungen, einigen unbedeutenden Änderungen und wenigen Zusätzen.¹⁰ Die eben zitierte Überschrift des Katalogs, die Neugart überliefert, fehlt in ihr; aber auch sie notiert, wenn auch mit einer Änderung im Wortlaut gegenüber Neugarts Text: *Vita et gesta Karoli volumen I*.

In welchem Verhältnis die Genfer Handschrift zu der von Neugart mitgeteilten Handschrift und in welchem Verhältnis beide zum Original stehen, ist nicht mit Gewißheit zu sagen. Nur das wird man als sicher ansehen dürfen, daß die Genfer Handschrift ein Exzerpt darstellt, sei es nun ein direkt aus dem Original oder aus dem Neugartschen Text oder auch aus irgend einer Abschrift von einem von beiden.¹¹ Nach welchen Gesichtspunkten jenes Exzerpt

M. Buchner, Einhards Künstler- und Gelehrtenleben (1922) S. 169 f.; K. Hampe, Mittelalterliche Geschichte in Wissensch. Forschungsberichte (1922) S. 34; K. Esselborn, Einhards Leben und Werke, Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde N.F. 15 (1928) S. 59; K. Heldmann, Das Kaisertum Karls des Großen (1928) S. 321; S. Hellmann, Einhards literarische Stellung, Histor. Vierteljschr. 27 (1932) S. 41 besonders Anm. 5; vgl. übrigens auch F. Kurze, Einhard (1899) S. 26; sowie F. L. Ganshof, Notes critiques sur Eginhard, biographe de Charlemagne, Revue belge de philologie et d'histoire 3 (1924) S. 725 ff.

7. Vgl. zum folgenden Lehmann a. a. O. S. 240 ff.

8. A. a. O. S. 244. Es handelt sich also genau gesagt um die Zeit von Ende Januar 821 bis Ende Januar 822.

9. A. a. O. S. 248.

10. Die Abweichungen der Genfer Handschrift sind aus Lehmanns Textabdruck a. a. O. leicht ersichtlich.

11. Vgl. Lehmann a. a. O. S. 241 f.

angefertigt wurde, läßt sich nicht entscheiden; aber aus der Tatsache, daß in ihm die Überschrift fehlt, kann man selbstverständlich nicht ein Verdachtsmoment gegen die Jahresangabe des Neugartschen Textes ableiten.¹² Für die Beurteilung der Frage, welche Bewandnis es mit dieser Angabe hat, haben wir uns also zunächst allein an die von Neugart wiedergegebene Gestalt des Katalogs zu halten.

Die Jahreszahl in Neugarts Text erscheint natürlich von vornherein keineswegs über jeden Zweifel erhaben. Wie die Handschrift aussah, aus der Egon sie abgeschrieben hat, wissen wir nicht; und die Möglichkeit, daß er oder daß später Neugart sich verlesen haben, wird sich mit absoluter Sicherheit niemals verneinen lassen.¹³ Aber auch, wenn man die Überlieferung der Jahresangabe als ganz unanfechtbar betrachtet, so ist damit noch nichts dafür gesagt, daß sie als Datum für alle Teile des Katalogs und speziell für die Notiz über die *Vita Karoli* zu gelten hat. Es ist durchaus nicht ohne weiteres sicher, daß sie auf den ganzen von Neugart überlieferten Katalog zu beziehen ist; ebensogut könnte sie ursprünglich etwa nur an der Spitze eines ersten Teiles davon gestanden, oder der Katalog könnte Erweiterungen und Zusätze erfahren haben, die nicht schon im Jahre 821 vorhanden waren.

Bei näherer Überlegung ergibt sich freilich, wie P. Lehmann gezeigt hat,¹⁴ daß der Katalog wenigstens im ganzen und wesentlichen tatsächlich aus dem Jahre 821 stammen dürfte. Es existieren außer ihm noch einige andere Reichenauer Kataloge; wir besitzen Listen über Bücher, die unter dem Abt Erlebold (822 bis 838) und unter dem Abt Ruadhelm (838 bis 842) geschrieben sind.¹⁵ Da von

12. Denn es fehlt, wie bemerkt, in der Genfer Handschrift sehr viel; und zwar fehlt gleich der ganze erste Abschnitt des Neugartschen Textes, mit dem auch die Überschrift fortgefallen sein dürfte.

13. Das betont Wibel a. a. O. S. 225, und auch Lehmann S. 242 gibt das zu. — Die Möglichkeit, daß es sich bei dem Buch *Vita et gesta Karoli* gar nicht um Einhard's Biographie, sondern um eine verlorene *Vita Karls* handelt, besteht natürlich. Aber sie ist doch gar zu unwahrscheinlich, als daß man ernsthaft darüber diskutieren könnte.

14. A. a. O. S. 242 f.

15. Sie sind abgedruckt bei Lehmann S. 252 ff. und S. 254 f.; dazu kommen noch zwei andere Verzeichnisse aus den Jahren 823 bis 842, a. a. O. S. 255 ff.

den Büchern, die in diesen Listen aufgezählt werden, anscheinend nichts oder höchstens nur sehr wenig in dem Katalog von 821 verzeichnet ist,¹⁶ so scheint das zu beweisen, daß dieser Katalog nicht noch nach 821 laufend fortgeführt ist, und daß also „von einer planmäßig durch mehrere Jahre durchgeführten Nachtragstätigkeit nicht die Rede sein“ kann.

Aber wenn der Katalog als Ganzes genommen auch dem Jahre 821 zuzurechnen sein wird, so wird sich doch andererseits die Möglichkeit nicht gut bestreiten lassen, daß er wenigstens einzelne Nachträge erfahren hat. Die Listen über die 822 bis 842 geschriebenen Bücher sind fragmentarisch, und sie geben zweifellos nicht alle in dieser Zeit erfolgten Neuerwerbungen der Klosterbibliothek an.¹⁷ Wenn sie nichts oder nur sehr wenig von dem Inhalt des Katalogs von 821 enthalten, so beweist das also nicht, daß in ihm gar kein Buch verzeichnet gewesen sein kann, das erst nach 821 abgeschrieben oder erworben ist. Lehmann selbst meint, er wage nicht zu behaupten, daß der Katalog von 821 ganz Zusatzlos sei;¹⁸ und es liegt doch gerade bei einem so unorganischen und zu Vervollständigungen auffordernden Gebilde wie dem Katalog einer Bibliothek, die sich ständig erweitert, die Möglichkeit von vornherein recht nahe, daß er hin und wieder Zusätze erfuhr, und daß von solchen Ergänzungen auch die Jahreszahl am Kopf des Ganzen nicht abgeschreckt hat.

In der Tat scheinen einige Angaben des Katalogs darauf hinzudeuten, daß sie späteren Einschüben ihr Dasein verdanken. Der

16. Darüber läßt sich schwer etwas Genaues feststellen, da die Büchertitel nicht immer ganz sicher zu identifizieren sind, und da es auch möglich ist, daß man in Reichenau einige Bücher öfter besaß.

17. Sie verzeichnen teilweise nur die Bücher, die in Reichenau geschrieben sind, also keineswegs alle, die neu zur Bibliothek hinzukamen, und sind auch sonst unvollständig. Außerdem ist zu bedenken, daß der Katalog von 821 selbst ja unvollständig überliefert ist; er endet mit einer Lücke am Schluß, und wieviel in ihm etwa noch fehlte, das läßt sich nicht ausmachen. Wenn er aber Nachträge erfahren hat, so dürften sie in erster Linie natürlich am Schluß des Ganzen angebracht worden sein; und da dieser fehlt, so läßt sich nichts darüber sagen, ob hier nicht doch noch recht viel Bücher verzeichnet waren, die auch in den späteren Katalogen stehen.

18. A. a. O. S. 243.

Katalog ist im allgemeinen recht systematisch angelegt; die Büchertitel erscheinen in Rubriken, die mit Überschriften versehen sind, und sie entsprechen im großen und ganzen genau diesen Überschriften. Doch an einigen Stellen finden sich Ausnahmen; es tauchen bisweilen am Schluß einer Rubrik Titel auf, die mit ihrer Überschrift gar nichts zu tun haben. Da liegt es doch sehr nahe, zu vermuten, daß diese Titel, welche die Ordnung des Ganzen durchbrechen, spätere Zusätze sind.¹⁹ Daß es tatsächlich so ist, scheint sich aber in einem Fall mindestens sehr wahrscheinlich machen zu lassen. Als vorletzter Titel der Rubrik *De vita patrum* findet sich: *De architectura volumen I.*²⁰ Gemeint ist damit natürlich, wie auch Lehmann feststellt,²¹ das Werk des Vitruv. Die gleiche Architectura des Vitruv erscheint nun aber in dem Verzeichnis der Bücher, die unter Ruadhelm (838—842) geschrieben sind: *Liber Vitruvii magistri de architectura comprehensa X libris.*²² Man wird mit einiger Bestimmtheit sagen dürfen, daß die hier genannte Handschrift mit der des Katalogs von 821 identisch ist. Die Architectura des Vitruv war offenbar selten. In den von Lehmann veröffentlichten Katalogen der Diözesen Konstanz und Chur taucht sie außer in unsern beiden Verzeichnissen nicht wieder auf. Es erscheint also nicht eben wahrscheinlich, daß man in Reichenau zwei Handschriften davon besessen hat. Das bedeutet aber, daß der Katalog von 821 noch in den Jahren 838 bis 842 Nachträge erhalten haben dürfte.

Schon nach diesen Feststellungen ist die Möglichkeit, daß die Angabe über die Vita Karoli erst nach 821 in den Katalog geraten ist, nicht von der Hand zu weisen. Daß es tatsächlich so war, dafür scheinen die folgenden Erwägungen zu sprechen.

19. Lehmann S. 243 meint freilich, daß der Verfasser des Katalogs „einzelne sonst schwer unterzubringende Bände mit einer gewissen Willkürlichkeit angereiht haben“ könne. Gegen diese Möglichkeit läßt sich natürlich nichts sagen; aber wahrscheinlicher erscheint doch, daß es sich um Zusätze handelt, zumal da sonst im Katalog für ganz alleinstehende, also auch „schwer unterzubringende“ Bände besondere Rubriken erscheinen.

20. A. a. O. S. 247.

21. Vgl. Lehmanns Register S. 591.

22. A. a. O. S. 255.

Die Notiz *Vita et gesta Karoli (imperatoris Augusti) volumen (I)* findet sich am Ende einer Rubrik, die ohne Überschrift überliefert ist. Da der Rubrik in der Handschrift, die Neugarts Text zugrunde lag, eine Lücke vorangegangen zu sein scheint,²³ so mag es sein, daß hier ursprünglich eine Überschrift gestanden hat.²⁴ Auf jeden Fall aber erscheint die fragliche Rubrik sehr ungeordnet: die verschiedenartigsten Büchertitel finden sich in ihr systemlos durcheinandergewürfelt; schon dieser Gegensatz zu den übrigen Teilen des Katalogs scheint dafür zu sprechen, daß wir hier nicht einen ursprünglichen Textteil vor uns haben; und die Tatsache, daß die Vita gerade am Schluß dieser Rubrik verzeichnet ist, erhöht für sie noch die Wahrscheinlichkeit, daß es so war: hier würde man einen Einschub am ehesten angebracht haben.

Aber noch mehr. Der Wortlaut der Notiz über die Vita Karoli scheint sie als einen fremden Bestandteil in dem Katalog zu kennzeichnen. Die übrigen Büchertitel, die sich dort finden, sind im allgemeinen recht kurz und sachlich gefaßt. Im Gegensatz dazu fällt unsere Notiz durch eine gewisse Schwülstigkeit und Umständlichkeit auf. Im Katalog ist einigemale von Kapitularien Karls des Großen und Ludwigs des Frommen die Rede; der Kaiser wird dabei regelmäßig *domnus Karolus* resp. *domnus Karolus imperator* genannt;²⁵ man sieht, die Angabe über die Vita Karls fällt völlig aus dem Rahmen dessen heraus, was sonst im Katalog üblich ist.²⁶ Und darüber hinaus hat schon Wibel darauf hingewiesen, daß die Art, wie die Vita hier bezeichnet wird, genau dem Titel entspricht, den ihr Walafrid Strabo in dem Prolog gegeben hat, den er ihr angefügt

23. Vgl. a. a. O. S. 248.

24. Vgl. dazu Lehmann a. a. O. S. 243. Aber auch mit einer Überschrift wie *Libri diversorum auctorum* würde sich diese Rubrik nicht eben glücklich in das Ganze einordnen. Sonst sind, wenn irgend angängig, die Rubriken nach Verfassern geordnet, und selbst wenn von einem Autor nur ein Buch da war, so wird für ihn eine besondere Rubrik eingerichtet. Hier, und besonders mit Einhards Vita Karoli, geschieht das nicht.

25. A. a. O. S. 247 f.

26. Wenn freilich auch die Überschrift des ganzen Katalogs von *Hludovicus imperator* redet. — Daß die Angabe über die Vita aus dem Rahmen des Katalogs herausfällt, spricht sich auch darin aus, daß in dieser Angabe nicht der Verfasser der Vita genannt ist, während sonst im Katalog fast durchgängig die Verfasseramen angegeben werden.

hat;²⁷ da liegt es natürlich nahe, anzunehmen, daß dieser Titel aus Walafrids Prolog stammt. Das würde aber bedeuten, daß die Notiz über die Vita erst nach dem Jahre 840 in den Katalog gekommen ist.

Gewiß, volle Sicherheit läßt sich hier nicht gewinnen. Aber selbst, wenn man nach alledem nicht einmal zugeben wollte, daß es äußerst wahrscheinlich ist, daß die Vita Karoli in dem ursprünglichen Katalog von 821 nicht verzeichnet gewesen ist, so genügt doch schon die gänzlich unbestreitbare Möglichkeit, daß es so war, um den Terminus ad quem 821 für die Abfassung der Vita zu Fall zu bringen. Wenn sich aus anderen Gründen ergeben sollte, daß die Vita damals noch nicht existiert haben dürfte, so wird man ihr Auftauchen in dem Reichenauer Katalog nicht mehr als Gegenargument ansehen können.

Als nächster Terminus ad quem²⁸ bleibt demnach nur bestehen die Erwähnung der Vita in einem Brief des Lupus von Ferrières an Einhard, in dem es heißt: *venit in manus meas opus vestrum, quo memorati imperatoris (sc. Karoli) clarissima gesta . . . clarissime litteris allegastis.*²⁹

Der Brief ist von Lupus in Fulda geschrieben, wo er sich seit frühestens 828 bis 836 aufgehalten hat.³⁰ Ganz sicher zu datieren ist das Schriftstück freilich nicht. Da aber vier weitere von Lupus aus Fulda an Einhard gerichtete Briefe vorhanden sind, die sämtlich dem Jahre 836 angehören,³¹ so dürfte es am nächsten liegen, zu vermuten, daß auch unser Brief 836 oder jedenfalls nicht lange vorher

27. A. a. O. S. 226 f. Walafrid bezeichnet die Vita gleichfalls als *imperatoris Karoli vita et gesta*; vgl. Ausgabe S. XXVIII.

28. Auf die früher öfter vorgebrachten Argumentationen, die sich auf das Verhältnis der Vita zu den letzten Jahresberichten der Reichsannalen stützen, will ich hier nicht weiter eingehen. Sie sind oft genug widerlegt und auch völlig haltlos, da sich die Frage, wem hier die Priorität zukommt, auf Grund der zwischen den beiden Quellen bestehenden Parallelen allein nicht entscheiden läßt.

29. Vgl. Ep. Karol. aevi 4, Nr. 1 p. 8.

30. Das ergibt sich daraus, daß Lupus vom Erzbischof Aldrich von Sens nach Fulda geschickt worden ist, der 828 Erzbischof geworden und 836 gestorben ist, und daß er, wie wir aus seinen Briefen wissen, Fulda 836 wieder verlassen hat.

31. Vgl. Ep. Karol. aevi 4, Nr. 2—5, S. 9 ff.

geschrieben ist. Die Worte, mit denen Lupus hier der Vita gedenkt, lassen, wie man schon oft betont hat, nicht annehmen, daß sie damals eben erst veröffentlicht worden ist; Lupus scheint sie vielmehr in der Fuldaer Klosterbibliothek vorgefunden zu haben. Aber ob sie hier schon lange oder erst kurze Zeit gelegen hat, darüber ist aus Lupus' Brief nichts zu entnehmen. Zu entnehmen ist aus ihm nur, daß die Vita spätestens 836 vorhanden war.

II.

Man nimmt bisweilen nicht nur an, daß die Vita Karoli schon vor 821 geschrieben worden sei; man behauptet mitunter sogar, Einhard habe sie unmittelbar nach dem Tode Karls des Großen abgefaßt.³² Doch für diese Behauptung spricht schlechterdings nichts.³³ Bestimmend dafür, daß sie überhaupt aufgekommen ist, ist wohl das unbewußte, aber verständliche Bestreben gewesen, für die berühmteste Kaiserbiographie des Mittelalters einen möglichst hohen Grad von Glaubwürdigkeit und Authentizität zu retten, indem man sie so nahe wie möglich an die Ereignisse heranrückte, die sie beschreibt. Aber alles, was sich über die Vita und ihre Entstehung feststellen und sagen läßt, beweist, daß dies Bestreben in die Irre geht.

Zwei Momente wenigstens, die dafür sprechen, daß die Vita frühestens erst einige Jahre nach 814 entstanden sein kann, hat man schon manchmal bemerkt und hervorgehoben.³⁴ Im cap. 17 redet Einhard von den Angriffen der Normannen und der Sarazenen auf das Karolingerreich zur Zeit Karls des Großen. Dabei betont er, daß das Reich *diebus suis* (sc. Karoli) weiter keinen Schaden erlitten habe als die Zerstörung von Civitavecchia durch die Mauren

32. Vgl. die oben S. 22 Anm. 6 zitierte Literatur; besonders etwa Kurze, Wattenbach und Manitius a. a. O.

33. Wenn man etwa von der Ansicht Kurzes absieht, die Tatsache, daß die Reichsannalen 814 angeblich den Verfasser wechseln, hänge damit zusammen, daß ihr bisheriger Verfasser Einhard damals an der Vita Karoli zu arbeiten hatte, so ist ein Beweis dafür auch nie versucht worden. Vgl. Kurze, Über die Karolingischen Reichsannalen von 741 bis 829 und ihre Überarbeitung, NA. 21 (1896) S. 55.

34. Vgl. zum folgenden vor allem Wibel a. a. O. S. 214 f.; Holder-Egger S. XXVI f.

und die Plünderung einer friesischen Insel durch die Dänen. Die Hervorhebung der *dies sui* läßt vermuten, daß es zu der Zeit, da Einhard schrieb, anders aussah. Der erste Normanneneinfall unter Ludwig dem Frommen, von dem wir wissen, fand 817 statt; über die Maureneinfälle in den ersten Jahren seiner Regierung existieren zu wenig genaue Nachrichten, als daß sich eine einigermaßen sichere Datierung geben ließe. Aber die Geschichte der Wikingerzüge läßt jedenfalls erst für die Zeit nach 817 die Ausdrucksweise Einhards verständlich erscheinen.

In cap. 12 ist von den Abodriten die Rede, *qui cum Francis olim foederati erant*. Einhard setzt in dieser Wendung offensichtlich voraus, daß das fränkisch-abodritische Bündnis zu der Zeit, da er schrieb, nicht mehr bestand. Die Abodriten sind, nachdem sie seit den ersten Jahren Karls des Großen, ja vielleicht noch länger, mit den Franken verbündet waren, 817 von ihnen abgefallen. Erst frühestens in diesem Jahre kann also Einhard auch seine Bemerkung über das Bündnis mit ihnen niedergeschrieben haben.

Aus den eben erwähnten Angaben Einhards über Normannen, Sarazenen und Abodriten hat man für die Entstehung der Vita als Terminus post quem das Jahr 817 gefolgert;³⁵ eine spätere Abfassungszeit als 821 hat man aber im allgemeinen nicht angenommen, und, wenn auch das, so ist man jedenfalls über die zwanziger Jahre des neunten Jahrhunderts nicht hinausgelangt. Diese Datierungsversuche hat vor einiger Zeit Halphen mit neuen Argumentationen zu überholen unternommen. Er hat wenigstens die Möglichkeit erwogen, die Abfassung der Vita in die Jahre nach 830 zu verlegen.³⁶ Anklang hat er damit freilich nicht gefunden.³⁷

35. Vgl. Wibel a. a. O.

36. Vgl. a. a. O. S. 101 ff. Die Gründe, die Halphen anführt sind einmal schon die von Wibel vorgebrachten; außerdem aber: „Le ton d'Einhard, dans la préface, est celui d'un homme qui écrit alors que beaucoup de témoins du grand règne ont déjà disparu et même, semble-t-il, en un temps où les idées ont changé, où le culte des belles-lettres a cessé d'être en honneur parmi les gens en place et les courtisans, où l'influence de l'auteur lui-même enfin a commencé à décliner“; das scheine in die letzten Jahre Ludwigs des Frommen, in die Zeit zu weisen, da Einhard in Seligenstadt hauste, wo er nun den laudator temporis acti spielen konnte. Auf dasselbe weise hin, daß Einhard in der Vita hervorzuheben scheint, was geeignet war, „à servir de leçon à ses contemporains: l'esprit de concorde

Aber so wenig ich Halphens Gründe für durchschlagend oder erschöpfend halte, so möchte ich doch im folgenden den Nachweis zu führen versuchen, daß die Vita tatsächlich nach 830, oder vielleicht sogar erst nach 833 entstanden ist.

Es ist richtig, daß die Bemerkungen Einhards über die Normannen- und die Abodritenkriege erst aus der Zeit nach 817 stammen können. Aber bei dieser Feststellung darf man nicht stehen bleiben. Man muß vielmehr sagen, daß jene Bemerkungen sich am besten erklären lassen, wenn man ihre Entstehung möglichst spät ansetzt. In den Angaben über die Däneneinfälle zur Zeit Karls des Großen bekommt die Ausdrucksweise Einhards doch erst einen rechten Sinn, wenn man annimmt, daß er schrieb, als die Hilflosigkeit von Ludwigs Reich gegen die Normannen schon deutlich hervorgetreten war. Das ist aber erst seit dem Ende der zwanziger und dem Anfang der dreißiger Jahre des neunten Jahrhunderts der Fall gewesen.³⁸ Und wenn Einhard über das Abodritenbündnis bemerkt, es habe *olim* bestanden, so läßt das nicht annehmen, daß es erst kurz, bevor er dies schrieb, gelöst wurde; es muß damals seit dem Abfall der Abodriten, also seit 817, schon eine ganze Reihe von Jahren vergangen sein.

In der Einleitung zu der Biographie meint Einhard, er wolle die Taten Karls des Großen nicht mit Schweigen übergehen und sein Leben nicht, als wenn er nie gelebt habe, *sine litteris ac debita laude* lassen; er bezeichnet Karl als den *rex sua aetate maximus* und seine Taten als den Menschen des *modernum tempus* kaum erreichbar. Damit scheint er vorauszusetzen, daß schon eine längere Zeit seit Karls Tode verflossen war;³⁹ denn ein paar Jahre nach seinem Ende konnte man nur schlecht den Umstand, daß sein Leben noch keine

que l'empereur faisait régner dans sa famille, ses efforts pour réaliser l'unité impériale par l'unité de loi, son goût pour la Cité de Dieu de saint Augustin, toutes choses, qu'il était opportun de méditer au cours des événements tumultueux qui se déroulèrent à partir de 830"; dahin gehöre auch Einhards Kritik an der Königin Fastrada; vgl. dazu unten S. 36; und schließlich sollen nach Halphen auch die vielen Irrtümer der Vita auf eine möglichst späte Entstehungszeit hinweisen.

37. Vgl. oben S. 22.

38. Vgl. dazu übrigens auch Holder-Egger S. XXVII.

39. Auch Halphen meint a. a. O. der Ton des Vorworts deute auf einen recht großen Abstand Einhards von der Zeit, die er beschreibt; vgl. Anm. 36.

Beschreibung gefunden hatte, als Begründung für die Vermutung anführen, daß es überhaupt *sine litteris ac laude* bleiben könne; und vor allem wäre es sofort nach dem Ausgang von Karls Regierung ein etwas sonderbares Verfahren gewesen, seine *aetas* in so pointierter Form dem *modernum tempus* gegenüberzustellen.

Die Vita Karoli ist bekanntlich reichlich voll von Fehlern und Irrtümern; man hat diese Fehler oft festgestellt und hervorgehoben, und noch neuerdings hat sie Halphen Einhard gründlich und nicht eben freundlich nachgerechnet.⁴⁰ Dabei drängt sich sofort die Frage auf, wie es möglich war, daß ein Historiker sich soviel Irrtümer hat zuschulden kommen lassen, der unmittelbar nach dem Abschluß der Zeit, die er schildert, inmitten einer Umgebung geschrieben haben soll, die diese Zeit selbst handelnd und leidend miterlebt hatte. Auf diese Frage scheint man mir nun freilich noch nicht ohne weiteres die naheliegende Antwort geben zu können, daß das unmöglich ist, und daß man die Abfassung der Vita darum aus dieser Umgebung verbannen müsse. Eine solche Antwort würde voraussetzen, daß man für den mittelalterlichen Historiker und speziell für Einhard ähnliche Ziele und Grundsätze der Geschichtschreibung annimmt, wie sie der moderne Historiker kennt: Erkenntnis des tatsächlichen Verlaufs der Dinge und eine ganz bestimmte Art von Pragmatismus, kurz Prinzipien und Kategorien, wie sie uns im allgemeinen als selbstverständlich geläufig sind. In Wirklichkeit aber wissen wir über die Psychologie der mittelalterlichen Geschichtschreibung heute noch viel zu wenig, um etwa sagen zu können, daß Einhard von dem gleichen Drang nach historischer Wahrheit und Akribie beseelt gewesen sein muß, wie wir voraussetzen möchten. Die Absichten und Grundsätze seiner Geschichtschreibung können andere gewesen sein, als die, nach denen ihn seine Kritiker zu richten pflegen. Nur in einigen wenigen Fällen scheint für die Beurteilung der historischen Irrtümer in der Vita Karoli in der angedeuteten Art eine Kontrolle möglich zu sein; in einigen Fällen zeigt sich nämlich deutlich, daß Einhard hier wirklich die geschichtlichen Tatsachen genau hat wissen und wiedergeben wollen, daß aber seine Kenntnisse versagt haben.

40. A. a. O. S. 79 ff., vor allem S. 82 ff.; vgl. dazu Ganshof a. a. O., Hellmann a. a. O. S. 55 Anm. 47.

In cap. 3 meint Einhard, Pippin habe *annos XV aut eo amplius* als König über die Franken geherrscht. In cap. 4 sagt er: *De cuius (sc. Karoli) nativitate atque infantia vel etiam pueritia quia neque scriptis usquam aliquid declaratum est, neque quisquam modo superesse invenitur, qui horum se dicat habere notitiam.* In cap. 18 spricht er von einer Tochter Karls *de concubina quadam, cuius nomen modo memoriae non occurrit.* Einhards Äußerung über die Zeitdauer von Pippins Regierung als König zeigt, daß er darüber eine möglichst genaue und korrekte Angabe machen wollte. Genau so steht es mit seiner Bemerkung über die Kindheit Karls des Großen; hier legte ihm sogar noch sein Vorbild, Suetons biographische Schriftstellerei, nahe, recht sorgfältig und ausführlich auf die Jugendgeschichte des Kaisers einzugehen. Und daß er den Namen von Karls Konkubine oder ihrer Tochter gern gewußt und angegeben hätte, ergibt sich aus seinen Worten ganz unzweideutig. Wenn nun aber Einhards Wissen in allen diesen Fällen unzureichend ist, so scheint mir das nicht bloß darauf hinzudeuten, daß die Vita schwerlich unmittelbar nach 814 geschrieben sein kann; es scheint mir vielmehr ganz deutlich zu beweisen, daß sie nicht am kaiserlichen Hofe verfaßt worden ist. Denn in der Umgebung Ludwigs des Frommen mußte man doch über diese Dinge eine genauere Auskunft erhalten können. Es muß hier Männer gegeben haben, die über Pippins Regierungszeit und Karls Kindheit Bescheid wußten; und wenn man das etwa auch bezweifeln wollte — daß man hier die Namen von Karls Mätressen und ihren Kindern kannte, das ist wohl selbstverständlich.

Die Vermutung, daß Einhard die Vita Karoli zu einer Zeit geschrieben hat, da er fern vom Hofe Ludwigs des Frommen weilte, dürfte sich noch durch einige andere, wesentlichere und zugleich interessantere Momente bestätigen, Momente, die auf der politischen Haltung beruhen, die Einhard in der Vita einnimmt.

Daß die Vita Karoli das Lob der Vergangenheit singt, ist unverkennbar und wohl auch nie verkannt worden; der Glanz der Epoche Karls des Großen erscheint in ihr in deutlichem, wenn auch nicht immer deutlich ausgesprochenem Gegensatz zur Gegenwart; jene Zeit überragt das *modernum tempus*, und Karls Taten sind in diesem kaum nachzuahmen; er ist der *praeclarissimus* und *maximus vir*, seine *perseverantia*, *magnanimitas* und *constantia* werden

ständig gerühmt. Nun ist es meist eine mißliche Sache, den unmittelbaren Vorgänger des gerade regierenden Herrschers zu loben; und das galt bekanntlich besonders für die Zeit Ludwigs des Frommen. Seine Thronbesteigung hatte einen völligen Wechsel der bisherigen Politik und der bisher leitenden Männer, sie hatte geradezu einen Umsturz der alten Zustände gebracht. Eine Lebensbeschreibung Karls, die die Zeit des großen Kaisers in dem Maße pries, wie es in der Vita geschieht, konnte nur zu leicht als ein Affront gegen die Regierung Ludwigs des Frommen aufgefaßt werden. Dabei stellt sich aber Einhard ganz unzweideutig mit seiner eigenen Person auf die Seite der Vergangenheit, indem er seine Verehrung und Dankbarkeit für Karl nur zu deutlich betont und in der Einleitung zur Vita den großen Kaiser als seinen *dominus* und *nutritor* bezeichnet und preist,⁴¹ während er von Ludwig dem Frommen und seinem Verhältnis zu ihm nichts Derartiges sagt.

Doch nicht bloß das. Die Vita gibt darüber hinaus nicht selten geradezu Anlaß zu wenig erfreulichen Vergleichen zwischen der Zeit Karls des Großen und der Ludwigs; und sie hat mehr als eine Stelle aufzuweisen, in der man einen Seitenhieb oder doch eine Taktlosigkeit und Unhöflichkeit gegen Kaiser Ludwig erblicken konnte.

Ludwig der Fromme wird in der Vita sehr selten erwähnt und noch weniger gerühmt. Das größte Lob, das ihm gespendet wird, ist die Bemerkung, daß er nach dem Tode Karls des Großen *summa devotione* für die Ausführung seines Testaments gesorgt habe.⁴² Das einzige politische Urteil, das über ihn gefällt oder angedeutet wird, findet sich in cap. 30, wo in dem Bericht über seine Kaiserkrönung in Aachen 813 bemerkt wird: *Susceptum est hoc eius (sc. Karoli) consilium ab omnibus qui aderant magno cum favore; nam divinitus ei propter regni utilitatem videbatur inspiratum. Auxitque maiestatem eius hoc factum et exteris nationibus non minimum terroris incussit.* Das erscheint doch sehr zurückhaltend und diplomatisch ausgedrückt. Über die Eignung Ludwigs wird nicht ein Wort verloren, und erinnert man sich, daß nach dem Bericht des

41. Vgl. Vita Karoli S. 1.

42. Vgl. cap. 33 S. 41.

Ermoldus Nigellus⁴³ Einhard selbst es gewesen ist, der als Sprecher der Versammlung von Aachen im Frühjahr 813 die Krönung des jungen Kaisers gefordert hat, so klingen seine Worte fast wie eine etwas nachdenkliche und verlegene Rechtfertigung dieser Krönung und seiner eigenen Mitwirkung dabei.

Von diesen beiden Stellen abgesehen wird Ludwig noch ein einziges Mal in der Vita genannt: im Zusammenhang mit den Namen der andern Söhne Karls wird auch sein Name erwähnt.⁴⁴ Aber irgendein Lob, ein schmückendes Beiwort, ein Hinweis darauf, daß er der jetzt regierende Herrscher sei, findet sich nirgends.⁴⁵ Und nicht bloß das. Auch da, wo es nahegelegen hätte, Ludwig zu erwähnen und auf seine Taten hinzuweisen, wird er mit Stillschweigen übergangen. Einhard berichtet, daß es König Pippin von Italien war, der den Krieg gegen die Awaren vollendete,⁴⁶ und er erzählt, daß es Karl der Jüngere gewesen ist, der die Slavenkriege zum raschen Abschluß brachte.⁴⁷ Nun kommt er ausführlich auf die Politik des fränkischen Reiches an der spanischen Grenze zu sprechen; er beschreibt recht genau den Feldzug des Jahres 778⁴⁸ und er äußert sich an einer anderen Stelle über die Gründung der spanischen Mark.⁴⁹ Bekanntlich ist diese Gründung von Ludwigs Unterkönigreich Aquitanien aus vollzogen worden; und wenn das Verdienst Ludwigs dabei noch so gering war, sie geschah doch unter seinem Oberbefehl und in seinem Namen.⁵⁰ Einhard sagt nichts davon — die Taten von Ludwigs Brüdern erwähnt er, über die des Kaisers selbst geht er wortlos hinweg.

In dem schon erwähnten Bericht über die Sarazenen- und Normanneneinfälle zur Zeit Karls des Großen werden die Tage des alten Kaisers, in denen es noch gelang, diese Einfälle abzuwehren,

43. Vgl. B. Simson, *Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen* 1 (1874) S. 3.

44. Vgl. cap. 18 S. 22.

45. Das ist schon Hellmann a. a. O. S. 43 Anm. 12 aufgefallen.

46. Vgl. cap. 13 S. 15.

47. Vgl. cap. 13 S. 17.

48. Vgl. cap. 9 S. 12 f.

49. Vgl. cap. 15 S. 18.

50. Besonders bei der Eroberung von Barcelona im Jahre 801 trat das bekanntlich hervor; damals rief man Ludwig herbei, als die Stadt unmittelbar vor der Übergabe stand, um ihm die Ehre der Eroberung zuzuwenden.

in einen unverkennbaren Gegensatz zu den weniger glücklichen Zeiten Ludwigs gestellt;⁵¹ die Regierung Ludwigs des Frommen kommt bei dieser Gegenüberstellung also nicht eben gut fort. Etwas Ähnliches zeigt sich im Anfang von cap. 17. Dort erzählt Einhard, daß Karl seinerzeit bei Mainz eine hölzerne Rheinbrücke gebaut habe, die kurz vor seinem Tode verbrannt sei;⁵² er habe damals geplant, eine neue, steinerne Brücke zu errichten; *nec refici potuit propter festinatum illius decessum*. Wenn Einhard dem Tod Karls des Großen die Schuld daran gibt, daß die steinerne Brücke nicht gebaut wurde, so sagt er damit doch indirekt, daß der Nachfolger des Kaisers es nicht fertig brachte, die Intentionen seines Vorgängers auszuführen.

In cap. 20 ist von der Grausamkeit der Königin Fastrada die Rede, derentwegen es zu Verschwörungen im Frankenreiche gekommen sei.⁵³ Halphen hat darin eine Anspielung auf das Regiment der Kaiserin Judith sehen wollen.⁵⁴ Das erscheint natürlich mehr als unsicher.⁵⁵ Denn wenn Fastrada grausam war — warum sollte Einhard nichts davon schreiben, auch wenn er von Judiths Grausamkeit noch nichts wissen konnte? Aber an derselben Stelle erklärt Einhard, daß von den Empörungen gegen Fastrada abgesehen Karl immer *cum summo omnium amore ac favore* geherrscht habe, *ut numquam ei vel minima iniustae crudelitatis nota a quoquam fuisset obiecta*. Bekanntlich lagen die Dinge unter Ludwig dem Frommen ganz anders; ihm wurde schon sehr bald und sehr allgemein, nach der Blendung und dem Tode Bernhards von Italien, ungerechte Grausamkeit vorgeworfen.

Über das Verhältnis Karls des Großen zu seiner Schwester Gisla erzählt Einhard: *quam similiter ut matrem magna coluit pietate*;⁵⁶ und über die Beziehungen des Kaisers zu seinen Freunden sagt er: *erat enim in amicitiiis optime temperatus, ut eas et facile admitteret et constantissime retineret, colebatque sanctissime quos-*

51. Vgl. oben S. 29 f.

52. S. 20.

53. S. 26.

54. A. a. O. S. 102; vgl. oben S. 30 Anm. 36.

55. Vgl. gegen Halphen auch Hellmann a. a. O. S. 41 Anm. 5, wo er freilich meint, daß dies von allen Argumenten Halphens dasjenige sei, „das auf den ersten Blick einen gewissen Eindruck machen könne“.

56. Vgl. cap. 18 S. 23.

*cumque hac adfinitate sibi coniunxerat.*⁵⁷ Nun war von Ludwig allgemein bekannt, daß er gegen seine Schwestern nicht eben freundlich verfuhr; sofort nach seiner Thronbesteigung hatte er sie vom Hofe verwiesen; und daß er in der Wahl seiner Freunde und Ratgeber sich sehr schwankend und unzuverlässig zeigte, war eine allgemein feststehende Tatsache. Man sieht: alle die eben erwähnten Hinweise auf Karls Beliebtheit und auf sein gutes Verhältnis zu seiner Schwester und seinen Freunden ließen sich als versteckte Äußerungen des Tadels gegen seinen Nachfolger auffassen.

Aber nicht bloß das. Die Freunde Karls, von denen Einhard sagt, daß der Kaiser sie schätzte und daß er treu zu ihnen hielt, sind von Ludwig dem Frommen nach seinem Regierungsantritt bekanntlich gestürzt und verbannt worden. Und weiter. Einhard erzählt, daß Karl seine Kinder und besonders seine Töchter sehr geliebt und ständig um sich gehabt habe.⁵⁸ In cap. 33 weiß er sogar zu berichten, daß der Kaiser beabsichtigt habe, seine Töchter und die Kinder, die ihm seine Konkubinen geboren hatten, testamentarisch zu bedenken;⁵⁹ und in cap. 19 hebt er hervor, daß Karl nach dem Tode seines Sohnes Pippin seinen Enkel Bernhard in dessen Königreich nachfolgen ließ.⁶⁰ Ludwig der Fromme dagegen hat jene Töchter und Kinder Karls vom Hofe vertrieben und er hat seinen Neffen Bernhard seines Reiches beraubt; er hat also die Maßnahmen des alten Kaisers, die Einhard ausdrücklich als *pietatis suae precipuum documentum* bezeichnet,⁶¹ umgestoßen. Muß man, wenn man das bedenkt, in Einhards Worten nicht eine, wenn auch wortlose, so doch sehr scharfe Kritik an Ludwig erblicken? Ja noch mehr. Einhard stellt sich mit seiner Person ganz unverkennbar auf die Seite der unter Ludwig kompromittierten und verdächtigten Kinder Karls des Großen: wie schon bemerkt, rühmt er Karl als seinen Schützer und *nutritor*; dabei betont er aber, daß er am Hofe des Kaisers mit eben jenen Kindern aufgezogen worden sei und daß ihn Freundschaft mit ihnen verbunden habe.⁶²

57. Vgl. cap. 19 S. 24.

58. Vgl. cap. 19 S. 24 f.

59. S. 37.

60. S. 24.

61. Vgl. cap. 19 S. 24.

62. S. 2; eine Freundschaft mit Ludwig ist damit natürlich nicht ge-

Gewiß, man würde zu weit gehen, wenn man sagen wollte, daß in der *Vita Karoli* eine deutliche Tendenz gegen Ludwig den Frommen hervortritt. Aber der Kaiser wird in ihr völlig ignoriert, bei Seite geschoben und mit gleichgültiger Geringschätzung behandelt; wer wollte, konnte aus der *Vita* sehr oft ein absprechendes Urteil über ihn und eine Parteinahme gegen ihn heraushören. Einhard fragt ganz offensichtlich nichts danach, ob Ludwig das, was er schreibt, lieb oder leid ist. Damit aber erhebt sich für uns die Frage, wie weit es denkbar erscheint, daß Einhard seine unhöfische und unhöfliche *Vita Karoli* am Hofe Ludwigs des Frommen verfaßt hat.

Einhard ist bekanntlich einer der wenigen Männer gewesen, die unter Karl dem Großen eine Rolle gespielt hatten und es dann verstanden, auch in der Umgebung Ludwigs des Frommen ihre Position zu wahren.⁶³ Er war am Hofe des neuen Kaisers hochangesehen. Nachdem er sich 813 für seine Kaiserkrönung eingesetzt hatte, ist er in den ersten Jahren Ludwigs mit Klöstern und andern Besitzungen beschenkt und auch sonst ausgezeichnet worden. 817 wurde er zum Berater und Erzieher Lothars bestellt: ein Zeichen für das Vertrauen, das er bei Ludwig genoß. In den zwanziger Jahren ist er als Rat und Sekretär des Kaisers tätig; wir besitzen Briefe von andern an Einhard, die ihn um seine Fürsprache bei Hofe bitten, und aus denen hervorgeht, daß man seinen Einfluß dort sehr hoch einschätzte; noch im Jahre 830 hat Einhard am Hofe Ludwigs eine bedeutende Rolle gespielt und auf der Seite des alten Kaisers gegen seine Söhne gestanden.

Nun ist es natürlich keine Seltenheit, daß ein einflußreicher Mann einem Kaiser direkt oder indirekt unangenehme Wahrheiten sagt, auch wenn er nicht gerade ein Gegner dieses Kaisers ist. Aber einmal herrschte nach allem, was wir wissen, am Hofe Ludwigs des Frommen ein sehr panegyrischer und byzantinischer Ton, und vor allem: Einhard war sicher nicht der Mann, der es gewagt hätte,

meint; einmal befand sich Ludwig gar nicht am Hofe Karls, sondern in Aquitanien, und außerdem hätte er sonst natürlich besonders erwähnt werden müssen.

63. Die Geschichte Einhards ist oft genug beschrieben; vgl. auch die oben S. 22 Anm. 6 zitierte Literatur; ich begnüge mich daher hier mit kurzen Andeutungen.

jene Wahrheiten zu sagen. Man weiß, daß er gern den Mantel nach dem Winde drehte; selbst sein Lobredner Walafrid Strabo verzeichnet mit einer etwas mißbilligenden Bewunderung die Art, wie es ihm gelungen ist, die politischen Wirren seiner Zeit einigermaßen heil zu überstehen.⁶⁴ Und man denke etwa an den salbungsvollen Brief, mit dem er 830 Lothar vom Kampf gegen seinen Vater zurückzuhalten versucht,⁶⁵ an die diplomatische Krankheit, unter deren Deckmantel er sich, ehe der Sturm losbrach, vom Hofe Ludwigs fortzustehlen versuchte,⁶⁶ an das nicht gerade charaktervolle Schreiben, mit dem er sich dann wieder bei Lothar einzuschmeicheln unternahm,⁶⁷ oder an die Art, wie er später zwischen Ludwig dem Frommen, Lothar und Ludwig dem Deutschen lavierte,⁶⁸ und man sieht, daß dieser Mann kein Held gewesen und daß er dem Herrscher, dem er gerade diente, sehr servil gegenübergetreten ist.⁶⁹ Daß er zu der Zeit, da er noch am Hofe Ludwigs des Frommen eine politische Rolle spielte oder zu spielen versuchte, eine so unvorsichtige Biographie Karls des Großen wie die Vita Karoli geschrieben hat, erscheint mir sehr schwer denkbar.⁷⁰ Die Untersuchung der politischen Haltung der Vita führt also zu demselben Ergebnis wie die ihrer historischen Irrtümer.⁷¹

Im Jahre 830 hat Einhard bekanntlich den Hof verlassen; das

64. Vgl. den Prolog zur Vita in der Ausgabe S. XXIX.

65. Vgl. Ep. Einh. 11, Ep. Karol. aevi 3, S. 114 f.

66. Vgl. Ep. Einh. 10, 13, 14, 15, S. 113 ff.

67. Vgl. Ep. Einh. 16, S. 118.

68. Auch das ergibt sich deutlich aus seinen Briefen, wie schon öfter bemerkt worden ist.

69. Es sind häufig Rettungsversuche für Einhards politische Haltung gemacht worden, auf die hier nicht weiter einzugehen ist; sie sind sämtlich erfolglos geblieben; vgl. dazu zuletzt Hellmann a. a. O. S. 43 f. Nur eins sei kurz bemerkt: wenn man Einhard als konsequenten Anhänger Lothars hinzustellen versucht hat, vergißt man dabei, daß er selbst davon schreibt, er habe sich mit Lothar nach 817 und vor 830 nicht gut gestanden; vgl. Ep. Einh. 11, S. 114: *.... licet in his meam operam minus quam debuit utilem vobis sitis experti....*

70. Daß Einhard auch vor 830 keineswegs restlos mit Ludwig d. Fr. übereinstimmte, ergibt sich vor allem aus der Translatio S. Marcellini et Petri III cap. 13, SS. 15 S. 252; aber dieselbe Stelle zeigt auch, wie vorsichtig er etwa abweichende Meinungen vorzubringen pflegte.

71. Vgl. dazu oben S. 32 f.

Amt, das er dort bekleidete, hat er aufgegeben;⁷² er hat sich nach seiner Stiftung Seligenstadt zurückgezogen und seine politische Tätigkeit hat er jetzt als abgeschlossen betrachtet.⁷³ Ganz sind damit freilich die Fäden zur Reichsregierung nicht abgerissen worden; gewisse Beziehungen bleiben; vor allem blieb Einhard Untertan Ludwigs des Frommen, denn Seligenstadt lag in dessen Reich. Noch mehr änderte sich seine Stellung zum Kaiser im Jahre 833. Damals kam der ganze Osten des Reiches und damit auch Seligenstadt an Ludwig den Deutschen; und wenn Einhard auch Besitzungen in den Reichsteilen behielt, die Ludwig dem Frommen unterstellt waren, in erster Linie mußte er sich von jetzt an doch als Untertanen des ostfränkischen Königs betrachten. Gewiß, auch in den folgenden Jahren lassen sich noch hin und wieder Beziehungen zwischen ihm und Ludwig dem Frommen beobachten; der Kaiser hat ihn sogar einmal in Seligenstadt besucht.⁷⁴ Der vorsichtige Einhard hat nach keiner Richtung alle Brücken abgebrochen. Aber das ändert doch nichts daran, daß er Ludwig dem Frommen entfremdet war und blieb. An seinen Hof ist er auf die Dauer nicht zurückgekehrt, und ein Brief, der aus dieser Zeit von ihm an Ludwig erhalten ist, atmet einen kühlen, frostigen Ton.⁷⁵ In einem Brief aus dem Jahre 834 (?) spricht Einhard geradezu aus, er wisse nicht, was am Kaiserhof vorgehe, und er wolle es auch nicht wissen.⁷⁶ Er hat sich von jetzt an im ganzen wohl zur Partei Ludwigs des Deutschen gehalten; besonders bezeichnend dafür ist, daß sein Freund und Vertrauter Ratleik später Kanzler dieses Königs geworden ist.⁷⁷

72. Vgl. vor allem die oben S. 39 Anm. 66 zitierten Briefe.

73. Das sagt er z. B. in der *Translatio S. Marcellini et Petri I* cap. 1, SS. 15 S. 239. Freilich steht das Jahr 830 für Einhards „Rücktritt“ nicht mit ganz absoluter Sicherheit fest; manchmal wird auch ein etwas früheres Jahr, etwa 828 (nicht früher) angenommen. Ohne hier auf diese Dinge näher einzugehen, möchte ich doch bemerken, daß mir alles für 830 zu sprechen scheint.

74. Im Jahre 838.

75. Vgl. Ep. Nr. 40 S. 129 f.

76. Vgl. Ep. Nr. 35 S. 127: *Quidem de statu rerum palatinarum nihil mihi scribere peto, quia nihil ex his, quae aguntur, audire delectat*. Gewiß, es kann sein, daß diese Bitte, wie Hellmann S. 44 Anm. 19 meint, nur rhetorischen Wert hat; aber ihre Form beweist doch auf jeden Fall die bittere Stimmung, in der Einhard gegenüber dem Hofe war.

77. Vgl. etwa E. Dümmler, *Geschichte des ostfränkischen Reichs*

In die Jahre nach 830, noch besser nach 833, scheint sich mir nun die Entstehung der Vita Karoli am bequemsten einfügen zu lassen. Nimmt man an, daß sie in dieser Zeit abgefaßt worden ist, so erklärt sich ihre Haltung am einfachsten: ihre Unkenntnis von Dingen, die man am Kaiserhofe wissen mußte, ihre Stellungnahme gegen die neue Zeit und ihre vollendete Indifferenz gegenüber Ludwig dem Frommen.⁷⁸ Jeder Satz der Vita scheint mir am besten auf die Jahre der freiwilligen Verbannung Einhard's in Seligenstadt zu passen: Der gescheiterte Politiker und verletzte Höfling hält aus dem Exil der Gegenwart den Spiegel der Vergangenheit vor, in der alles noch besser war, und in der er selbst als Schützling und Vertrauter des großen Kaisers schönere Tage verlebt hatte. Darauf, daß die Vita in dieser Zeit und zwar wohl erst nach 833 entstanden ist, dürfte aber noch eine andere Eigentümlichkeit ihres Inhaltes und ihrer Form hindeuten.

Einhard hat sein Werk bekanntlich nach dem Muster von Suetons Kaiserbiographien abgefaßt, und man hat manchmal, freilich nicht ganz richtig, gesagt, daß in ihm Karl der Große im Gewand eines römischen Imperators erscheine. Da ist es um so erstaunlicher, daß Karl nicht ein einziges Mal als Imperator bezeichnet wird: Einhard erzählt zwar bekanntlich von seiner Kaiserkrönung,⁷⁹ aber er nennt ihn durchgängig *rex*; selbst wenn er auf Ereignisse zu sprechen kommt, die in Karls Kaiserzeit fallen — Karl bleibt für ihn stets der König. Nun erinnere man sich, daß unter Ludwig dem Frommen das Kaisertum eine ganz bestimmte Färbung angenommen hat: mit dem Namen des Kaisers wird seit spätestens 817 der Begriff der fränkischen Reichseinheit, der Oberhoheit über alle erbberechtigten Frankenkönige verbunden. Wenn Einhard für dieses Kaisertum eingetreten wäre, so hätte er natürlich allen Grund gehabt, Karl auch entsprechend zu betiteln. In jener spannungsreichen Zeit, die die Kaiserwürde scharf umkämpfte, hätte er dann sicher nicht unterlassen, den Mann, auf den sie zurückging, auch wirklich der Nachwelt als Imperator hinzustellen. Daß er das

2. Aufl. (1887) 1 S. 312.

78. Eine ähnliche Haltung gegenüber Ludwig dem Frommen findet sich in der *Translatio S. Marcellini et Petri*, die ja sicher entstanden ist, nachdem Einhard den Hofdienst aufgegeben hatte.

79. Vgl. cap. 28 S. 32.

nicht tut, dürfte darauf hindeuten, daß er sich für das Kaisertum nicht gerade einsetzte. Am Hofe Ludwigs des Frommen hatte Einhard kaum Veranlassung, gegen den Imperator und seine Stellung zu opponieren; er hat es auch nicht getan; selbstverständlich hat er das fränkische Kaisertum damals stets anerkannt.⁸⁰ Dagegen dürfte er in den Jahren 830 bis 833 zum mindesten keine Veranlassung gehabt haben, für das Kaisertum eine Lanze zu brechen; da er sich von der Politik zurückgezogen hatte, so dürfte er ihm, wenn nicht gleichgültig, so doch nach außen hin neutral gegenübergestanden haben.⁸¹ Noch mehr aber mußte sich seine Haltung in dem Augenblick ändern, in dem er Untertan Ludwigs des Deutschen geworden war. Ludwig der Deutsche war selbstverständlich ein Gegner des Kaisernamens. Die Tatsache, daß seit 833 ganz Deutschland zu seinem Reiche gehörte, hatte geradezu den Bankerott des Kaisertums und der Kaiserpolitik zur Voraussetzung.

Daß Karl der Große die Kaiserkrone empfangen hatte, ließ sich nicht verschweigen. Aber Einhard betont, daß er sie nicht gern angenommen hat.⁸² Und die Tatsache, daß er Karl nie mit seinem kaiserlichen Titel bezeichnet; wird sich am einfachsten damit erklären, daß er die *Vita Karoli* schrieb, als er in einem Reiche lebte, in dem die Opposition gegen Kaisertum, Kaiserpolitik und Kaisernamen zur Selbstverständlichkeit geworden sein mußte.

80. Wenn Einhard vor 830 überhaupt zu einer oppositionellen Richtung neigte, so stand er dabei anscheinend der Partei Walas nahe; diese Partei aber ist gerade immer für den Kaisergedanken und die Reichseinheit eingetreten.

81. Das ergibt sich auch tatsächlich aus der *Translatio S. Marcellini*. Hier herrscht dem Kaisernamen gegenüber völlige Indifferenz; Ludwig wird bald als *rex* bald als *imperator* bezeichnet. Freilich kommt ein solches Durcheinander in den Quellen des 9. Jahrhunderts überhaupt nicht selten vor, ohne daß die Gründe dafür schon genügend untersucht wären. Auffallend bleibt aber auf jeden Fall die Konsequenz, mit der Einhard in der *Vita Karoli* den Kaisertitel vermeidet.

82. Vgl. oben S. 41 Anm. 79. Gegen die Glaubwürdigkeit der Nachricht von Karls Protest gegen die Kaiserkrönung ist damit natürlich nichts gesagt.

Die Schenkungsurkunde des Erzbischofs Gero von Köln und des Markgrafen Thietmar für Kloster Thankmars- felde vom 29. August 970.

Von

Kurt Müller.

In seinen 1699 erschienenen „*Antiquitates pagorum et comitatum principatus Anhaltini*“ hat der Fürstlich-Anhalt-Köthensche Leibarzt und Hofhistoriograph Christian Knaut¹ eine Urkunde veröffentlicht, deren Gegenstand die Dotierung des Klosters Thankmarsfelde durch die Stifter, den Erzbischof Gero von Köln und dessen Bruder Markgraf Thietmar bildet; ihrem Inhalt zufolge ist sie unter dem 29. August 970 auf Geheiß der beiden Brüder über den in der Kirche Thankmarsfelde öffentlich vollzogenen Rechtsakt ausgestellt worden. Zweifellos ist der Text der Urkunde in der bei Knaut vorliegenden Wiedergabe sehr verderbt, und dieser Umstand mag zum Teil das Mißtrauen erklären, mit dem man ihr von vornherein begegnet ist. Dieses hat sich noch verstärkt, seit durch den Vergleich anderer Urkundenabdrucke bei Knaut mit den vorhandenen Originalen festgestellt worden ist, daß dieser an vielen Stellen eigenmächtige Zusätze, ja glatte Fälschungen einzuschmuggeln versucht hat.

Bald nach der Veröffentlichung jener Urkunde hat sie Johann Christof Beckmann² in seiner „*Historie des Fürstentums Anhalt*“ (Bd. I S. 459) — freilich nicht fehlerfrei — nach dem Knautschen Texte abgedruckt und hierbei ohne nähere Begründung Zweifel an ihrer Echtheit geäußert. Knaut hat sich seinerseits in der „*Gründ-*

1. Über Knaut: Specht, Reinhold, *Zur Historiographie Anhalts* im 18. Jahrhundert. In: *Sachsen und Anhalt* 6, S. 261 ff. Die *Antiquitates pagorum et comitatum principatus Anhaltini* erschienen in Frankfurt a. M. 1699.

2. Specht a. a. O. S. 256 ff. Beckmanns *Historie* erschien Zerbst 1710.

lichen .. Fürstellung etlicher in .. Beckmanns .. Historia .. begangener .. Irrtümer“³ hiergegen verwahrt und sich dabei (S. 13) auf alte Dokumente in den Anhaltischen Archiven als seine Quelle berufen. Indessen das Mißtrauen ist geblieben, zumal die Vorlage Knauts nicht auffindbar war. Es kann deshalb nicht wundernehmen, daß selbst Otto von Heinemann, der kenntnisreiche Herausgeber des Codex diplomaticus Anhaltinus (I S. 37) „die Echtheit der Urkunde, gegen die bereits Beckmann Zweifel andeutete“, als „dahinstehend“ bezeichnete, und daß sich Dobenecker in den Regesta historiae Thuringiae (I S. 101), ebenfalls ohne nähere Begründung, auf den gleichen Standpunkt stellte. Ob zu dieser Beurteilung, der sich die Lokalforschung im allgemeinen angeschlossen hat, mangelnde Kenntnis des rheinischen Urkundenstils jener Zeit beigetragen hat, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist es umgekehrt bezeichnend, daß die hiermit vertrauten westdeutschen Forscher, vor allem Otto Oppermann in seinen „Rheinischen Urkundenstudien“⁴ (I S. 14), aber auch Ludwig Berg in seiner Lebensbeschreibung „Gero, Erzbischof von Köln“⁵ (S. 13 ff., 91 ff.) die Urkunde als echtes Erzeugnis der erzbischöflich-kölnischen Kanzlei angesprochen haben.

Um volle Klarheit zu schaffen, war es von entscheidender Bedeutung, die von Knaut benutzte Quelle wiederaufzudecken, die nach allgemeiner Auffassung als verloren galt. Tatsächlich ist dies nicht der Fall: die Urkunde hat sich zwar nicht im Original, wohl aber in einem Kopialbuch des Klosters Nienburg wiedergefunden, das noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem damaligen Anhaltischen Gesamtarchivar und Oberappellationsgerichtspräsidenten Joh. Christ. Mann benutzt, dann jedoch verkramt worden war und erst vor etwa 30 Jahren bei Aufräumarbeiten im Staatsarchiv zu Zerbst wieder zum Vorschein gekommen ist.⁶ Aus

3. Halle 1710.

4. In: Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde 1922.

5. In: Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte VIII. Bd., 3. Heft. Freiburg i. B. 1913.

6. Siebert, Richard, Elf ungedruckte Urkunden aus einem im Herzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Zerbst befindlichen Nienburger Copiale. In: Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde 9, S. 183. Dessau 1904.

diesem Liber beate Marie virginis sanctique Cipriani episcopi et martiris in Monnicknymburgk (im folgenden abgekürzt: L.B.M.V.) ist die Urkunde in der Anlage erstmalig abgedruckt worden.

Der L.B.M.V., eine Papierhandschrift des frühen 16. Jahrhunderts in Folio, ist zweifellos noch vor der Säkularisation des Klosters in diesem selbst hergestellt worden. Nach seinem Inhalt erweist er sich als Abschrift eines älteren Kopial- und Nachschlagebuchs des Klosters, worin teils wichtigere Urkunden, teils allerlei bis ins 11. (wenn nicht sogar 10.) Jahrhundert zurückreichende Aufzeichnungen über die inneren und äußeren Rechtsverhältnisse des Klosters gesammelt worden sind. Der Wert des L.B.M.V. beruht nicht allein darauf, daß hierin zahlreiche sonst unbekannte Diplome und Notizen enthalten sind, sondern ebenso sehr auf dem Umstande, daß er einzelne späterhin gefälschte oder verfälschte Urkunden zur Klostergeschichte noch in ihrer ursprünglichen Fassung wiedergibt, wie z. B. die Bulle des Papstes Leo IX. für den Abt Albuin von Nienburg über das Recht, die Messe in Dalmatica und Sandalen zu zelebrieren, vom Jahre 1054.⁷ Da demnach der L.B.M.V. vor den betreffenden Fälschungen entstanden sein muß, so folgt hieraus nicht nur sein höheres Alter, sondern auch seine Zuverlässigkeit. Jedenfalls beweist aber der aus dieser Quelle geschöpfte, berichtigte Text der Urkunde vom 29. August 970, daß deren Wiedergabe bei Knaut allerdings sehr fehlerhaft und verderbt ist, daß jedoch die Schuld an dieser Fehleranhäufung nur zum kleinsten Teile das Kopialbuch, in der Hauptsache aber Knaut selbst trägt.⁸

Vergleicht man nun den nach dem L.B.M.V. berichtigten Abdruck der Urkunde mit den sonstigen Erzeugnissen der erzbischöflich-kölnischen Kanzlei aus dem 10. Jahrhundert, so ergibt sich, daß die Fassung der Urkunde im ganzen und im einzelnen, auch in den Besonderheiten, durchaus der Übung dieser Kanzlei entspricht. Besonders lehrreich ist der Vergleich mit der in Lacomblets Urkundenbuch zur Geschichte des Niederrheins I S. 66 abge-

7. Cod. Dipl. Anh. I S. 105.

8. Daß Knaut das Kopialbuch für seinen Druck benutzt hat, ergibt sich daraus, daß die fehlerhafte Übertragung der Urkunde mit blauer Tinte über deren Text geschrieben ist, offenbar von seiner eigenen Hand.

druckten Weihe- und Schenkungsurkunde des Erzbischofs Gero für das Kloster Gerresheim vom 2. Januar 970 (also aus dem gleichen Jahre wie die für Thankmarsfelde). Hier springt sowohl die Ähnlichkeit im Aufbau wie die teilweise fast wörtliche Übereinstimmung der Schlußprotokolle ins Auge; übrigens finden sich auch dort, wo letztere voneinander abweichen, für die Fassung der Thankmarsfelder Urkunde Vorgänge in sonstigen Urkunden der erzbischöflichen Kanzlei. So erscheint z. B. die Verfluchung derjenigen, die die Urkunde anfechten, mit der Strafe der Erblindung in einem Diplom des Erzbischofs Wichfried von 948 (Lacomblet I S. 59) und die Sanktionsformel, wonach der bei der Anfechtung unterliegende Kläger eine bestimmte Strafsumme der *censura regia* zahlen soll, in einer früheren Schenkung an das Kloster Gerresheim von 907 (a. a. O. I S. 46).

Ebenso wie die Form spricht auch der materielle Inhalt der Thankmarsfelder Urkunde durchaus für deren Echtheit. Sie setzt nach ihrem unzweideutigen Wortlaut voraus, daß im Zeitpunkt ihrer Errichtung bereits eine Mönchskongregation an der Thankmarsfelder Kirche vorhanden war;⁹ der Akt der Klostergründung durch die beiden Stifter dürfte also bereits vorangegangen sein. Die vorliegende Urkunde behandelt demgemäß lediglich die hierauf folgende Übereignung von Gütern, die den beiden Stiftern, wie aus der Arenga zu entnehmen, durch Erbgang von ihren verstorbenen Eltern angefallen waren,¹⁰ an das Kloster. Im einzelnen werden übereignet die Güter der Stifter in *Thangmaresfeld* (w. Dammersfeld bei Harzgerode), *Asmeresloue* (w. zwischen Ballenstedt und Badeborn), *Linthorp* (unbekannt, muß bei der vorhergehenden Siedlung gelegen haben), *Huodenstedin* (w. nördlich Aschersleben), *Ostersalthusen* in *Stasfordi* (Staßfurt), *Saraua* (unbekannt, aber bis ins 12. Jahrhundert oft erwähnt) sowie der Fischzehnt in der Mulde. — Von diesen Gütern wird Thankmarsfelde als Schenkung der Stifter in der Urkunde Kaiser Ottos II. über die Verlegung des Klosters nach Nienburg a. S. vom 28. Juni 976 (M.G.D. II S. 128) bezeugt, während in der Bestätigungsbulle des

9. Vgl. die Worte *et monachis ibidem Deo seruientibus*.

10. Gero und Thietmar waren Söhne des Grafen Christian und seiner Gemahlin Hidda, einer Schwester des großen Markgrafen Gero.

Papstes Benedikt VII. für Nienburg vom 26. April 983 (Cod. Dipl. Anh. I S. 55) als Stiftung von Gero und Thietmar außer Thankmarsfelde u. a. deren Besitzungen in *Stasfordi*, *Hodonstidi* und *Sarauua* erscheinen. Daß das Kloster frühzeitig auch in Asmersleben und Lindorf Güter besaß, und daß ihm die Muldeslaven Fischzins zahlten, ergibt sich aus den zum Teil noch unveröffentlichten, alten Güterverzeichnissen im L.B.M.V.

Wie sich der materielle Inhalt der Thankmarsfelder Urkunde insoweit als bedenkenfrei erweist, so gilt das gleiche auch hinsichtlich der Zeugen, die im Schlußprotokoll in der Signumform aufgeführt werden.¹¹ An der Spitze stehen verschiedene Geistliche, offenbar aus dem Gefolge des Erzbischofs Gero. Mindestens zwei von ihnen sind bereits in der erwähnten Urkunde für Gerresheim vom 2. Januar 970 nachzuweisen: die Diakone *Liuther* = *Liudher* und *Reginhard* = *Rainhard*. Aber auch von den sonstigen Zeugen läßt sich mit höchster Wahrscheinlichkeit eine erhebliche Zahl, und zwar gerade von den an erster Stelle aufgeführten, mit bekannten Zeitgenossen identifizieren. So gehört gleich das erste Zeugenpaar Friedrich und Volkmar offenbar zu der bekannten Familie der Harzgrafen,¹² in der um 970 Träger dieser Namen auftreten. Friedrich (III.) erscheint z. B. 961 im Besitz der Grafschaft, in der Quitlingen belegen ist (M.G.D. I S. 312); Volkmars Zugehörigkeit zu der gleichen Familie folgt dagegen aus der Urkunde Ottos I. vom 11. Juni 945 (M.G.D. I S. 149), worin er Volkmar und Richbert, die Söhne seines getreuen Vasallen Friedrich (I.) mit Ortschaften an der Fuhne beschenkt. Als zweites Zeugenpaar werden Thiedrich und Burchard aufgeführt, in denen man unschwer die beiden gleichnamigen Ahnherren des Hauses Wettin¹³ wiedererkennt: Burchard,

11. Richard Siebert vermutet in seinen Untersuchungen über die Nienburger Annalistik und die Autorschaft des *Annalista Saxo*, Rostock 1896 S. 10, daß die in der Urkunde aufgeführten Personen zu „einem Convente von 22 Ordensbrüdern“, der in Thankmarsfelde eingesetzt worden sei, gehört hätten; er hat diese unhaltbare Vermutung aber nicht weiter zu begründen vermocht.

12. Kurze, F., Die Grafen des Schwabengaus im 10. und 11. Jahrhundert. In: Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, 20, S. 6 ff.

13. Posse, Otto, Die Wettiner. Leipzig, Berlin 1897, Tafel 1 und die

den Grafen im Hassegau und Stammvater der Grafen von Goseck, sowie dessen Bruder *Thiedricus* (*de tribu Buzici*), dessen Thietmar von Merseburg in seiner Chronik (IV, 50) gedenkt. Von den folgenden drei Zeugen Adaldag, Ado und Mamaco sind die beiden letzteren als Grafen im Nordthüringgau belegt; Ado, offenbar niemand anders als der Markgraf Hodo, der Schwiegersohn des Markgrafen Thietmar, der ein besonderer Gönner des Klosters war und in Nienburg begraben liegt,¹⁴ und neben ihm Mamaco (wie das *Maco* des Kopiale zu ergänzen sein dürfte), der 966 als Graf im Derling- und Nordthüringgau erwähnt wird (M.G.D. I S. 441) und später 980 von Otto II. nochmals als *Mamecho* beschenkt wird (M.G.D. II S. 254). Man wird nunmehr kaum fehlgehen, wenn man in dem dritten Zeugen Adaldag jenen Magdeburger Probst *Adal-leichus* (Adaldagus) wiederfindet, der von Hodo laut Urkunde Ottos II. vom 8. Juli 979 (M.G.D. II S. 220) zehn Königshufen in der Zuchauer Mark erhalten hat, vermutlich also ein Verwandter des Markgrafen gewesen sein wird. Wie sich aus diesen Feststellungen ergibt, hatten Gero und Thietmar zu dem Akte der Bewidmung des Klosters zu Thankmarsfelde die Grafen aus dem Harz-, Schwaben- und Nordthüringgau eingeladen, in deren Amtsbezirken die Güter lagen, mit denen das Kloster ausgestattet werden sollte. Die weiteren Zeugen lassen sich nicht näher bestimmen; es steht frei zu vermuten, daß es Edle aus diesen Gebieten oder Begleiter der Stifter gewesen sein mögen. Genug, daß auch das Ergebnis der Nachprüfung der Zeugenreihen unzweideutig für die Echtheit der Thankmarsfelder Urkunde spricht.

Das Gleiche gilt aber auch hinsichtlich der Datierung. Daß die Überlieferung des Inkarnationsjahres (970) und des Kalendertages (*IV. Kal. Sept.*) in der Abschrift der L.B.M.V. der älteren Vorlage entspricht, beweist die entsprechende Notiz des Sächsischen

Erläuterungen hierzu S. 37 ff. — Derselbe, Die Markgrafen von Meißen und das Haus Wettin. Leipzig 1881. S. 224 f.

14. Dümmler, Ernst, Kaiser Otto der Große. In: Jahrbücher der deutschen Geschichte. Leipzig 1896. S. 387 und Uhlirz, Jahrbücher des deutschen Reiches, unter Otto II. und Otto III. Leipzig 1902. Bd. I S. 124, 127. — Thietmari Merseburgensis Episcopi Chronicon. Herausgegeben von Lappenberg und Kurze. (S.R.G.) Hannover 1889, S. 97. — v. Heine-mann, O., Albrecht der Bär, Darmstadt 1864 S. 9 ff., S. 299 ff.

Annalisten (M.G.S. IV S. 623) über die Schenkung Geros und Thietmars zum Jahre 970: *Gero Coloniensis ecclesie post Folmarum archiepiscopus eiusque germanus Thietmarus marchio traderunt ad ecclesiam sancte Dei genitricis in Thanckmaresfelden partem hereditatis sue. Actum publice in prenomina-ta ecclesia IV. Kal. Septembris.* Es kann nicht zweifelhaft sein, daß diese Notiz, sei es vom Annalisten unmittelbar, sei es durch Vermittlung der verlorenen Nienburger Annalen¹⁵ aus der hier in Frage kommenden Traditionsurkunde, geschöpft ist. Mit der Datierung stimmt übrigens auch die (römische) Indiktionszahl XIII durchaus überein. Gewisse Schwierigkeiten ergeben sich dagegen bei den Angaben über die Regierungsjahre der beiden Ottonen, Vater und Sohn. Daß bei beiden die Königsjahre um je ein Jahr zu hoch angenommen worden sind, entspricht allerdings der damaligen Übung der erzbischöflichen Kanzlei, wie dies Oppermann (S. 14) nachgewiesen hat; dieser Umstand spricht also ganz entschieden für die Echtheit der Urkunde. Außergewöhnlich ist es dagegen, daß die Kaiserjahre der beiden Herrscher um je zwei Jahre zu hoch angesetzt sind. Ob hier, wie Oppermann (S. 15) annimmt, ein Versehen des Abschreibers vorliegt oder ob, was wohl wahrscheinlicher ist, schon in der Originalurkunde die Fehlerquelle zu suchen ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls kann auch dieses Moment nicht gegen die Echtheit der Urkunde ins Feld geführt werden, wenn man die bekannte Nachlässigkeit der Urkundenschreiber der ottonischen Zeit in der Berechnung und in der Darstellung der Zahlen berücksichtigt (Sickel, Einleitung zu M.G.D. II S. 6). —

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß die Urkunde vom 29. August 970 so viele Kennzeichen der Echtheit trägt, daß das Vorliegen einer Fälschung ausgeschlossen erscheint. Gerade die Beobachtung der für mitteldeutsche Verhältnisse ungewöhnlichen Besonderheiten der erzbischöflich-kölnischen Kanzleiformen spricht hierfür. Sie nachzuahmen und außerdem die Namen der Signumzeugen mit denen der maßgebenden Persönlichkeiten aus

15. Hierüber neuerdings grundlegend: Rundnagel, Erwin, Die Chronik des Petersberges bei Halle (Chronica Montis Sereni) und ihre Quellen. Halle 1929, S. 74 ff.

dem fraglichen Gebiete zur Zeit der Abfassung der Urkunde in Einklang zu bringen, würde auch dem raffiniertesten Fälscher unmöglich gewesen sein.

Anlage.

Erzbischof Gero von Köln und sein Bruder Markgraf Thietmar übergeben dem Kloster Thankmarsfelde ihren Besitz in Thankmarsfelde selbst und in verschiedenen Orten des Harzvorlandes sowie den Fischzehnten in der Mulde.¹⁶

Thankmarsfelde 970. August 29.

Copie des 16. Jahrhunderts im L.B.M.V. des Anhaltischen Staatsarchivs zu Zerbst. Bl. 8b, 9.

Gedruckt:

Knaut, Antiquitates. S. 30 ff. Frankfurt 1699.

Beckmann, Historie des Fürstentums Anhalt I S. 459.

v. Heinemann, Cod. dipl. Anh. I S. 36.

Berg, Georg, Erzbischof von Köln. S. 91 (nach der Älfter Urkundensammlung im Kölner Stadtarchiv. Die Abschrift dieser im 18. oder beginnenden 19. Jahrhundert angelegten Sammlung stimmt völlig mit Knaut überein und ist offenbar aus den Antiquitates unmittelbar entnommen, da sie zwar Knauts Fehler, nicht dagegen die besonderen Fehler der Abdrucke bei Beckmann und Leuckfeld [Antiquitates Halberstadtenses] enthält).

In nomine sancte et indiuidue trinitatis, patris, domini nostri Jesu Christi spiritusque paracliti. Si quis egenis pauperibus Christi [de rebus]¹⁷ hereditario sibi ex jure cedentibus maximeque ecclesiis Dei aliquid contulerit, centeni fructus cum multiplicacione omnium ex remuneratoris¹⁸ regno immarcessibili in celis remunerandum credentibus liquet manifestissime vniuersis. Quapropter Gero sancte Coloniensis ecclesie archiepiscopus germanusque eius Thietmarus marchio tam felicem diu animo mouentes remuneracionem quod cunctorum sancte Dei ecclesie fidelium presencium scilicet et futurorum solerti industrie hac sub prenotacione inno-

16. Im L.B.M.V. trägt die Urkunde die Überschrift: *Emunitas Geronis episcopi et Thietmari marchionis super Thangmeresveld.*

17. Wegen Ergänzung der Worte „de rebus“ vgl. z. B. M.G.L. Formulae Merowingici et Karolini aevi. S. 78, 135, 285, 305 usw.

18. Verbessert statt *remuneratore*.

tescere fecimus. Quicquid in Thangmaresfeld¹⁹ habuerunt mancipiis, campis, siluis, aquis ad ecclesiam sancte Dei genitricis Marie in eodem loco constructe et monachis ibidem Deo seruientibus ad sumptuum necessaria totum et integrum tradiderunt, ad hec etiam in Asmeresloue et Linthorpe quod habuerunt mancipiis, letilibus, campis, pascuis, siluis, aquis excepto vno territorio venatoris²⁰ Hugibaldi et ipso²¹ addentes. Donauere in Huodenstedin etiam totum, quod possederant campis, pascuis, aquis, mancipiis, et illud apposuerunt Ostersalthusen in Stasfaldi cum mancipiis, campis, pascuis, aquis, piscacionibus et salis operibus.²² Eidem subdidere ecclesie Sarua²³ et quicquid ibi habuerunt in campis, mancipiis, pascuis, pratis, aquis, piscacionibus. Piscium etiam decimacionem in Milda et ceterorum (!) ibidem discurrencium aquarum, quam potestatiue detinuerunt, in elemosinam parentum animarumque eorum totum et adintegrum prefate dicioni ecclesie contradiderunt. Si quis extraneus vel coheredum eorum aliquis vel ipsi, quod absit, prefate sancte Dei genitricis ecclesie vim inimicam irrogare et hanc tradicionis cartam infringere conauerit, obscurentur oculi eius, ne videat lumen, et, vt se deliquisse cognoscat, libram auri regie censure persoluat et, quod repetit, insuper euindicare non valeat.

Actum publice in prenotata²⁴ ecclesia IV Kalendarum Septembrium anno ab incarnatione domini nostri Jesu Christi DCCCCLXX, indictione XIII, regnantibus diuis augustis Ottone eiusque nobilissima prole parentis nomine ferentis,²⁵ imperii maioris XI, regni autem XXXVI, minoris quoque imperii VI, regni vero eius anno XI. In Dei nomine foeliciter.

Signum domini Geronis Coloniensis ecclesie archiepiscopi germanique eius Thietmari marchionis, qui hanc tradicionis cartam fieri fecerunt. Signum Rainhardi diaconi.²⁶ Signum Liudherii diaconi²⁷ Signum Folradi

19. L.B.M.V.: Thangmaresfeldt.

20. Die Wiederholung des Wortes *venatoris* ist als offenes Versehen des Abschreibers gestrichen worden.

21. Knaut hatte die Worte *et ipse* im L.M.B.V (von mir verbessert zu *et ipso*, d. h. Hugibald) verlesen als *et tempore*. Oppermann schlägt (a. a. O. S. 14 Anm. 1) vor, diese sinnlosen Worte und das nachfolgende *addentes* zu lesen: *et nemore adjacente*. Diese geistreiche Konjektur erübrigt sich angesichts des Wortlauts des L.M.B.V. Wegen der Wendung *addentes* vgl. z. B. M.G.D. II S. 326, 28.

22. Die für die Geschichte der Salzgewinnung in Staßfurt besonders wichtigen Worte *et salis operibus* sind in den Abdrucken bei Beckmann und v. Heinemann (C.D.A. I S. 36) ausgefallen.

23. *Sarua* fehlt bei Knaut und entsprechend auch bei den späteren aus ihm geflossenen Abdrucken.

24. Beim *Annalista Sazo* findet sich statt *prenotata*: *prenominata*.

25. So L.M.B.V! (statt *parentis nomen ferente*).

26. Verbessert aus „*viac*“.

27. Desgl. aus *oiac*.

diaconi. Signum Adelolfi presbyteri.²⁸ Signum Werinheri subdiaconi. Signum Berenuuardi subdiaconi. Signum Friderici. Signum Folcmari. Signum Thiederici. Signum Burchardi. Signum Adaldagi. Signum Ado. Signum [Ma]maco.²⁹ Signum Adaluuardi. Signum Vuerinhardi. Signum Thiedolfi. Signum Altrati. Signum Rutholdi. Signum Thancwini. Signum Thancheri. Signum Godico. ¶³⁰ Ego indignus Guntramnus nomine non dignitate diaconus hanc tradicionis cartam scripsi et subscripsi.

28. Aufgelöst aus *pri*.

29. L.M.B.V.: *Maco*. Dieser Name kommt sonst nicht vor, wohl aber Mamaco (Mamecho).

30. Zwischen den Worten *Signum Godico*, mit dem die Zeugenreihe abschließt, und dem Worte *Ego*, mit dem die Rekognitionszeile eingeleitet wird (vgl. Oppermann S. 5 ff., 9) steht ein Zeichen, das einem lateinischen S ähnlich ist; es soll vermutlich nur den Zeilenabbruch, dagegen kaum das Rekognitionszeichen andeuten.

Textkritisches zu Guido von Arezzo.

Von

Peter Wackernagel.

(Mit einer Tafel.)

Die Musikabteilung der Berliner Staatsbibliothek besitzt unter ihrem reichen Bestande an mittelalterlichen musiktheoretischen Handschriften seit einigen Jahren einen kleinen aber kostbaren Band, der auf seinen sieben Blättern ausschließlich Traktate von Guido von Arezzo enthält. Das Manuskript, für das ein schönes, noch heute gut erhaltenes Pergament verwendet wurde, trägt die Signatur Mus. Ms. theor. 325 und ist 15×20,5 cm groß. Da alle Blätter in zwei Kolumnen beschrieben sind, ist der vorhandene Raum bis aufs letzte genutzt. Der Charakter der Handschrift ist der einer schönen, im ganzen gut lesbaren karolingischen Minuskel. Allein die letzte Seite ist arg verblaßt und bereitet der Entzifferung erhebliche Schwierigkeit. Genauere Beobachtung ergibt, daß zwei Schreiber an der Niederschrift beteiligt waren. Der zweite, ein wenig jünger als der erste, setzt mit fol. 6 r ein. Gemeinsame Merkmale beider indessen lassen den Schluß zu, daß die Handschrift spätestens um die Wende des XI. Jahrhunderts zum XII. entstand; die Partien des ersten Schreibers stammen vielleicht aus einer noch ein wenig früheren Zeit. Das aber heißt, daß das Ms. nicht später als etwa fünfzig Jahre nach dem Tode Guidos vollendet wurde. Antonio Brandi, dem allein wir bisher eine ausführliche im Druck veröffentlichte Beschreibung von Guido-Codices verdanken,¹ kann unter den von ihm eingesehenen Mss. nur zwei aus dem XI. Jahr-

1. Brandi: Guido Aretino. Firenze 1882. S. 343 ff. Sie hat seiner Edition freilich wenig Nutzen gebracht.

hundert namhaft machen. Unsere Handschrift zählt also zu den ältesten ihrer Art. Das sichert ihr in jedem Fall ein besonderes Interesse.

Die Verteilung des Inhalts auf die sieben Blätter ist nun freilich seltsam genug. Die Handschrift ist sozusagen im Kreise geschrieben. Fol. 1 r beginnt nicht sogleich mit dem Anfang des ersten Traktats, sondern bringt vorerst den Schluß des mit fol. 7 v — der letzten Seite des letzten Blattes also — unvollendeten dritten, und zwar ohne daß durch den Umschlag im Texte eine Lücke entstünde.² Dann erst setzt der erste Traktat ein. Es sind die bei Gerbert *Scriptores* II S. 34—37 zu findenden *Aliae Guidonis regulae de ignoto cantu*. Sie führen bis fol. 2 rb. Nun folgen, den Hauptteil des Codex bildend, von fol. 2 rb — 5 vb die berühmte *Epistola Guidonis Michaeli monacho de ignoto cantu directa* — bei Gerbert S. 43—50 und hieran anschließend jene Hexameter, die bei Gerbert S. 33 f. als Abschluß der *Regulae rhythmicae* stehen. Hierauf endlich von fol. 6 r bis 7 v und, wie schon gesagt, auf fol. 1 r diese *Regulae* selbst, denen schließlich noch einmal die eben bezeichneten Hexameter folgen, die damit also innerhalb derselben Handschrift an zwei verschiedenen Stellen erscheinen. Aus welchem Grunde diese seltsame, für ein Buchmanuskript höchst ungewöhnliche Anordnung gewählt wurde, bleibt eine offene Frage.

Der hohe Alterswert der Handschrift wird nun leider durch die Unzuverlässigkeit ihrer Verfertiger erheblich gemindert. Eine hier nicht beschreibbare Fülle von Fehlern zum Teil unsinnigster Art — sie finden sich zumal in den Partien des ersten Schreibers — lassen keinen anderen Schluß zu, als daß der sie verübte wenig von Latein, noch weniger von Musik verstand. Da gibt es Verschreibungen: statt *quanto* z. B. heißt es *canto*, statt *quantum quantum*; *Graecum* ist zu *gregum* geworden, *a Deo* zu *adeo*. *Subquinta* und *Superquinta*, Unter- und Ober-Quint werden verwechselt. Da kehrt der Wegfall der Negation einen Satz in sein Gegenteil, führt ein fälschlich eingefügtes *non* die gleiche Verderbung des Textes herbei. Ein Fehler, bei dem wir der Unachtsamkeit des Schreibers besonders deutlich auf die Finger sehen können, soll hier etwas eingehender behandelt werden.

2. Einzig die an dieser Stelle als Illustration geforderte Figur fehlt.

Im Fortgang der hübschen autobiographischen Bekenntnisse, die er den theoretischen Darlegungen seiner Epistola vorausschickt, erzählt Guido, wie sein längeres Verbleiben am Papsthof ihm eine Rüge des Abtes seines Stammklosters Pomposa zuzog. Der Abt — ein Namensvetter unseres Autors — schrieb ihm einen Brief und „ermahnte mich“ — sagt Guido —, *ut Pomposam veniam*. So Gerbert S. 44 b. Unser Ms. dagegen bringt (fol. 3 ra): *Ut Papa e veniam*, was ein offenkundiger Unsinn ist; denn gerade seine Entfernung vom Papste bezweckte der Brief. Woher indessen der durch bloßes Verschreiben nicht zu erklärende Fehler? Die Lösung der Frage ist einige Zeilen voraus zu finden. Hier nämlich wird für den Ort Pomposa die Abkürzung *PP* gebraucht, die der Schreiber getreulich aus der Vorlage übernahm. Beim nächsten Vorkommen des Siegels aber dängte es ihn, dieses zu lösen. Mit welchem Erfolg hat unser Beispiel gezeigt.

Die Beschäftigung mit einer mit so vielen Mängeln belasteten Handschrift könnte als überflüssig erscheinen, ihre Beschreibung wäre nicht mitteilenswert, wären da nicht auch Vorzüge verschiedenster Art, die jenen Fehlern die Wage halten. Indem wir von ihnen sprechen, dürfen wir hoffen, einen fördernden Beitrag zu der noch in argem Dunkel liegenden Guido-Textkritik zu geben.

Wir unterscheiden bessere Lesarten, Überschüsse und Notenbeigaben und wenden uns zunächst den ersten zu. Die Aufzählung sei dabei der einfacheren Kontrolle halber durch die Reihenfolge der Traktate bei Gerbert bestimmt. Im Fortgang der *Regulae musicae rhythmicae* druckt Gerbert: S. 26 Z. 28: *vel quia tota m^a linea in per duos partitur passus ...*³ Ms. hat (fol. 6 v): *quod tota linea ...* Auf derselben Seite Z. 38 heißt es: *Item gamma de novenis passibus ...* Ms. hat (fol. 6 v): *game*. Die Richtigkeit beider Lesarten ergibt sich hier wie dort aus grammatikalischen Gründen. Gerbert S. 29 Z. 10 ist das zweite *est* des Versmaßes halber fehl am Ort. Ms. (fol. 6 v) hat es nicht, S. 33 Z. 13 paßt aus dem gleichen Grunde das *denique* von Ms. (fol. 1 r), nicht aber das *deinde*, das Gerbert bringt. Wir gehen zu den *Aliae regulae de ignoto cantu* über. Hier nimmt sich das *praefiguntur* von Ms. (fol. 1 v)

3. Brandi hat diesen und fast alle folgenden Fehler Gerbert getreulich nachgedruckt.

wesentlich besser aus als das in der Wortbildung gezwungene *praefigurantur* von Gerbert S. 35 b Z. 34. Zur Epistola (Gerbert S. 43 ff.) noch drei weitere Beispiele. Ein kleiner Schönheitsfehler vorauf. Man wird es glaubhafter finden, daß ein Mönch den von ihm verehrten Abt seines Klosters *patrem* statt *partem animae meae* nennt. (Gerbert S. 44 a Z. 39, Ms. fol. 2 v).⁴ Dann aber eine sachlich gewichtige Verbesserung: In den theoretischen Betrachtungen der Epistola nehmen Spekulationen über die verschiedene Lagerung der Halb- und Ganztonschritte einen überaus breiten Raum ein. Es heißt da im Fortgang der sehr umständlich geführten Erörterung (Gerbert S. 49 a Z. 1 f.): *a | c habent poste in depositione tres tonos*. Das ist natürlich falsch. Unter a liegen zwei Ganztonschritte; so auch Ms. (fol. 5 r): *duos tonos*, das damit eine Korrektur bestätigt, die Hermesdorff⁵ in der Annahme eines Denkfehlers Guidos bereits durchgeführt hatte. Wir bleiben im Zusammenhang dieser Leiterspekulationen, wenn wir schließlich auf Gerbert S. 50 a Z. 1 f. verweisen: *Itaque hae voces similes faciunt neumas, prima cum quarta . . .*, wogegen Ms. (fol. 5 v): *prima cum quarta et quinta*, eine durchaus sinnvolle Lesart, nachdem kurz zuvor die Gleichheit der vom ersten und fünften Tone ausgehenden Leitern in *depositione* ausdrücklich betont worden war.

Überschüsse gibt es an den verschiedensten Stellen. Wir verzichten indessen darauf, jedes Plus einzelner oder mehrerer Worte ausführlich aufzuzählen, beschränken uns vielmehr auf drei ergiebigere Fälle, in denen das Mehr gleich mehrere Zeilen beträgt. Alle drei finden sich in den *Regulae musicae rhythmicae*. Nach Gerbert S. 25, letzte Z. fährt Ms. fol. 6rb Z. 23 fort:

*Quibus VII tantum voces copulamus nomine,
Ut pervise clare parvis pateant puerulis.
Quas vocamus sic primarum litterarum partium.*

Das ist eine schöne Ergänzung. Ohne einen Schreibfehler geht es freilich auch hier nicht ab. Statt *partium* ist *spatium* zu lesen,

4. Die Übersetzung von Michael Hermesdorff in seinem Büchlein *Epistola Guidonis*. Trier 1884 S. 13 mit „die Hälfte meiner Seele“ klingt doch gar zu modern.

5. a. a. O. S. 49.

wie Gerbert das schon in einem Wiener Codex fand, der die Stelle aber verstümmelt brachte. Gerbert ergänzte sie notgedrungen falsch. Im übrigen ist alles in bester Ordnung, der Anschluß glatt, der Sinn klar. Ms., das einige Zeilen zuvor nach den Worten . . . *septem caracteribus* statt der gewohnten Tonbuchstaben wie Gerbert zwei Reihen von je sieben seltsamen Zeichen brachte, die sich nicht anders denn als Verschnörkelungen der — übrigens leitergemäß notierten — Buchstaben T und S: Tonus und Semitonius deuten lassen, holt jene Tonbuchstaben jetzt in schönen Großunzialen nach.

Der nächste Überschuß ist nach Gerbert S. 26 Z. 18 einzuschalten. Er steht Ms. fol. 6 va Z. 9 ff. und lautet:

*Quae ubique coniunguntur sibi cum similibus.
Plures enim remittendo sunt in modo similes
Intendendo vero aliae consimiles.
Quod perfecte quisque cantor poterit avertere,
Curiose hac figura curet si inspicere.
Sursum recta an aversa una petat linea . . .*

Das paßt nun freilich weniger schön. Die Zeilen bei Gerbert lassen keinen Wunsch nach Ergänzung offen. War Z. 18 von der Berechnung der Sexte die Rede, so ist Z. 19 ganz folgerichtig die Septime dran. Hier fehlt nichts. Tatsächlich schließen die Zeilen von Ms. ja auch weder gedanklich noch grammatikalisch an. Ihrem Inhalt nach möchte man sie am ehesten in die Nähe des Abschnitts *De vicinitate vocum* (Gerbert S. 28) verweisen. Sie sind überdies nur Bruchstück. Z. 1—5 geben ohne weiteres einen deutbaren Sinn: die Leitern sind in den Verhältnissen ihrer Tonschritte zum Teil nach der aufsteigenden, zum Teil nach der absteigenden Seite miteinander verwandt. Die letzte Zeile aber steht in der Luft. Sie hat keinen Zusammenhang mit dem Voraufgehenden und ist aus sich nicht verständlich. Daß die angezeigte Figur fehlt, kommt auch noch hinzu. Man möchte eine nachträgliche Randbemerkung der Vorlage von Ms. vermuten, die dem Schreiber versehentlich an falscher Stelle und lückenhaft in seinen Text geriet.

Indem wir uns nun dem dritten der größeren Überschüsse von Ms. zuwenden, begeben wir uns auf recht schlüpfrigen Boden. Wir stehen mitten in dem Absatz, der Gerbert S. 29 beginnt und *De*

Finalibus überschrieben ist. Daß die Differenzen der Textüberlieferungen hier besonders stark sein müssen, beweist ein erster Blick auf die für Gerbert ungewöhnlich zahlreichen Fußnoten, (wobei stets zu beachten ist, daß Gerberts Kritik nur einen geringen Bruchteil an Abweichungen und Fehlern erfaßte). Ms. geht denn auch völlig eigene Wege.

Die trochäischen Septenare, die das rhythmische Schema der Verse der *Regulae* bilden, schließen sich zu Teilgruppen von je drei Zeilen zusammen, deren erstes Zeilenpaar, bisweilen aber auch deren zweite und dritte Zeilen wiederholt Ansätze zu Reimbildungen zeigen. Die grammatikalischen und Sinnzusammenhänge tragen dieser Gruppierung Rechnung, die Interpunktion ist ihr äußeres Bild.⁶ Vergleicht man nun die Differenzen zwischen Gerbert und unserem Ms. genauer, so ergibt sich, daß einem Minus von 6 Zeilen ein Plus von 6 neuen Zeilen gegenübersteht. Die Gesamtzahl ist mithin nicht verändert. Wohl aber hat Ms. die Zeilengruppen in sich verschoben. Ein klares Bild der Unterschiede ergibt sich nur dann, wenn wir uns entschließen, die fragliche Stelle in ihrer Gesamtheit zum Abdruck zu bringen. Es ist der Abschnitt, der bei Gerbert S. 30 mit den Worten *Causa vero breviandi . . .* beginnt und bis zur Mitte der folgenden Seite führt. In Ms. steht er auf fol. 7 v, jener letzten Seite, deren verblaßte Schrift einer einwandfreien Deutung oft große Schwierigkeiten bereitet. Er lautet hier wie folgt:

- Cause vero breviandi neūme solent fieri,
Que si curiose fiant, habentur pro litteris,*
3 *Hoc si modo disponantur littere cum lineis.⁷*
*Quidam ponunt duas voces duas inter lineas,
Quidam ternas, quidam vero nullas habent lineas.*
6 *Quibus labor cum sit gravis, error est gravissimus.*
*Ut proprietates sonorum discernatur clarius,
Quasdam lineas signamus variis coloribus,*
9 *Ut quo loco quis sit sonus, mox discernat oculus.*

6. Sie ist schon bei Gerbert nicht immer genau, in der Neuausgabe von Brandi ist sie völlig verderbt.

7. Folgt eine mit Tonbuchstaben versehene Zeile: *Spera in dominum ac fac bonitatem.*

- Litterarum et neumarum usus sit assiduus.*
Quisque sonus quo sit loco facile colligitur,
 12 *Etiam si una tantum littera praefigitur.*
At si littera non erit in neumaticis cantibus,
Tale erit, quasi funem dum non habet puteus,
 15 *Ni colores litterarum praebeant indicium.⁸*
Illud autem, quod praedixi, valde erit utile,
Similes [!] figurae neumas si cures inspicere,
 18 *Locis variis et tonis quam diverse resonent.*
Aptitudinem neumarum facile intelliges,
Quo in loco quis sit sonus in diversis lineis,
 21 *Usus tibi sit si frequens in tonorum formulis.*
Cuiusmodi symphoniis symphonia concinit,
Eiusmodi symphoniam ipsam esse noveris.
 24 *Quare octomela cunctis subdimus antiphonis.*
Argumentum vero simplex quia cito capitur,
Sonus tertius et sextus describuntur oculis,
 27 *Quos frequenter percussos mox cognoscit animus.*
Plures voces brevi fiant [?] metas sic in spatio.
Signum est sequentis neumae quo loco ponenda sit,
 30 *Suo loco ne ponatur, cum necesse fuerit.*
Quamvis autem quisque cantum personet memoriter,
Si non cunctos eius motus vel sonos memoriter,
 33 *Qui et quales sint persentit, nichil [!]⁹ se dicat sapere.*
Ita sane procuratum sit antiphonarium
Per Apulienses cunctos et vicinos Calabros,
 36 *Quibus tales misit neumas per Paulum Gregorius.*
At nos miseri canentes frustra toto tempore [?]
Sacros libros meditari penitus omisimus,
 39 *Quibus deus summe bonus loquitur hominibus.*

So unser Ms. Nun vergleiche man Gerbert. Wir verzichten auch hier darauf, zu jeder einzelnen kleinen Abweichung kritisch Stellung zu nehmen.¹⁰ Als ein Beispiel sei auf das *sic* in Z. 28 verwiesen,

8. Folgt wieder eine Bibelzeile, diesmal ohne Tonbuchstaben, obgleich der Raum für sie vorgesehen ist.

9. Das Versmaß fordert das bei Gerbert zu findende *nūl*.

10. Sie sind im obigen Abdruck gesperrt.

das überhaupt erst einen verständlichen Sinn in diese schwer deutbaren Sätze bringt. Gerbert las *fit*, und Brandi druckte auch diesen Fehler unbekümmert nach. Nur von der Umgruppierung der Glieder, dem Zeilenausfall und -überschuß soll hier die Rede sein. Das Ausmaß der ersten wird durch den Vergleich alsbald ersichtlich. Ihre Beurteilung vermag sich unbedingt weder für Gerbert noch für Ms. zu erklären. Man wird dem zustimmen, wenn man beachtet, daß die ganze Stelle ja auf logischen Fortschritt über größere Strecken verzichtet und mehr frei assoziierenden Charakter trägt. Von dem in der Überschrift gestellten Thema *De Finalibus* hat sie sich weit entfernt. Die Auslassungen gegenüber Gerbert sind gleichfalls klar. Es fehlen zunächst drei Zeilen im Beginn, danach der erste Dreizeiler auf Seite 31, in dem Gerbert über die verschiedene Kolorierung der C- und F-Linie spricht. Der Überschuß von Ms. steht am Ende. Für die ersten drei dieser sechs Zeilen ist im Voraufgehenden schwerlich ein Anschluß zu finden. Der *Gregorius*, an den Guido erinnert, ist Gregor I. Er bezieht sich gern auf ihn.¹¹ Fleischer hat die Verse bereits in seinen Neumenstudien mitgeteilt und in der Auswertung ihres Inhalts Guido zum Zeugen dafür gemacht, daß die gregorianische Choralreform schon zu Lebzeiten des Papstes im Süden Italiens festen Fuß faßte.¹² Klagen, wie sie der darauf folgende Dreizeiler enthält, finden sich fast wörtlich am Eingang der *Aliae Regulae* (Gerbert S. 35 a). Von ihnen ergibt sich zwanglos ein Übergang zum Preise der Wohltat, die Guidos Erfindung brachte. Ihr Schöpfer läßt es an Eigenlob ja niemals fehlen. Der folgende Absatz beginnend mit *Hactenus latentes musas* ... schließt also nicht nur sinnvoll an, sondern empfängt erst jetzt seine rechte Bedeutung.

Ich nehme Gelegenheit, hier noch beiläufig auf einen besonders törichten Fehler in der Ausgabe Gerberts zu verweisen. Er steht wenig später in der Zeile *Quarta vero fit* ... Hier heißt es natürlich nicht *q u i n t a* sondern *q u i n q u e*, wie unser Ms. auch schreibt.

11. Vgl. z. B. Gerbert S. 27, 30, 49.

12. O. Fleischer: Neumenstudien I Lpzg. 1895 S. 15. Er hat seine Quelle aber nicht genannt; das trug ihm von Peter Wagner (Einf. in d. gregor. Melodien I Lpzg. 1911 S. 221) die Erwiderung ein, daß die zitierten Verse „nicht in Guidos Werken stehen“.

Fast überflüssig zu sagen, daß sich auch dieser Fehler bei Brandi forterbte.

Wir kommen zum Schluß zu den Notenbeigaben. Von ihnen bringt Ms. eine große Zahl. Sie sind ganz überwiegend in Neumen auf Linien notiert. Ein Teil von ihnen entspricht den durch Buchstabennotation fixierten Melodien bei Gerbert, der andere Teil ist Zusatz. Dieser wieder zerfällt in zwei Gruppen von Melodien, die dem Text entweder notwendig als Beispiel verbunden sind oder aber freie, mit dem Ganzen zusammenhanglose musikalisch-textliche Anrufungen Gottes darstellen.

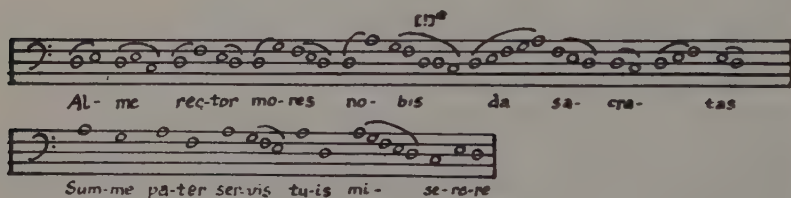
Die Unzuverlässigkeit der Schreiber hat sich nun leider auch hier ausgewirkt. Ihre Notierung ist vielfach so flüchtig, daß eine eindeutige Lesung trotz der durch die Linien fixierten Tönhöhen nicht möglich ist. Die zum Teil beträchtlichen Abweichungen von den Lesarten Gerberts dürfen mit Sicherheit als Fehler von Ms. verstanden werden, zumal es sich hier ja meist um anderwärts vielfach übermittelte liturgische Weisen handelt. Immerhin lohnt es zumindest, die wichtigsten Stellen im einzelnen kurz vorzunehmen.

So bringt Ms. in der Niederschrift der Epistola (fol. 3 r) an Stelle des üblichen Johannes-Hymnus *Ut queant laxis* (Gerbert S. 45) als Memorierversen den weniger gebräuchlichen Hymnus *Trinum et unum pro nobis miseris deum precemur*, den Lafage und nach ihm Georg Lange in einem italienischen Guido-Codex nachwies.¹³ Er steht hier aber allein, so daß die Rückschlüsse, die Lange aus dem Vorkommen beider Hymnen zog, damit keine Bestätigung empfangen. Die Beispiele *Tu patris sempiternus es filius* (Gerbert S. 47) hat Ms. (fol. 4 v) zweimal notiert. Zunächst sind die Silben in die Zwischenräume der Linien geschrieben, die hier also entsprechend der älteren Praxis den Abstand der Töne markieren. Später werden die Beispiele in Neumen auf Linien wiederholt. Daß beide Fassungen nicht übereinstimmen, macht an ihrer Zuverlässigkeit besonders irre. Auch bei den unmittelbar folgenden Melodien *Primum quaerite* und *Secundum autem* tritt die Flüchtigkeit des Schreibers deutlich hervor. Die Melodie, die Ms. (fol. 5 v) den ersten Versen der Hexameter (Gerbert S. 33) überlegt, steht zu dem

13. Sammelbände d. internat. Musikgesellschaft I. 1899 S. 535 ff.

Sinn der Worte in keinem erkennbaren Bezug. Sie bricht übrigens unvermittelt ab.

Fol. 3 v dagegen bringt einen wertvollen Zusatz. Bei Gerbert S. 45 b unten lautet die entsprechende Stelle: *Deinde per singulos sonos brevissimas subposui symphonias, quarum particulas, cum diligenter inspexeris, uniuscuiusque vocis omnes depositiones et elevationes per ordinem in principiis ipsarum particularum gaudebis te invenire.* Gerbert gleitet über diese Stelle ohne Anmerkung hinweg. Hermesdorff aber, der sie in seiner Übersetzung der Epistola¹⁴ auf den vorauf stehenden Hymnus zu beziehen versucht, hat seine liebe Not. *Symphoniae* für die *diversi soni*, dann deren *particulae* und schließlich *omnes depositiones et elevationes* — es will nicht passen. Hier bringt erst unser Ms. die Aufklärung und zwar eine völlig befriedigende. Aus ihm nämlich erhellt, daß an dieser Stelle ein neues, groß ausgebautes Notenbeispiel stand, das in allen übrigen Niederschriften offenbar fehlte.¹⁵ Wir geben das erste der drei vorhandenen Melodiepaare wieder.



*) Vermutlich ein Schreibfehler für E.

Das ist, wenn man so will, zwar „keine Musik“, aber zu unserer Textstelle paßt es aufs schönste. Die *particulae*, die die verschiedenen Intervalle aufwärts und abwärts anzeigen sollen, brauchen nun nicht mehr gewaltsam als „Textzeilen“ interpretiert zu werden. Man versteht sie ohne jedes erläuternde Wort. Und

14. a. a. O. S. 26 f.

15. Vgl. Tafel I am Schlusse des Bandes.

was die *Symphoniae per singulos sonos* anlangt, so erübrigt sich darauf zu verweisen, daß jenem ersten ganz ähnliche Beispiele für die von C und E aufsteigenden Leitern folgen. Im letzten Falle allerdings fehlt das abwärts gerichtete Paarglied. Der freie Raum ist nachträglich durch eine für diesen Zusammenhang bedeutungslose Neumation ausgefüllt worden.

Unsere Untersuchung ist zu Ende. Dem Historiker, der in den Neuausgaben seiner Monumente ein so mustergültiges Arbeitsinstrument zur Verfügung hat, mag das hier Geleistete als allzu vorläufige Arbeit erscheinen. Gestützt auf eine über hundertjährige und in ihren Methoden immer wieder verfeinerte Editionstechnik kann er sich schwer in die Lage dessen zurückversetzen, für den eigentlich noch immer alles zu tun ist. Den Musikwissenschaftler trifft dabei keine Schuld. Ein internationales Komitee war gegründet, Instruktionen für die Aufnahmen von Handschriften und Druckwerken waren geschaffen, Beschreibungen dieser Handschriften lagen vor. Das große Ziel eines *Corpus scriptorum de musica medii aevi* schien in greifbare Nähe gerückt. Da hat der Krieg dem allem ein jähes Ende gesetzt. Das Ziel ist auch jetzt nicht verloren. Aber bis es erreicht ist, darf sich jeder Beitrag, der ihm dient, für willkommen halten.

Der Dictatus Papae.

Von

Richard Koebner.

I.

Außer den 27 Leitsätzen, die in das Register Gregors VII. unfern vom Protokoll der Fastensynode von 1075, zwischen die Briefe vom 3. und vom 4. März eingereiht sind (II 55 a), tragen noch einige andere Stücke in den ersten beiden Registerbüchern die Überschrift *Dictatus pape*. Und die Einträge, deren Wortlaut ganz oder teilweise von Gregor herrührt, die also tatsächlich „päpstliches Diktat“ wiedergeben, verteilen sich in großer Zahl über das ganze Register.¹ Dennoch haben wir gemeinhin jene 27 Thesen im Sinn, wenn wir vom *Dictatus Papae* sprechen. Der Titel haftet an ihnen in einer eigenen Bedeutung oder doch mit einem eigenen Klang. R. H o l t z m a n n bringt diesen Gehalt zum Ausdruck, wenn er sie „die ehernen Sätze“ des „kirchenpolitischen Bekenntnisses und Programms“ Gregors VII. nennt.² Wie Sprüche einer Verkündung folgen sie einander. In jedem von ihnen spricht der Papst von sich selbst, von der weltüberlegenen Vollmacht, die in seiner Würde lebt. Er umschreitet sein Machtgebiet; von Satz zu Satz deckt er neue Inhalte seiner Allgewalt auf. Er bringt sie der christlichen Welt zur Kenntnis, so wie sie als gemeingültige Lehren der Kirche anerkannt werden sollen.

Der Welt zur Kenntnis? Hat Gregor den Dictatus wirklich für Leser oder Zuhörer außerhalb des engsten Kreises der Kurie

1. Vgl. O. Blaul, Archiv f. Urk.-Forsch. 4, S. 113 ff. — E. Caspar in seiner — im folgenden als „C.“ zitierten — Edition des Reg.Greg., MG., Epistolae selectae, 2, S. XV f.

2. Der Kaiser als Marschall des Papstes (1928; Schriften der Straßb. Wiss. Ges., N.F., 8), S. 27.

bestimmt? Das ist das eine große Rätsel, das an diesen Sätzen haftet. Sie sind so abgefaßt, als sollten sie überall gehört werden, als sollten die Gläubigen allenthalben durch sie vernehmen, was der Papst vermöge. Und doch ist anscheinend kein äußeres Zeichen dafür vorhanden, daß die Niederschrift noch für eine andere Stelle bestimmt gewesen wäre als für das Register. Kein Adressat ist bezeichnet, an den der Dictatus als Sendschreiben hätte hinausgehen sollen. So bleibt es bei aller Eindeutigkeit des Lehr-Inhalts doch die Frage, was der Dictatus als Ganzes, als literarisches Ganzes bedeutet. Die Absicht, die Gregor bewogen hat, gerade diese Sätze zusammenzustellen und sie gerade an dieser Stelle niederzulegen, bedarf der Aufklärung.³ Und diese Frage rührt sogleich an eine zweite. Wie haben wir die Anordnung der Sätze zu verstehen? Nach seinem inneren Aufbau will sich der Dictatus anscheinend überhaupt nicht als literarisches Ganzes zu verstehen

3. Über die früheren Auslegungshypothesen vgl. W. M. Peitz: das Original-Register Gregors VII. (1911, Sitzungsber. d. Ak. Wien, 165. 5), S. 265 ff. Durch Peitz' und Blauls Forschungen ist, wie bekannt, die Autorschaft Gregors zum gesicherten Ausgangspunkt jeder möglichen Interpretation erhoben worden. Damit sind die Canones-Sammlungen der jüngeren Reformzeit als Quellen des Dictatus ausgeschieden; insbesondere spiegelt sich in den verwandten Indexsätzen Deusededit das „umgekehrte Abhängigkeitsverhältnis“ (C. a. a. O.). Auch dem „Dictatus von Avranches“ (ed. Löwenfeld, N. A. 16, S. 198 ff.) lagen die Sätze Gregors schon zugrunde. Angesichts dieser Sachlage hat Peitz den Dictatus als den Entwurf einer kanonistischen Arbeit Gregors angesprochen und auf eine Vorlage zurückzuführen versucht, die in ihm zugleich eine Korrektur erfahren hätte (S. 280 ff.). Diese Problemstellung ist auch bei C., S. 201, Anm. noch festgehalten. In ihrem Dienste, aber auch, um die Stellung des Dictatus in der Entwicklung der Lehre vom Papstregiment zu kennzeichnen, ist die Edition mit einem umfassenden Parallelen-Kommentar versehen, der auch Vergleichsstellen aus dem Registrum selbst heranzieht. Die folgende Untersuchung hat diesem Kommentar Caspars die Aussonderung der Pseudo-Isidorischen Elemente und manche andere Einzelhinweise zu danken, auf die mit (C.) Bezug genommen ist. Caspar ist dann von der Frage nach einem kanonistischen Vorbild zurückgekommen; Gregors kirchenrechtliche Gelehrsamkeit sei nicht sehr groß gewesen; auch den Dictatus dürfe man nicht als Beweisstück solcher Belesenheit werten („Gregor VII. in seinen Briefen“, H. Z. 130, 1924, S. 13 ff., zumal S. 20/22). Diese Feststellungen haben die Sachlage abermals bedeutend geklärt; über Caspars hier anknüpfende Auffassung des Dictatus als einer privaten „Richtlinien“-Aufzeichnung Gregors vgl. jedoch unten S. 66.

geben. Wohl haben die unmittelbar benachbarten Sätze öfters eine deutliche innere Verbindung; aber ein systematischer Gedankengang, der für ihre Gesamt-Abfolge grundlegend wäre, hat sich noch nicht entdecken lassen. Mit Recht ist bemerkt worden, daß „sachlich Zusammengehöriges über den ganzen Text verstreut ist und fast wörtliche Wiederholungen wiederkehren“.⁴

Daß eine Adresse fehlt, daß andererseits die Anordnung anscheinend Züge der Willkür zeigt, — dies beides bringt in den Dictatus einen Zug von fragmentarischer Formlosigkeit, der mit seiner Feierlichkeit kontrastiert und an seiner Eignung für die amtliche Aktensammlung des Registers zweifeln läßt. Darum hat auch die Meinung vertreten werden können, daß wir in seiner Abfassung die Absicht einer Kundgebung an die Öffentlichkeit, einer lebendigen Anrede an die Gegenwart gar nicht zu suchen hätten. Gregor habe diese Sätze nur für sich selbst niedergelegt und gleichsam in einem Monolog über die Würde und die Rechte seines Hirtenamtes Umschau gehalten. Aber nicht nur Ort und Stil der Niederschrift widerstreiten dieser Auffassung. Einer der Sätze ist nach seiner Fassung nur zu verstehen, wenn das Ganze als Proklamation gedacht ist; er zeigt zugleich, von welcher Stelle diese Proklamation ausgehen soll. Die unpersönliche Fassung, die allen andern Sätzen eignet, weicht in Art. 6 der 1. Person Pluralis *Quod cum excommunicatis ab illo inter cetera nec in eadem domo debemus manere*.⁵ *Debemus*: wir müssen den Bann des Papstes respektieren. Die Gläubigen der Kirchengemeinschaft geben hier ein Bekenntnis ab. Der Papst predigt ihnen einen Wahrspruch, und sie verpflichten sich auf ihn. Was von diesem einen Satze gilt, das muß für alle gelten. Wenn der Dictatus papae auch seinem Inhalt nach ein Bekenntnis Gregors ist, seiner Form nach soll er ein Bekenntnis der Kirche sein. Daß Gregor dieses Schriftstück seinem Register einverleiben ließ, das fordert die Auslegung: er hat sich mit dem Gedanken getragen, eine kirchliche Kundgebung in der Form des Dictatus herbeizuführen.

4. Caspar, Gregor, S. 20. Eben diese „Unordnung“ ist früher oft gegen die Autorschaft Gregors angeführt worden. (Peitz, S. 268 f., 283).

5. Peitz versteht (S. 275) diesen Subjektwechsel daraus, daß der Papst sich hier „selbst einschließen konnte“ und wollte.

Damit werden wir auf die kirchliche Kundgebung zurückverwiesen, die wenige Tage vor dem Registereintrag, vom 24. bis zum 28. Februar 1075 stattfand, auf die Fastensynode.⁶ Die Tagung hatte ein starkes Programm zu bewältigen. Mehrere deutsche und italienische Bischöfe wurden suspendiert oder abgesetzt. Gegen König Philipp von Frankreich und gegen fünf Räte König Heinrichs wurde die Banndrohung ausgesprochen. Der Bannspruch gegen Robert Guiscard von Apulien wurde erneuert und auf seinen Neffen Robert von Loritello ausgedehnt. Zur Bekämpfung von Simonie und Priesterehe sah man die härtesten Maßnahmen vor. Wer seine Weihe *per pretium* empfangen hatte oder der „Unenthaltbarkeit“ überführt war, sollte sein Kirchenamt verlieren, wer auf simonistischem Wege zu einer Kirche gelangt war, allen Rechtes auf sie entkleidet sein. Die Laien wurden aufgefordert, von Priestern, die sie kirchlicher Verfehlungen schuldig wußten, keine Amtshandlung entgegenzunehmen. Schließlich wurde ein Verbot der Laien-Investitur beschlossen, ohne offiziell als Ergebnis der Synode publiziert zu werden.⁷ Auf diese generellen Kirchengesetze nimmt der Dictatus nirgends Bezug. Aber das schließt nicht von vornherein aus, daß die Sätze des Dictatus ursprünglich für die Verhandlungen der Synode bestimmt waren. Sie können dafür vorgesehen und schließlich doch von der Tagung abgesetzt worden sein. Es wäre verständlich, daß Gregor sie dann in der Form einer Register-Eintragung für spätere Verwendung zu gelegener Zeit aufbewahrt hätte.

Aber — so muß eingewandt werden — konnte Gregor niemals ernstlich daran denken, die kurze Konzilstagung neben ihren andern wichtigen Geschäften noch mit einer so weitausschauenden und verantwortlichen Aufgabe, wie sie im Dictatus umrissen scheint, zu belasten? Auf Bannungen und Absetzungen, auf Cölibats- und Simoniegesetzgebung mußten die versammelten Kirchenobern vorbereitet sein. Die Investiturfrage war schon weniger geklärt, wie

6. Indem wir dieser Zweckbestimmung nachgehen, kommen wir in die Nähe der ältesten Auslegungs-Hypothese, nämlich der des Oratorianers Onofrio Panvinio, der den Dictatus für ein auf einer Fastensynode verkündetes Regierungsmanifest erklärte (Peitz, S. 266).

7. Vgl. Meyer v. Knonau, Jahrbücher (im folgenden MK.), 2, S. 451/5; Hauck, Kirchengesch. Deutschlands, 3, (3./4. Aufl.) S. 777 f.

eben die Zurückhaltung in der Bekanntgabe der Beschlüsse zeigt. Noch viel weniger aber ließ sich die Proklamation ganz allgemein verbindlicher Erklärungen über die Rechte des Papsttums als Gegenstand der Tagesordnung erwarten. — Dieser Einwand besteht zweifellos zu Recht; aber er läßt uns die Deutungs-Aufgabe nur genauer umgrenzen. Die Abfassung solcher allgemeiner Erklärungen, wie sie im Dictatus vorliegen, konnte in der Tat nur in Frage gezogen werden, wenn bestimmte konkrete Anlässe für sie gegeben waren. Fast alle Dictatus-Sätze haben die einzigartige Stellung des Papstes in der Hierarchie, seine Überlegenheit gegenüber allen andern kirchlichen Instanzen und Obrigkeiten zum Gegenstande. Nur einige wenige Artikel berühren gleichzeitig oder ausschließlich das Verhältnis zur weltlichen Gewalt. Wenn der Dictatus papae ursprünglich als eine Erklärung der Synode gedacht war, so muß er als eine Entgegnung auf bestimmte Widerstände gemeint gewesen sein, denen der Papst bei anderen kirchlichen Gewalten in der Handhabung des Kirchenregiments begegnet war. Die Sätze sollten die Vollmachten, deren Gregor gegenüber diesen Widersachern bedurfte, teils auf geheiligtes kanonisches Recht zurückführen, teils unmittelbar als kanonische Rechtssatzung aussprechen. Manche von ihnen geben auch wirklich anerkanntes kirchliches Recht wieder; aber dieses Element darf nicht überschätzt werden. Zumal der Anteil der Pseudo-Isidorischen Dekretalen am Dictatus ist geringer, als die allgemeine Verwandtschaft der Tendenzen erwarten läßt; nur der Eingangssatz und sechs Artikel aus der zweiten Hälfte der Niederschrift haben wirklich auf sie zurückgeführt werden können.⁸ Andere Formulierungen weisen auf die Kurie Leos IX. zurück, in deren Kreis Gregor seine Anschauungen gebildet hatte. In der Hauptsache aber schöpfte Gregor diese Gesetzgebung nach Inhalt und Ausdruck aus seiner eigenen Interpretation der apostolischen Vollmacht.⁹

Daß der Dictatus seiner ursprünglichen Bestimmung nach einen Akt der Gesetzgebung oder Gesetzesverkündung darstellt, nicht bloß eine Zusammenstellung von Lehrmeinungen, — daß

8. Artikel 16, 19—23 (C).

9. Caspar, Gregor, a. a. O.

dieser Akt für die Fastensynode von 1075 vorgesehen war und zur Bemeisterung der Kampflage dieses Augenblicks helfen sollte, — diese Interpretation darf nun zur Erörterung gestellt werden. Ihre Haltbarkeit hängt davon ab, daß sie an den einzelnen Sätzen des Dictatus erprobt werden kann. Es ist die Frage, ob wir hinter der allgemeinen Fassung dieser Sätze die konkreten Gegner aufzudecken vermögen, an deren Adresse sie gehen. Gelingt dies, so können wir auch hoffen, für den Aufbau der Gesetzesvorlage im ganzen, für die Anordnung des Satzgefüges im Dictatus papae ein Verständnis zu gewinnen.

II.

Zur Zeit, als Gregor den Dictatus abfaßte, wußte er sich und die göttliche Sache seines Hirtenamtes einer Welt von Feinden preisgegeben. Verlassenheit bis zur Verzweiflung ist der Grundton des Briefes, den er, wenige Wochen vor der Synode, am 20. Januar 1075, an Hugo von Cluny schrieb (Reg. II 49): „Mich umdrängt grausamer Schmerz und eine Traurigkeit, die alles überdeckt. Denn die Kirche des Ostens ist auf Anstiften des Teufels abtrünnig vom katholischen Glauben.“ Darum, so fährt Gregor fort, werden die östlichen Christen jetzt auch von den Heiden als den Werkzeugen des Teufels mörderisch verfolgt: nachdem der Böse sie geistlich getötet habe, wolle er sie leiblich vernichten, ehe sie durch die Gnade Gottes wieder zur Besinnung kämen. „Blicke ich aber in Gedanken auf die Länder des Westens, so finde ich im Süden wie im Norden kaum solche Bischöfe, die rechtmäßig zu ihrem Amte gelangt sind und ein gerechtes Leben führen, solche, die das christliche Volk mit der Liebe Christi und nicht mit weltlicher Ehrsucht regieren. Und unter allen weltlichen Fürsten kenne ich keine, die Gottes Ehre der ihren und die Gerechtigkeit dem Gewinn voranstellen.“ Gegenüber diesen Bedrängnissen wird Gregor, wie er dem Abte beichtet, seiner eigenen menschlichen Schwäche, seiner Abhängigkeit vom Erbarmen Christi inne. Wider Willen fühlt er sich an Rom gefesselt. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft der Kirche hält ihn an seinem Platze fest; aber oft wünscht er sich, daß die Macht, die ihn dorthin geführt habe, ihn durch den Tod erlöse.

Man wüßte keine schrofferen Gegensätze als diese schwer-mütige Klage und die stürmischen Thesen des Dictatus. Der Papst,

der den 23. Satz dieses Schriftstücks aufstellte, „daß der rechtmäßige geweihte Papst durch die Verdienste des Petrus ohne allen Zweifel selbst heilig werde“, kann in seinem Herzen nicht mehr an seiner Würdigkeit und Widerstandskraft gezweifelt haben. Zwischen dem Brief und dem Proklamations-Entwurf liegt eine Wandlung. Gegenüber den Anfechtungen, von denen jener spricht, hat Gregor im Gedanken an sein heiliges Amt den Aufschwung zum mutigsten Angriff gefunden. Und mit dieser verjüngten Selbstgewißheit tritt er jetzt allen denen entgegen, über deren Verrat er vor Hugo Klage geführt hat: den Orientalen, den Bischöfen der römischen Kirche, den Fürsten. Im Dictatus sind jeder dieser feindlichen Mächte besondere Sätze und Satzgruppen gewidmet.

Das Verhältnis Roms zur *ecclesia orientalis*, d. h. vor allem zur Kirche von Konstantinopel bildete vom Pontifikat Leos IX. bis zur Zeit des Dictatus immer aufs neue ein wichtiges Problem des Reformpapsttums.¹⁰ Der Weg zu einer Lösung im Sinne Roms wurde freilich schon im Anfang verbaut, als der Patriarch Michael Kerullarios erst eine Polemik gegen Dogma und Ritus der Römer entfeselte, dann die angebahnte Einigung hintertrieb; die Folge war, daß die Gesandten Roms in Konstantinopel, die Kardinäle Humbert und Friedrich von Lothringen, die Verhandlungen abbrachen und den Patriarchen mit seinen Anhängern am 15. Juli 1054 feierlich bannten. Der Konflikt, der damit endgültig wurde, war von Ritualfragen ausgegangen; man stritt um die „Azymen“ — den römischen Gebrauch ungesäuerten Brotes für die Hostie —, um das Sabbatfasten, daneben auch um den Priester-Cölibat. Humberts Bannbulle verurteilte den Patriarchen nicht wegen seines Ranganspruchs, sondern wegen seiner Ketzerei und Unfriedlichkeit. Aber eine feierliche Anerkennung der päpstlichen Autorität hatten die Legaten noch kurz vorher dem Mönch Nicetas Pectoratus abgerungen, als sie ihn in der Disputation im Studion-Kloster zur Ver-

10. Zum Folgenden vgl. Bréhier: *Le schisme oriental du XIe siècle*, 1899, u. vor allem: A. Michel: *Humbert und Kerullarios*, 2 Bde. 1925, 1930 (Quellen u. Forschgen. a. d. Geb. d. Gesch., hsg. v. d. Görres-Ges., Bd. 21, 23). — Den folgenden Untersuchungen sind auch sachkundige persönliche Erläuterungen G. Ostrogorsky's zugute gekommen.

dammung seiner Anwürfe gegen die römische Kirche zwangen.¹¹ Und wie sehr für Rom das Prinzip seines unbedingten Vorrangs von Anfang an in Frage stand, das zeigt vor allem das große Sendschreiben, mit dem Leo IX. ursprünglich den Angriff des Kerullarios im Jahre 1053 hat aufnehmen wollen. Dieses Schreiben, das schließlich in Rom zurückgehalten wurde, ist von Kardinal Humbert entworfen worden, der, wie wir heute wissen, alle römischen Streitschriften des Konflikts verfaßt hat.¹² Hier werden die liturgischen Streitfragen überhaupt nicht sachlich erörtert; um so eingehender wird das Vergehen zurückgewiesen, das der Patriarch und die Seinen mit ihrer Kritik an der Lehr-Autorität des römischen Stuhles begehen. Andererseits wollte Kerullarios offenkundig in der Auseinandersetzung mit Rom ein Anerkenntnis der Gleichsetzung seines Patriarchats mit dem Papsttum erzielen.

Der Bruch von 1054 ließ noch Hoffnung auf Versöhnung;¹³ nicht Kaiser und Reich von Byzanz, nur Michael und seine Anhänger verfielen dem Bann, und Michael trat 1059 vom Schauplatz ab. Damals stellte freilich das neu geschlossene Bündnis mit den Normannen für das Papsttum die Anknüpfung mit Konstantinopel außer Frage. Aber einige Jahre später, unter Alexander II., wurden Unionsverhandlungen aufgenommen. Gregor übernahm sie von seinem Vorgänger als eine Hauptaufgabe seines Pontifikats. In seinem Auftrage ging der Patriarch Dominicus von Grado nach Byzanz. Gregor hat geglaubt, das Einigungswerk durch die Vorbereitung eines großen abendländischen Hilfszuges zugunsten der von den Sarazenen bedrängten Christen des Ostens zu fördern. Vielleicht hat er dem Unionsplan durch diese Kriegsvorbereitungen, welche die Eifersucht der Byzantiner erwecken konnten, eher geschadet. Jedenfalls: zuversichtliche Erwartung und schwere Enttäuschung folgten einander im raschen Wechsel. Am 7. Dezember 1074 schrieb er noch an König Heinrich IV.: „Die Kirche von

11. *Acta et scripta, quae de controversiis ecclesiae graecae et latinae saeculo undecimo composita extant*, ed. C. Will, 1861 (im Folgenden: W.), S. 151 a 11 ff.

12. W., Nr. II, S. 65 ff. — Die führende Stellung Humberts ist ein Hauptergebnis der Forschungen Michels.

13. Ich verweise auf: W. Holtzmann: *Studien zur Orientpolitik des Reformpapsttums etc.* H. V. 22, insbes. S. 168/74.

Konstantinopel, die über die Lehre vom Heiligen Geist mit uns entzweit ist, harrt auf die Einigung mit uns“ (Reg. II, 31). Sechs Wochen später mußte er Hugo von Cluny seinen untröstlichen Schmerz darüber aussprechen, daß die orientalisch Kirche in ihrem Irrglauben verharre.

Diese Äußerungen Gregors sind die einzigen Andeutungen, die wir über den Inhalt der neuen Verhandlungen mit den Griechen erhalten.^{13a} Nach ihnen zog Gregor diesmal die alte dogmatische Kontroverse, die Frage des *filioque* hervor. Vielleicht hat er an diesem Punkte eine förmliche Unterwerfung der Griechen verlangt und auch damit die Verhandlungen erschwert. Zweifellos aber sind die Ritualfragen, die das Schisma von 1054 gezeitigt hatten, diesmal wiederum zur Sprache gekommen; in diesem Zusammenhange mußten die literarischen Kampfmittel der Auseinandersetzung von 1053/4, die von Leo IX. autorisierten Streitschriften Humberts, an der Kurie erneutes Studium finden. Und in jedem Falle bedeutete für Gregor noch entschiedener als für Leo und Humbert die oberste Autorität des römischen Stuhles das entscheidende Grundproblem des ganzen Fragekreises. —

Der *Dictatus papae*, der nach dem Scheitern der Verhandlungen zusammengestellt ist, gibt diese Situation gleichsam in der Umkehrung des Spiegelbildes wieder. In einer Reihe seiner Artikel umschreibt er die Stellung des Papstes unter Gesichtspunkten, wie sie nur oder doch vor allem im Konflikt mit den Griechen zur Erörterung standen. An einigen Stellen knüpft er deutlich an die Kontroversschriften Humberts gegen Kerullarios und seine Anhänger an.

Wir gehen zur Analyse dieser Artikel im einzelnen über.

2. *Quod solus Romanus pontifex iure dicatur universalis.*

Die Stellung des Papstes an der Spitze der Gesamtkirche, die „Universalität“ seines Hirtenamtes, hat für Gregor, wie für die Reformkirche überhaupt, nicht nur gegenüber den Ostkirchen, sondern auch im Rahmen der abendländischen Kirchenordnung die

13a. Insbesondere haben wir, wie zum Folgenden beachtet werden muß, keine Nachrichten über den Einfluß, den der Patriarch Johann VIII. Xiphilinus auf die Verhandlungen ausübte.

Bedeutung eines grundlegenden Rechtstitels gehabt.¹⁴ Aber der Zusatz *iure* weist auf einen Kirchenfürsten, der sich den gleichen Titel *unrechtmäßig* beilegt. Das ist der Patriarch von Konstantinopel, er nennt sich „*οἰκουμενικὸς πατριάρχης*“. Humbert hat das in seinen Kundgebungen von 1053/4 wiederholt gerügt.¹⁵

Die Absicht dieses Satzes, die Klarstellung der Ansprüche des Papstes gegenüber denen des byzantinischen Patriarchen, bildet sodann das gemeinsame Thema der Satzgruppe 8—12.

8. *Quod (scil. papa) solus possit uti imperialibus insigniis.*

Der Satz gründet sich bekanntlich auf die konstantinische Schenkung. Diese hat recht eigentlich erst unter Leo IX. ihre führende Stellung unter den Rechtstiteln des römischen Primats gewonnen; und eben das Sendschreiben gegen Kerullarios zieht sie in diesem Sinne heran.¹⁶ Die Verleihung des kaiserlichen Ornaments an Silvester und seine Nachfolger gehört mit zu den hier zitierten Abschnitten. Sie empfängt ihr Licht durch die vorangehende allgemeine Erklärung über die Rangstellung, die Konstantin dem Papste zuerkennt: die römische Kirche soll, heißt es hier, den Vorrang haben vor den vier Hauptsitzen von Antiochien, Alexandrien, Konstantinopel und Jerusalem — vor den Patriarchaten also — wie auch vor allen andern Kirchen des Erdkreises; und nach dem Urteil des Papstes soll alles entschieden werden, was zur Aufrechterhaltung des Gottesdienstes und des Christenglaubens gehört.

Der Dictatus bringt nur die kaiserliche Tracht des Papstes in Erinnerung, ohne zu erklären, was sein „kaiserlicher“ Rang bedeutet. Aber daß dem Papste allein kaiserliche Tracht zukommt, diese Erklärung setzt voraus, daß es einen Kirchenobern gibt, der ihm den Rang streitig machen will. Und als solcher Konkurrent steht — jetzt wie 22 Jahre vorher — nur der Patriarch von

14. Leo IX. hat sie auf der Reimser Synode von 1049 verkündet. Gleichwohl war der Titel *universalis* auch für den Papst unkanonisch (C).

15. W., S. 69 b 30 ff. (Großes Sendschreiben), S. 90 b 21 ff. (zweiter, wirklich abgesandter Brief Leo-Humberts an Kerullarios), S. 154 a 14 f. (Bannbulle).

16. W., S. 72 a 30 ff. — Vgl. G. Laehr: Die Konstantin. Schenkung. i. d. abendl. Lit. de MA., 1926, S. 24 ff. R. Holtzmann: Der Kaiser als Marschall des Papstes, S. 26.

Konstantinopel in Frage. Ihn trifft zugleich die Hervorhebung der *imperialia insignia* in einem empfindlichen Ehrenpunkt. Sein Kaiser, der Nachfolger Konstantins, und der Papst in Rom tragen die gleichen Würdeabzeichen; er selbst aber hat kein Recht auf sie; er wird dadurch auf einen minderen Rang festgelegt. Das ist der Sachverhalt, auf den der 8. Satz des Dictatus abzielt.¹⁷

9. *Quod solius pape pedes omnes principes deosculentur.*

Eine verstärkende Ergänzung von Satz 8. Den Fußkuß empfängt im Abendlande nur der Papst und er von alters her.¹⁸ Die Erinnerung an diese Ehrenbezeugung kann in der Welt der römischen Kirche für die Klarstellung seiner Rechtsansprüche kaum etwas beitragen. Dagegen hat sie mit der Adresse „Byzanz“ wiederum die Bedeutung einer anschaulichen Demonstration. Denn dort wird dem Kaiser in dieser Form von Würdenträgern und Gesandten gehuldigt.¹⁹ Der Papst erweist, indem er sie sogar von allen Fürsten empfängt, wiederum seinen kaiserlichen Rang, der ihn über den Patriarchen erhebt, — ja, eine Rangstellung oberhalb des Basileus selbst.

10. *Quod illius solius nomen in ecclesiis recitetur.*

11. *Quod hoc unicum est nomen in mundo.*

Die beiden eng zusammengehörigen Artikel berühren die Frage der Kommemoration in der Messe, die mit der Eintragung in die „Diptychen“ zusammenfiel. Schon vor dem Schisma des Kerullarios wurde der Papst nicht mehr von den Griechen, der Patriarch von Konstantinopel nicht mehr im Gebiete der römischen Kirche in die Fürbitte einbezogen.²⁰ Kerullarios war zunächst

17. Kerullarios hatte einst einen Bestandteil des byzantinischen Kaiser-Ornats, nämlich die Purpur-Schuhe für sich in Anspruch genommen (vgl. Bréhier, S. 277). Daß man in Rom von dieser Vermessenheit, welcher der Sturz des Patriarchen bald folgte, gewußt hat, ist kaum anzunehmen.

18. Zscharnack RGG 2, Sp. 841.

19. Beispiele im Zeremonienbuch des Kaisers Konstantin VII. (Bonner Corpus I, S. 262, 406, 700).

20. Diesen Tatbestand hat Michel gegenüber Bréhier nachdrücklich herausgearbeitet; vgl. Hist. Jb. d. Görr.-Ges. 1922, S. 1 ff., sowie „Humbert u. Kerullarios“, 1 u. 2, passim.

eifersüchtig darauf bedacht, daß auch die andern östlichen Patriarchate den Namen des Papstes nicht mehr in den Diptychen führten. Er wollte dann bei Leo eine wechselseitige Anerkennung erwirken und scheint bereit gewesen zu sein, dem Papst bei allen griechischen Kirchen zur Aufnahme in die Diptychen zu verhelfen, wenn dafür der Name des Patriarchen wenigstens in Rom selbst in die Messe aufgenommen würde. Leo gab das Angebot mißverständlich mit den Worten wieder: *Scriptisti siquidem nobis, quoniam si una ecclesia Romana per nos haberet nomen tuum, omnes ecclesiae in toto orbe terrarum per te haberent nomen nostrum*; er wies die Forderung empört zurück.²¹

In den Unionsverhandlungen unter Gregor dürfte auch diese Frage wieder erörtert worden sein. Wie dem auch sei — die Verhandlungen waren gescheitert, und die Unbotmäßigkeit der orientalischen Kirchen blieb nicht zuletzt darin sichtbar, daß der Papst weiterhin von den Diptychen der Griechen und der andern östlichen Patriarchate ausgeschlossen war. Die Artikel 10 und 11 des Dictatus wollen Verwahrung dagegen einlegen, daß dieses Faktum zu ungunsten des römischen Weltprimats ausgelegt werden könnte. Artikel 10 weist nur scheinbar in eine andere Richtung. Neben dem Papst wurde von alters her der Diözesenbischof commemoriert. Man kann aber nicht annehmen, daß Gregor hiergegen Einspruch erheben wollte;²² der Sinn des Artikels ist offenbar, daß in allen Kirchen neben dem selbstverständlich zu nennenden Namen des Bischofs nur der des Papstes vorgetragen werden dürfe. Praktisch war das für die süditalischen Kirchen von Bedeutung, die noch bis vor kurzem in der griechischen Obödienz gestanden hatten; theoretisch soll der Satz auch für die östlichen Patriarchate gelten. Wie diese sich wirklich verhalten, welche Namen zumal die Griechen in ihre Diptychen eintragen, ist belanglos; denn — so fährt Art. 11

21. W., S. 91 b 37 ff.; in der Interpretation folge ich Michel, 2, S. 178.

22. So P. E. Schramm, N. A. 48, S. 543. Auch in Art. 8 schließt ja das *solus uti imperialibus insigniis* den Kaiser selbst nicht aus; die „Alleinigkeit“ des Würdeanspruchs wird hier, wie in Art. 10, nur dem allein möglichen Rivalen gegenüber betont. Daß der Kommemorations-Anspruch des Bischofs an der Kurie Gregors vollkommen anerkannt wurde, bezeugt im übrigen auch die Aufnahme eines entsprechenden Satzes in die Canones-Sammlung Anselms (vgl. C., S. 204, zu Art. 10).

fort — der Name des Papstes ist einzig in der Welt, und wer sich seiner liturgischen Anerkennung entzieht, versündigt sich.²³

12. *Quod illi liceat imperatores deponere.*

Dem Rechte des Papstes, weltliche Herrscher ihrer Würde zu entkleiden, gilt, wie beachtet werden muß, noch ein anderer Artikel des Dictatus, der Schlußsatz 27. Hier ist aber von „ungerechten“ Fürsten überhaupt die Rede; der Papst darf ihre Untertanen „vom Treueid entbinden“. Warum spricht dann Art. 12 noch besonders von seinem Rechte, „Kaiser abzusetzen“? Die Welt kennt zwei *imperatores*: den zu Konstantinopel und denjenigen, den der Papst selbst in Rom krönt. Aber zur Zeit des Dictatus hat die römische Kaiserwürde keinen Träger, nur einen Anwärter, König Heinrich IV. Es scheint wenig sinnvoll, ihm zu bedeuten, daß die noch ausstehende Krönung ihn nicht vor späterer Absetzung schützen könne. Aber Gregor kann auch dem Kaiser in Konstantinopel nicht mit Absetzung drohen wollen. Gregor entwirft hier also in freier Konstruktion²⁴ einen Anspruch, der zur Zeit nicht praktisch wirksam ist und dessen Verwirklichung überhaupt nicht als wahrscheinlich gelten kann. Nur der theoretische Anspruch als solcher ist ihm hier wertvoll; wie in den vorangehenden Artikeln, so wird auch hier ein Unterscheidungs-Merkmal der päpstlichen Würde hervorgehoben. Und nochmals ist der Patriarch von Konstantinopel der einzige Rivale, dem gegenüber die Unterscheidung von Belang ist. Er allein hat neben dem Papst mit einem *imperator* zu tun. Patriarchen des 10. Jahrhunderts haben nun zwar Kirchenstrafen über ihre Kaiser verhängt, und Kerullarios hat nach dem Ruhme gegeizt, als Kaisermacher und Kaiserstürzer zu gelten.²⁵ Aber jene Disziplinarakte lagen weit zurück, und von Kerullarios' An-

23. Eine Beziehung von Art. 11 auf die Einzigkeit des Titels „papa“, die häufig angenommen wird, würde praktisch auf einen Einspruch gegen den Patriarchen von Alexandrien führen, der tatsächlich *πάππας* genannt wurde; vgl. W., S. 211 a 9 ff. (Petrus von Antiochien an den Eb. von Grado). Aber dieser Würdenträger bedeutete doch wohl zu wenig, um einen Angriff Gregors auf sich herabzuziehen.

24. Ohne jede kanonistische Anknüpfung; vgl. Caspar, Gregor, S. 22.

25. Vgl. Ch. Diehl, *Byzance, grandeur et décadence* (1924), S. 191; Bréhier, S. 3, 259 f., 279 und die dort zitierten Erzählungen des Michael von Attalia u. Johann Scylitzes.

maßungen hat man in Rom kaum erfahren. Sichtbarer war an dem Schicksal, das diesem Patriarchen von Isaak Komnenos widerfuhr, wie auch aus früheren Beispielen das Gegenteil: daß der Patriarch vom Kaiser gestürzt werden konnte. Gegenüber solcher Abhängigkeit will Gregor in Art. 12 des Dictatus seine Würde im schärfsten Kontrast, in ihrer unerreichbaren Überlegenheit hervortreten lassen. Im Rechte der Kaiser-Absetzung erreicht die überkaiserliche Würde, die vorher mit den Insignien und dem Fußkuß gekennzeichnet ist, ihre vollkommenste Ausprägung.

Diese „imperialen“ Attribute entsprachen nicht dem Stil, in dem der Papst mit den Bischöfen der römischen Obödienz verkehrte; ihnen gegenüber konnten sie neben der „apostolischen“ Vollmacht wenig bedeuten. Nur gegenüber dem Bischof am „kaiserlichen“ Hofe sprachen sie wirksam für den Papst.

Der römisch-griechische Kirchengegensatz beschäftigt den Dictatus aber noch unter andern Gesichtspunkten und an andern Stellen. Mehrere Artikel betreffen die Lehr-Autorität der römischen Kirche in einer Form, die deutlich auf das Schisma hinweist:

16. *Quod nulla synodus absque precepto eius debet generalis vocari.*

Obwohl der Artikel an Satzungen anklingt, welche die Berufung allgemeiner Synoden betreffen,²⁶ so ist seine Fassung doch eher der Absicht angemessen, über die Benennung früherer Synoden als allgemeiner oder nicht allgemeiner zu entscheiden. Eben damit aber wendet er sich gegen die Griechen. Zwischen Rom und Byzanz stiftete es einen dauernden Konflikt, daß Rom die von Papst Hadrian II. erwirkte „Antiphotianische“ Synode des Jahres 869 in Konstantinopel als allgemeine anerkannte, während sie für die Griechen durch die Photianische von 879 aufgehoben war.

17. *Quod nullum capitulum nullusque liber canonicus habeatur absque illius auctoritate.*

Um den praktischen Sinn dieses Satzes zu verstehen, muß man

26. Pseudo-Isidor u. Leo IX. (C.) Über die Stellung der bisherigen Forschung zu den beiden im Text bezeichneten Interpretationsmöglichkeiten vgl. die bei C. zitierte Zusammenstellung Sägmüllers.

Humberts Gegenschrift gegen das Pamphlet des byzantinischen Mönchs Nicetas Pectoratus zur Hand nehmen. In den Fragen des Sabbatfastens und der Priesterehe hatte sich Nicetas auf die (Pseudo - Clementinischen) „Apostolischen Canones“ berufen. Humbert erwiderte *Clementis librum, id est, itinerarium Petri apostoli et canones apostolorum (sancti patres) numeravere inter apocrypha, exceptis capitulis L, quae decreverunt regulis orthodoxis adiungenda*. In der Fastenfrage hatte sich Nicetas auch auf Papst Agathon und die Väter der 6. Synode (der 3. Konstantinopolitanischen oder „Trullanischen“ von 680) gestützt; Humbert erwiderte hier ganz grundsätzlich: *capitula, quae nobis sub eius (synodi) auctoritate opponitis, omnino refutemus, quia prima et apostolica sedes nec aliquando ea accepit, nec observat hactenus . . .*

22. *Quod Romana ecclesia nunquam erravit nec imperpetuum scriptura testante errabit.*

Im Sendschreiben Leos gegen Kerullarios war ganz ähnlich zu lesen: *Romanae ecclesiae fides per Petrum super petram aedificata nec hactenus defecit nec deficiet in saecula*.²⁸ Leo-Humbert berief sich hier auf Luc. 22, 32 *Ego rogavi pro te, Petre . . .*, und dieser Spruch liegt auch dem Artikel des Dictatus zu grunde. An das gleiche Bibelwort hatte Gregor erinnert, als er noch kurz vor dem Scheitern der Unions-Verhandlungen gegenüber Heinrich IV. die Zuversicht aussprach, daß *pene universi orientales prestolantur, quid fides apostoli Petri inter diversas opiniones eorum decernat*.²⁹ Die Erwartung hat inzwischen enttäuscht; der Grundsatz wird eben darum bekräftigt.

26. *Quod catholicus non habeatur, qui non concordat Romandae ecclesiae.*

Eine feierliche Verkündung der äußersten Konsequenzen, die aus dem Schisma zu ziehen sind. —

Das sind die Sätze, die nach ihrer ganzen Tendenz auf das Verhältnis zu Byzanz abzielen. Daß dieses Thema aber den Dic-

27. W., S. 141 b 24 ff., S. 143 a 28 ff.

28. W., S. 81 b 29 ff.

29. Reg. II, 31; C., S. 167, Z. 3 ff.

tatus so weitgehend beherrscht, das muß auch für das Verständnis anderer Artikel entscheidend sein. Wo immer der Vorrang des Papstes innerhalb der Gesamtkirche allgemein festgehalten ist, ohne daß die Formulierung offenkundig auf die abendländische Kirche, auf die Verhältnisse innerhalb der faktischen römischen Obödienz abzielt, — da ist das Verhältnis Roms zu den abtrünnigen Griechen zwar nicht der einzige Inhalt, aber doch ein Motiv des Satzes. Damit treten noch sechs weitere Artikel in diesen Interessenkreis: der Eingangssatz, die Sätze 18—21, in denen die unbezwingliche Gerichtshoheit des apostolischen Stuhles umschrieben wird, Satz 23, der den rechtmäßig geweihten Papst „heilig“ nennt. Mit Ausnahme dieses Artikels und des Satzes 20, der die Freiheit der Appellation an den apostolischen Stuhl sichert, weisen die genannten Thesen auch in ihrer Formulierung auf Mustersätze zurück, die ausdrücklich mit Beziehung auf das Verhältnis Roms zu den östlichen Kirchen ausgesprochen worden sind.

1. *Quod Romana ecclesia a solo Domino sit fundata.*

Diesen Satz hat Gregor aus der Disceptatio synodalis des Petrus Damiani entnommen. Dort wird ausgesprochen, alle andern Kirchen bis zu den Patriarchaten hinauf seien von Menschen gegründet, von Fürsten oder anderen frommen Christen; *Romanam autem ecclesiam solus ille (Deus) fundavit.*³⁰ Dient diese Betrachtung auch als Einleitung einer Diskussion über die Rechte des deutschen Königtums bei der Papstwahl, so ist sie doch zugleich eine Bezeichnung des Ranges der Papstkirche gegenüber allen andern Kirchen, bei der auch auf die Rivalin in Konstantinopel Bedacht genommen ist.

18. *Quod sententia illius a nullo debeat retractari et ipse omnium solus retractare possit.*

Der erste Teil des Artikels wiederholt fast wörtlich eine Erklärung, mit der Gregor kurz vorher den Erzbischof Siegfried von Mainz verwarnt hat: *apostolica iudicia, non dico tibi, sed nec ulli*

30. M. G., Lib. de lite, 1, S. 78. (C.) Eine Anknüpfung an Pseudo-Isidor liegt nur indirekt vor. Als Beweismittel ist natürlich Matth. 16, 18 zu ergänzen.

*patriarcharum aut primatum retractandi licentiam fore existimes.*³¹

19. *Quod a nemine ipse iudicari debeat.*

21. *Quod maiores cause cuiuscunque ecclesie ad eam (i. e. apostolicam sedem) referri debeant.*

Beide Artikel klingen an Kundgebungen Leos IX., bzw. Humberts im Kirchenstreit von 1053/4 an. Der Satz *summa sedes a nemine iudicatur* — dem Pseudo-Isidorische Ansprüche zu grunde liegen — kehrt im Sendschreiben an Kerullarios zweimal wieder.³² In einem Briefe Leos an den Petrus von Antiochien heißt es ferner: *cunctis in toto orbe terrarum ecclesiis sancta Romana et apostolica sedes caput praeponitur, ad quam maiores et difficiliores causas omnium ecclesiarum definiendae referuntur.*³³ Keine der Pseudo-Isidorischen Dekretalen, die auch hier sachlich maßgebend sind, entspricht dem Dictatus-Satz so wörtlich wie diese jüngere Briefstelle.

III.

Zehn Sätze des Dictatus haben sich uns durch ihre besondere Beziehung auf das römisch-byzantinische Problem, auf die um die Jahreswende 1074/5 gescheiterten Unionsverhandlungen zu verstehen gegeben. In sechs weiteren Sätzen fanden wir die Stellung des Papsttums so formuliert, daß sein Vorrang gegenüber der Kirche von Konstantinopel wenigstens als ein Element ihrer Sinnbeziehung verstanden werden darf. Die übrigen Sätze können sich allein auf die westliche, die wirklich von Rom aus regierte Kirche beziehen.

Um die Geltung dieses Regiments, um die Unterwerfung der Kirche in allen ihren Gliedern führte Gregor seit Beginn seines Pontifikats einen schweren Kampf. Nicht nur die Forderungen der Kirchenreform, die Bekämpfung der Simonie und der Priesterehe, fand er bei den Bischöfen mißachtet; er erfuhr auch die deutlichste

31. Reg. II, 60; C., S. 88, Z. 22 ff.

32. W., S. 70 b 30; S. 82 a 4.

33. W., S. 169 b 1; Michel, 2, S. 460.

Ablehnung gegen das Regierungsprinzip, das er in diesen Konflikten, wie in andern kirchlichen Streitfragen betätigte: gegen sein Bestreben, die Leitung der Gesamtkirche in Rom zusammenzuziehen. Der Dictatus verfißt die Geltung dieses Prinzips einmal in den allgemein gehaltenen Sätzen über die Heiligkeit und das höchste Richteramt des apostolischen Stuhles, die wir schon berührt haben (1, 18—21, 23). Neben diesen Fundamental-Thesen aber heben sich einzelne Sätze heraus, die über Einzelfragen der Kirchenordnung entscheiden. Sie enthalten die Antwort Gregors auf die Kundgebungen ausdrücklichen oder passiven Widerstandes, denen seine Handhabung des Kirchenregiments begegnete. Sie sind bestimmt, diesen Widerstand durch authentische Rechtsverwahrung und durch Ankündigung verschärfter Gegenmaßnahmen zu brechen.

So enthält vor allem die Satzgruppe 3—5, die den feierlichen Eingangsthesen unmittelbar folgt, eine Abrechnung mit dem deutschen Episkopat; sie hat ihre Vorgeschichte in dem zähen Ringen, das den Beziehungen Gregors zur Reichskirche in den vorangehenden beiden Jahren seinen Inhalt gegeben hat.³⁴ Wie sein Vorgänger Alexander II., suchte Gregor die Durchführung der Kirchenreform mit drei Mitteln zu erwirken: durch Vorladung der Bischöfe nach Rom, für die zumal der Termin der Fastensynode gewählt wurde, durch Entsendung von Legaten, die zur Untersuchung der strafbaren Handlungen selbst Synoden veranstalten sollten, schließlich durch Suspensionen, die von ihm selbst oder von den Legaten verhängt wurden. Die deutschen Bischöfe entzogen sich ihm auf allen Wegen. Von den beiden römischen Legationen, die sich 1073 und 1074 in Deutschland aufhielten, mußte die eine — die der Kardinaldiakone Bernhard und Gregor — ihre Synode in Abwesenheit des Angeklagten, des Bischofs Jaromir-Gebehard von Prag abhalten; die der Kardinalbischöfe Hubert von Praeneste und Gerald von Ostia, erhielt bei ihrem Versuch, eine Reformsynode

34. Als jüngste Gesamtdarstellung ist F. Schneider: *Mittelalter bis zur Mitte d. 13. Jh.* (Handb. f. d. Geschichtslehrer), S. 279/81 hervorzuheben, wo auch die allgemeine Zugehörigkeit des Dictatus zur deutschen Gesamtlage um 1075 im Einklang mit Caspar treffend gekennzeichnet ist. — Im Einzelnen vgl. zum Folgenden MK 2, S. 190/4, 273 f., 355/61, 379/82, 432 f., 446 f.; Hauck, 3, S. 771 ff., dazu die chronologische Richtigstellung C.'s bei Reg. I, 60.

der deutschen Gesamtkirche zu erwirken, auf der Nürnberger Tagung im Frühjahr 1074 eine schroffe Ablehnung. Den Legaten wurde seitens der deutschen Bischöfe der Grundsatz entgegengehalten, daß eine rechtmäßige Synode nur durch den rechtmäßigen Kirchenobern des fraglichen Bezirks unter Mitwirkung der Suffraganbischöfe veranstaltet werden könne. Nur vor einer Synode seines Metropoliten, des Erzbischofs von Mainz, wollte Jaromir Rede stehen; für den Mainzer wurde in der Nürnberger Auseinandersetzung auch das alleinige Recht in Anspruch genommen, ein deutsches Generalkonzil als Primas zu leiten. Hier wie dort hatte die Weigerung eine Suspension zur Folge. Jaromir wurde von den Legaten seiner Amtsrechte enthoben; Erzbischof Liemar von Bremen, der den Kardinalbischöfen in Nürnberg mit besonderem Nachdruck entgegengetreten war, erfuhr das gleiche Schicksal durch ein Handschreiben Gregors vom Dezember 1074. Aber schon im vergangenen Februar hatte Erzbischof Siegfried von Mainz gegen Gregors Suspensionspraxis Einspruch erhoben und aus Anlaß des Prager Rechtsfalles eine bessere Berücksichtigung seiner Metropolitanwürde verlangt: nach kanonischer Norm habe ihm nebst seinen Suffraganen hier das Vorrecht zugestanden, zu entscheiden, ob der apostolische Stuhl überhaupt anzurufen sei. Gregor hatte die Einrede zwar schroff zurückgewiesen;³⁵ aber es war deutlich, daß man sich in Deutschland nicht von der Rechtmäßigkeit seines Vorgehens überzeugen ließ. Nicht nur die wegen ihrer Verstöße gegen die Reformgrundsätze belasteten Bischöfe, sondern auch Erzbischof Siegfried, der in dieser Hinsicht nicht angefochten war, leistete der wiederholten Mahnung, in Rom zu erscheinen, keine Folge.

In den Sätzen 3—5 des *Dictatus* faßt Gregor nun diese drei Punkte des Widerstandes ins Auge: zunächst die Disziplinargewalt des Papstes selbst, sodann die Vollmacht der Legaten zur Veranstaltung von Synoden, schließlich den Widerstand gegen die römischen Zitationen. In jedem dieser Punkte stellt er die Rechtsauffassung des römischen Stuhles klar; jedesmal aber weist er zugleich drohend auf die Folge, die eine weitere Widersetzlichkeit nach sich ziehen wird, auf die Absetzungssentenz.

35. Cod. Udalr. 40; Reg. I, 60.

3. *Quod ille solus possit deponere episcopos vel reconciliare.*

„Absetzung“ und „Wiederaufnahme“ — das sind die beiden möglichen Ausgänge eines Disziplinarverfahrens, bei dem die Suspension über einen Bischof verhängt worden ist. Es ist nicht die Meinung Gregors, daß der Papst allein eine Suspension aussprechen kann; das vermag auch der Legat und vielleicht auch der Metropolit auf der Provinzialsynode. Aber der Papst allein kann ein Disziplinarverfahren zu Ende führen und über Entfernung oder Wiederaufnahme eines Bischofs entscheiden. Das ist eine Antwort an Siegfried von Mainz, der als Metropolit eine Vorentscheidung verlangt hat — eine noch etwas grundsätzlicher gehaltene Antwort, als sie Gregor im Jahre zuvor erteilt hat.³⁶

4. *Quod legatus eius omnibus episcopis presit in concilio etiam inferioris gradus et adversus eos sententiam depositionis possit dare.*

Das besagt: die deutschen Bischöfe und Erzbischöfe waren nicht berechtigt, gegen den Synodalsitz der Legaten zu protestieren, wenn diese — wie im Prager Konfliktfall — ihnen als Diakone oder — wie bei der im Jahre 1074 geplanten deutschen Generalsynode — als Bischöfe im Range nachstanden. Damit ist auch ausgesprochen, daß aus der Metropolitanverfassung gegen die Legatenvollmacht keine Ansprüche abzuleiten sind. Schließlich wird die Disziplinargewalt der Legaten bis auf die Vollmacht zu Absetzungs-Urteilen ausgedehnt; freilich bleibt gemäß Art. 3 die endgültige Entscheidung dem Papste vorbehalten. Von dieser Vollmacht sind alle Bischöfe, selbst die Metropoliten, bedroht.

5. *Quod absentes papa possit deponere.*

Der Tradition entspricht der entgegengesetzte Grundsatz: *ut nemo absens iudicetur*, den Gregor selbst in früheren Fällen anerkannt hat.³⁷ Die Absicht der neuen Feststellung ist, den Ungehorsam der deutschen Bischöfe gegen die Vorladung nach Rom kraftlos zu machen, ja, unter besondere Strafe zu stellen.

Auch in den nächsten beiden Artikeln zielt der Dictatus auf die

36. Leo IX. hatte sich ähnlich ausgesprochen (C.); doch bedeutet Dict. 3 ihm gegenüber noch eine Verschärfung.

37. Reg. I, 63; II, 4 (C.).

deutschen Verhältnisse ab; hier richtet sich sein Angriff aber nicht mehr allein gegen die Bischöfe, sondern zugleich gegen den königlichen Hof, und vielleicht betrifft er auch außerdeutsche Verhältnisse.

6. *Quod cum excommunicatis ab illo inter cetera nec in eadem domo debemus manere.*

König Heinrich IV. hatte auf Grund dieses Prinzips schon einmal Buße tun müssen: fünf seiner Räte waren gebannt worden, und die Legaten hatten ihm auf der Nürnberger Tagung eröffnet, daß der Umgang mit diesen Gebannten ihn rechtlich aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen habe.³⁸ Die gleichen Räte sollten jetzt auf der Synode von 1075 abermals mit dem Bann bedroht werden. Durch Art. 6 will Gregor dem König, wie auch den an seinem Hofe verkehrenden Bischöfen ankündigen, daß sie selbst in Kirchenstrafe verfallen, wenn der Bann gegen die Räte rechtskräftig wird und diese dennoch am Hofe verbleiben. Der Artikel kann zugleich eine Verwarnung gegen die Geistlichen und Lehnsleute des schon im Vorjahre gebannten Robert Guiscard enthalten.

7. *Quod illi soli licet pro temporis necessitate novas leges condere, novas plebes congregare, de canonica abbatiam facere et e contra, divitem episcopatum dividere et inopes unire.*

Im Bereiche der deutschen Kirche sind unter dem Pontifikat Alexanders II. die letzten vier der hier dem Papste vorbehaltenen sechs Maßregeln nachweislich ohne seine Einwilligung vorgenommen worden. Bischof Hermann von Bamberg löste das von ihm selbst gegründete Kanonikerstift St. Jakob auf und übergab das Gebäude dem Abte des Michaelsklosters.³⁹ Umgekehrt wurde bei der Abspaltung des Bistums Gurk von der Erzdiözese Salzburg das Nonnenkloster zu St. Marien in Gurk auf Grund eines königlichen Privilegs aufgehoben und durch das Domstift des neuen Bistums ersetzt. Die Teilung der Erzdiözese war durch Alexander II. autorisiert worden; aber der Papst hatte noch nicht über den Sitz des neuen

38. Das erschließen u. a. MK 2, S. 377, Hauck 3, S. 771, F. Schneider, S. 279 aus den allerdings nicht ganz eindeutigen Quellen, insbes. aus Reg. I, 85.

39. Lampert v. Hersfeld, ed. Holder-Egger, S. 203; vgl. MK 2, S. 96, B. Schmeidler, Heinrich IV. u. seine Helfer im Investiturstreit (1927), S. 284.

Bistums verfügt. Daß es in Gurk lokalisiert werden sollte, wurde erst durch das eben genannte Privileg des Königs angeordnet.⁴⁰ Zehn Jahre vorher hatte Herzog Wratislaw von Böhmen das längst eingegangene Bistum Olmütz wiederhergestellt, ohne den König, aber auch ohne den Papst darum zu befragen. Neuerdings — 1072/3 — betrieb Bischof Jaromir von Prag die Wiedervereinigung von Olmütz mit seiner Diözese; er suchte sein Ziel erst durch Einwirkungen auf den Herzog, dann durch Gewalttätigkeit gegen den Olmützer Amtsbruder zu erreichen und zog eben dadurch die schon erwähnte Strafaktion der Kardinal-Diakone auf sich.⁴¹

Gregor rügt in Art. 7 diese Mißbräuche, die unter seinem Vorgänger geschehen sind; aber er verfolgt vielleicht noch ein anderes Interesse. Die Kirche Südtaliens unterlag einschneidenden organisatorischen Veränderungen, seit die Normannen dieses Gebiet dem byzantinischen Reiche abgewonnen und damit aus der griechischen Obödienz in die römische überführt hatten.⁴² Jetzt, 1074/5, da der Landesherr Robert Guiscard im Banne war, ließ sich die Gefahr, daß solche Veränderungen ohne Mitwirkung des Papstes vorgenommen wurden, gewiß nicht abweisen. Auch für die Wahrnehmung des an zweiter Stelle genannten Rechts der Gründung neuer Sprengel (*novas plebes congregare*) kann man im Gebiete der Normannenherrschaft einen Anlaß suchen: soeben erst wurde ja Sizilien den Sarazenen entrissen. Ähnliches gilt von dem ersten Vorbehalt des Artikels: *novas leges*

40. Urk. Alexanders II., 1070 III 21: J L 4673, Brackmann, Germ. pont. I, 1, S. 17 u. 42. Urk. Heinrichs IV., offenbar 1072, St. 2755. Überlieferung beider Urkunden: Vita S. Gebhardi archiepiscopi, MG. SS. XI, S. 37 ff. Vgl. MK 2, S. 118 f. Die Königsurkunde schließt sich im Wortlaut so eng an die Papsturkunde an, daß die Eigenmächtigkeit wenig hervortritt. Diese ist auch außerhalb unserer Dictatus-Stelle von Gregor vielleicht nicht ausdrücklich gerügt worden; in Reg. II, 77 (vgl. auch C., S. 203 Anm.), wo er gegen den Eb. von Salzburg wegen der Einziehung der dem B. von Gurk zustehenden Zehnten einschreitet, bringt er nur die Verwilligung Alexanders II. in Erinnerung.

41. Vgl. Hauck 3, S. 734, 740 f.; MK 1, S. 351; 2, S. 190 f. Quelle: Cosmas, II, c. 20 f.; 27—29.

42. Vgl. L. Duchesne: Les évêchés de Calabre (Mélanges Paul Fabre 1902), insbes. S. 14 (Mileto), E. Caspar in Qu. u. Forsch. aus ital. Archiven u. Bibl., 6, S. 265 (Bari-Trani).

condere; man könnte hier unmittelbar an die Gottesdienst-Ordnung in den ehemals griechischen Kirchen der Normannenstaaten denken. Denn der Dictatus meint hier wohl eher spezielle Verordnungen für einzelne Kirchen als allgemeine Satzungen für die Gesamtkirche; es entspricht nicht seiner Anlage, gänzlich Heterogenes in einem Artikel zu verbinden.

Dem Artikel 7 folgt, wie wir gesehen haben, in 8—12 eine durch das Verhältnis zu Byzanz motivierte Satzgruppe. Mit den Sätzen 13—15 kehrt der Dictatus in das Machtgebiet der römischen Kirche zurück. Der Papst darf, wo es notwendig erfordert ist, Bischöfe von einem Sitz auf den andern versetzen (*de sede ad sedem transmutare*, Art. 13). Er darf Kleriker aus jeder Kirche zum Dienste bei einer andern weihen (*quocunque voluerit ordinare*, Art. 14). Ein von ihm geweihter Kleriker kann an eine andere Kirche nur als Bischof berufen werden und kann andererseits von keinem Bischof einen höheren Weihegrad empfangen (Art. 15).⁴³ Art. 13 würde sich insbesondere auf die englische Kirche beziehen lassen, wenn wir ihn so verstehen dürften, daß von der Verlegung von Bischof-Sitzen die Rede sein soll: denn bei der Reform Lanfrancs hat manches Bistum seinen Ort gewechselt.⁴⁴ Aber es ist wahrscheinlicher, daß der Papst sich hier von der kirchlichen Norm dispensiert, welche die Berufung eines Bischofs auf einen andern Bischofsitz als unstatthaft erklärt, und bei dieser Auslegung muß die konkrete Beziehung des Artikels dahingestellt bleiben. Deutlicher ist sie in Satz 14. Gregor hat im ersten Jahre seines Pontifikats eine Reihe von Erzbischöfen und Bischöfen selbst geweiht; einmal — bei der Ordination des Archidiacons Landerich von Autun zum Bischof von Mâcon — wehrte er durch diesen Akt Widerstände ab, an denen der König von Frankreich beteiligt war.⁴⁵

43. Interpretation nach Löwenfeld, N.A. 16, S. 197; Martens, Gregor VII, 2, S. 325.

44. H. Böhmer: Kirche und Staat in England etc. (1899), S. 90 f.

45. Aufzählung der päpstlichen Bischofsweihen: Reg. I, 85a; Konflikt mit König Philipp von Frankreich um die Einsetzung Landerichs: I, 35, 36; Ordination Landerichs durch Gregor: I 76; Ep. coll., ed. Jaffé (Bibl. rer. germ. II, S. 527), Nr. 7. Vgl. MK 2, S. 350 f. — C. erinnert an Reg. I, 31: Konflikt mit dem englischen Bischof Arfastus wegen des Abtes von Bury St. Edmunds.

Vielleicht wird sich von den Artikeln 13—15 im ganzen sagen lassen, daß sie sich auf Konfliktfälle außerhalb der Reichskirche beziehen.

Zugleich hebt sich diese Gruppe mit ihrer Zuspitzung auf spezielle Organisationsfragen sehr entschieden von den nächsten Sätzen ab, in denen die Anerkennung allgemeiner Synoden und kanonischer Bücher vom Papste abhängig gemacht (16, 17), seine Gerichtsautorität umschrieben (18—21), schließlich Unfehlbarkeit und Heiligkeit für ihn in Anspruch genommen wird (22, 23). In diesen Sätzen sind die Pseudo-Isidorischen Dekretalen reichlich benutzt;⁴⁶ dennoch wollen sie, wie wir schon sahen, nicht allein die Autorität des Papstes gegenüber den Bischöfen der römischen Kirche, sondern auch seine Überlegenheit gegenüber den Ostkirchen hervorheben, und einige Artikel (16, 17, 22) haben wir nur von hier aus verstehen können. Danach aber steigen, eigentümlich genug, noch einmal besondere Fragen aus den Konflikten zwischen Gregor und der Reichskirche vor uns auf:

24. *Quod illius precepto et licentia subiectis liceat accusare.*

Eben dieses Recht hatte soeben König Heinrich IV. den Klerikern von Bamberg versagen wollen, gegen deren Bischof Hermann von Gregor eine disziplinarische Untersuchung angeordnet worden war: *Mandamus enim . . . ne adversus episcopum vestrum ullam suspicatis legationem; cum nullam iustam in eum audire possitis accusationem.*⁴⁷ Praktisch steht hier zugleich das Thema von Art. 4, die Legatengewalt, nochmals zur Erörterung; die von den Legaten veranstalteten Synoden bieten ja den „Untergebenen“ eines Bischofs vor allem Gelegenheit, Anklage zu erheben. Im nächsten Artikel aber kehrt das Thema von 3 und 5, die Absetzungsgewalt des Papstes wieder:

25. *Quod absque synodali conventu possit episcopos deponere et reconciliare.*

Daß diese Ergänzungen in so weitem Abstand nachgetragen sind, können wir erst verstehen, wenn wir den Aufbau des Dictatus im Ganzen überblicken.

46. Vgl. oben Anm. 8, doch auch die Bemerkungen zu Art. 16, 19, 21, oben S. 77 und 80.

47. Cod. Udalrici, Nr. 41. In der Datierung folge ich Schmeidler, a. a. O., S. 291 f.

IV.

Über den Gesamtaufbau des Dictatus sind wir nun bereits in einigen wesentlichen Punkten belehrt. Die einzelnen Sätze zeigten sich gruppenweise⁴⁸ jeweils durch ein gemeinsames Thema verbunden. Die Gruppen-Themen selbst werden im Text nicht ausdrücklich bezeichnet. Die Niederschrift überliefert in den einzelnen Artikeln lediglich die Rechtsfeststellungen, die Gregor im Anschluß an jene Themen verkündet haben will. Der Dictatus ist von Haus aus kein selbständiges Werk; er ist das registrierte Bruchstück einer schriftlich nicht überlieferten Gesamtkonzeption. Ein Gedankengang hat Schritt für Schritt zu besonderen rechtlichen Ergebnissen geführt. Diese Ergebnisse sind schriftlich niedergelegt; den Gedankengang selbst müssen wir zu ergänzen suchen.

Das Verhältnis des Gedankengangs zu den einzelnen Artikeln hat sich uns gleichfalls schon angedeutet. Der ganze Dictatus steht in Beziehung auf konkrete Gegenwartsprobleme der päpstlichen Politik im Beginn des Jahres 1075. Diese Probleme werden jeweils nicht mit einem Schlage erledigt; sie werden, nachdem sie einmal abgehandelt sind, später in neuer Beleuchtung wieder aufgenommen. Sie führen zugleich immer wieder auf das Prinzip der päpstlichen Gewalt zurück. Der Gedankengang hat die Gegenwartslage nur unter diesem einen Gesichtspunkte behandelt. Simonie, Cölibat, Investiturrecht, die Fragen, die in den zeitgenössischen Briefen Gregors vor allem hervortreten, und die auch der Fastensynode von 1075 ihr wesentlichstes Verhandlungsobjekt gaben, sind hier außer Betracht gelassen. Dennoch haben uns im Eingang unserer Untersuchung formale Momente der Niederschrift eine Beziehung auf diese Synode nahe gelegt. Wir vermuteten, daß die Sätze des Dictatus der Versammlung zur Annahme vorgetragen werden sollten. Dürfen wir an dieser Auffassung festhalten, so gewinnt jetzt auch die *F o r m*, in der wir uns den Gedankengang des Dictatus entworfen denken müßten, ein konkret bestimmtes Gepräge. Es ist der Gedankengang einer Auseinandersetzung, mit der sich Gregor an das Konzil wenden wollte, einer päpstlichen

48. Daß eine Gruppengliederung vorliegt, bemerkte auch Peitz (S. 283); er vermutete, daß sie mit der Anordnung älterer kanonistischer Sammlungen übereinstimme.

A l l o k u t i o n . Diese Ansprache sollte darstellen, welchen Widerständen und Anfechtungen der apostolische Stuhl zur Zeit ausgesetzt war; sie sollte zugleich die Synode auffordern, den Papst gegenüber seinen Gegnern in seinem Rechte zu bestätigen; sie sollte schließlich die Form dieser Bestätigung in den 27 Sätzen des Dictatus vorzeichnen.

Nach der Folge der Sätze und der Gruppenthemen vermögen wir uns den Gang der von Gregor beabsichtigten Darlegungen vorzustellen. Diese Rekonstruktion muß ein Versuch bleiben; genug, wenn sie einige Wahrscheinlichkeit gewinnt.

An die Spitze der Rede stellt Gregor eine umfassende Abwehrerklärung gegen den Irrtum, durch den er sich allenthalben beleidigt findet: als sei ein Unterschied zu machen zwischen der Kirche im ganzen und der Autorität des römischen Stuhles. In diesen Wahn haben sich die Griechen verstrickt, die sich der römischen Kirche entzogen haben; in ihm sind aber auch viele Bischöfe und Fürsten des Westens verfallen, die den Papst dem Namen nach als ihren Oberhirten anerkennen und ihm dennoch nicht gehorchen. Allen diesen Verblendeten soll durch die Synode die Wahrheit verkündet werden: die Kirche zu Rom ist die Kirche Gottes und die Kirche des Erdkreises. Sie allein ist von Gott unmittelbar eingesetzt, und der Papst, der ihr vorsteht, ist das Oberhaupt der Universalkirche (1, 2). Von hier aus erhebt Gregor zunächst einen Angriff gegen die Bischöfe des deutschen Reiches, die er in seinem Hörerkreis vermißt. Jener Grundirrtum hat sie dazu verleitet, daß sie seiner Disziplinargewalt Fesseln anlegen wollen und sich den Synodalvorladungen seiner Legaten, wie auch seinen eigenen entziehen. Er läßt sich bestätigen, daß er diesen Trotz zu widerlegen und zugleich durch seine Absetzungsvollmacht zu brechen vermag (3—5). Er warnt die deutschen Bischöfe davor, sich mit dem königlichen Hof gegen ihn zu verschwören; sie würden sich selbst damit in den Bann verstricken, der den Räten dieses Hofes bevorsteht und dem auch König Heinrich zu verfallen droht (6). Er bemängelt bei dieser Gelegenheit, daß unter seinem Vorgänger Bischöfe der Reichskirche mit Hilfe der weltlichen Gewalt organisatorische Änderungen innerhalb ihrer Sprengel eigenmächtig vorgenommen haben und läßt, auch im Hinblick auf andere Gebiete, ver-

künden, daß der Papst allein solche Maßnahmen zu autorisieren vermag (7).

Danach wendet sich Gregor gegen den zweiten Herd kirchlicher Unbotmäßigkeit, gegen *Byzanz*. Er hält Abrechnung mit dem Patriarchen dieser Metropole. Sein Hochmut, sein Irrwahn, er könne sich dem Papste gleichstellen, trägt Schuld daran, daß das Unionswerk gescheitert ist und das Schisma fortbesteht. Um diese Überhebung zu widerlegen, soll die Synode die Würde-Merkmale des Papstes proklamieren, die der Patriarch niemals beanspruchen kann, zumal diejenigen der „imperialen“, ja überkaiserlichen Gewalt (8—12).

Gregors Blick richtet sich nochmals auf das Abendland; der Abschnitt der Allokution, dem die Sätze 13—15 zugehören, weist Widerstände zurück, die ihm in Frankreich und in andern Ländern außerhalb des Imperiums entgegengetreten sind. — Damit schließt die Reihe der Abwehr-Erklärungen und Abwehr-Artikel. Ein erster Hauptabschnitt der Dictatus-Rede ist beendet, und ein zweiter erläutert nun die apostolische Gewalt nach den Attributen, welche der Gegenwart vor allem eingeschärft werden müssen. Diese Gewalt enthält, so führt Gregor aus, eine Vollmacht zu unbedingten *Wahrsprüchen*. Von ihrer Sanktion hängt alle Anerkennung kanonischer Autorität ab, die der allgemeinen Synoden sowohl wie die der Schriften, die als verbindliche Tradition gelten dürfen (16, 17); damit bleiben die Schismatiker des Ostens dauernd im Unrecht. Ebenso unfehlbar ist der Papst als *Richter* (18, 19); darum muß jeder an ihn appellieren dürfen und jede Kirche ihre wichtigsten Rechtsfragen ihm zur Entscheidung überlassen (20, 21). Die Betrachtung gipfelt sich zu Sätzen auf, in denen die göttliche Autorisation des apostolischen Stuhles in der höchsten Glorie erscheint: die römische Kirche ist und bleibt gegen jeden Irrtum gefeit (22); der rechtmäßig geweihte Papst ist als heilig zu achten (23). Der erste Satz entscheidet abermals die Lage gegenüber den Griechen. Der zweite verpflichtet die Gesamtkirche zur tiefsten Ehrfurcht.

Nach dieser unüberbietbaren Steigerung des Pathos und der Ansprüche endet die Ansprache in einem *Schlußabschnitt*, der nochmals den Erfordernissen der Praxis gewidmet ist. Gregor kündigt eine Reihe von Maßnahmen an, mit denen er seine Wider-

sacher bei fortdauerndem Trotz treffen will; die Synode soll ihm die Rechte bestätigen, mit denen diese Maßnahmen zu begründen sind. „Mit dem Willen des Papstes dürfen Untergebene Anklage erheben“ (24). Das besagt: Gregor behält sich vor, die Geistlichkeit bei den Kirchen unbotmäßiger Bischöfe zu Denunziationen gegen ihre Vorgesetzten zu ermutigen — so wie er eben jetzt auf der Synode die Pfarrkinder simonistischer und beweihter Priester zum Ungehorsam ermahnt. „Der Papst darf die Bischöfe ohne Synode absetzen und wiederaufnehmen“ (25). Das besagt: die Synode ermächtigt Gregor, die Disziplinarverfahren, die er mit ihr zusammen zur ersten Entscheidung gebracht hat, selbständig zu Ende zu bringen und neue selbständig durchzuführen. — „Wer nicht mit der römischen Kirche übereinstimmt, soll nicht als katholisch gelten“ (26). Das besagt: Gregor behält sich vor, die schismatischen Griechen schlechthin als Ketzer zu verdammen.

Der letzte Rechtsspruch (27) verkündet: *Quod a fidelitate iniquorum subiectos potest absolvere*. Dieser Artikel hat das weltliche Gehorsamsverhältnis zum Gegenstande. Er ist nicht der einzige, der nach seinem Wortlaut in diese Rechtssphäre eingreift; — das geschieht auch in Satz 12. Aber hier, am Schlusse des Dictatus, ist es dem Papste wirklich Ernst mit diesem Eingreifen. Er richtet eine Warnung an die Fürsten, die er auf der Synode mit dem Banne belegt oder bedroht: an Robert Guiscard, Philipp von Frankreich und den durch seine Räte mit betroffenen deutschen König. Er zeigt zugleich den straffälligen Bischöfen, was sie als Lehns- und Gerichtsherren im Falle der Absetzung zu gewärtigen haben. Die Kirchenstrafe kann die Auflösung aller Bande der Untertänigkeit nach sich ziehen. Das ist die letzte Vollmacht, die das Konzil in den Händen des Papstes zurücklassen soll. —

Es ist nicht zu dieser Bevollmächtigung gekommen;⁴⁹ Gregor hat in letzter Stunde die Dictatus-Dekrete von der Tagesordnung der Fastensynode von 1075 zurückgezogen. Und — so viel es für ihn bedeutet haben mag, dieses Manifest zu entwerfen, so traf er doch eine noch größere Entscheidung, indem er auf seine Verkün-

49. Doch wurden, entsprechend Art. 27, die Untertanen des auf der Synode abgesetzten Bischofs Dionysius von Piacenza alsbald vom Treueid entbunden. Vgl. Reg. II, 54 (C.).

dung verzichtete. Denn dieser Entschluß hängt doch wohl damit zusammen, daß eine andere Vorlage auf die Tagesordnung kam: das Verbot der Laien-Investitur. Gregor bezwang sich. Er erkannte, daß die Widerstände der Reichskirche und des deutschen Königs seine ganze Kraft forderten, und er erfaßte zugleich die Frage des Investiturrechts als den notwendigen Angriffspunkt. Gegenüber dieser einen Gegenwartsaufgabe ließ er alle Forderungen zurücktreten, auf deren Klarstellung er eben noch gedrängt hatte: die Abrechnung mit Byzanz, die Regelung des Disziplinarrechts, die grundsätzliche Proklamation der päpstlichen Allgewalt. -- Sein neuer Kampf hat ihn ein Jahr später diese Proklamation in veränderter Form und mit verändertem Hauptziel aussprechen lassen. Auf der Fastensynode des Jahres 1076 war die Antwort zu erteilen auf die Herausforderung Heinrich IV. und seiner Bischöfe, auf den *descendas*-Ruf der Wormser Tagung. Jetzt erhob sich Gregor in der Tat zu einer Synodal-Ansprache, die den Empörern die Unantastbarkeit der päpstlichen Würde entgegen hielt. Aber zur Bekräftigung seines Rechts ließ er nicht neue Dekrete formulieren, sondern lediglich alte verlesen.⁵⁰ Und nachdem er sich so vor der Synode gerechtfertigt hatte, schritt er sogleich zur eigenmächtigen Tat: er brachte den letzten Artikel des *Dictatus papae* zur Anwendung; er bannte König Heinrich und löste seine Untertanen vom Gehorsam.

50. Berthold-Chronik, MG. SS. V, S. 282; vgl. MK 2, S. 636; Caspar, Gregor, S. 14 f.

Der Liber privilegiorum s. Mauricii Magdeburgensis.

Von

Walter Möllenberg.

1. Einleitung.

Die von der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt vorbereitete Herausgabe des ersten Bandes des Urkundenbuches des Erzstifts Magdeburg, der den Urkundenbestand bis zum Jahre 1192 umfassen wird, gab den Anlaß zu einer Ueberprüfung des ältesten überlieferten Kopialbuches der Magdeburger Kirche, des Liber privilegiorum s. Mauricii Magdeburgensis, die ich im folgenden vorlege.

Trotzdem der Urkundenkodex schon immer allgemein bekannt war und wegen seines überaus bedeutsamen Inhalts vielfach herangezogen worden ist, hat ihn bisher noch niemand eingehender untersucht; sämtliche Benutzer beschränken sich vielmehr auf eine kurze Beschreibung oder bloße Erwähnung. So der Bericht im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde Bd. 11 (Hannover 1858) S. 772 ff., weiter von Mülverstedt im Vorwort des ersten Bandes der Regesta archiepiscopatus Magdeburgensis (Magdeburg 1876) S. XXI, sodann die Diplomataausgabe der Monumenta Germaniae historica (MG.DOI. S. 647) und schließlich Gustav Hertel in der Einleitung zum ersten Bande des Urkundenbuches der Stadt Magdeburg (Halle 1892) S. IX f. Nur eine Einzelheit des Kodex, ein eigenartiges in dem Kodex überliefertes Schriftstück, der Bericht eines Magdeburger Geistlichen an einen Magdeburger Erzbischof über im erzbischöflichen Archive angestellte Nachforschungen, ist von H. Breßlau in seinem Artikel über Bischof Marco in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, hrsg. v. L. Quidde, Bd. 11 (1894) S. 154—163 ausführlicher behandelt worden.

Der unzweifelhaft der Magdeburger Kirche selber entstammende Kodex ist dem erzbischöflichen Archiv anscheinend im Laufe der Zeit entfremdet worden, vielleicht zu den Zeiten des Kardinal-Erzbischofs Albrecht von Magdeburg und Mainz. Möglicherweise hat ihn Albrecht selber mit nach Mainz genommen. Nur so erklärt es sich, daß der Kodex um 1800 in Mainz auftaucht und zwar im Besitz eines gewissen Steinbrech, der bei der kurfürstlichen Hofkammer als Registrator tätig war.¹ Der Kodex trägt auf dem ersten Blatt die Eintragung: *Ex dono Steinbrechiano poss. Franc. Bodmann Prof. jur. Mogunt. 1803*, was besagt, daß er von Steinbrech, seinem Vorbesitzer, dem bekannten Juristen und Sammler Franz Bodmann² in Mainz geschenkt worden ist. Aus dem Bodmannschen Nachlaß ist er im August 1833 für das Geh. Staats- und Kabinettsarchiv in Berlin angekauft und von dort am 21. Juli 1864 dem Staatsarchiv in Magdeburg überwiesen worden.

2. Beschreibung und Inhalt.

Der Kodex, heute Staatsarchiv Magdeburg Cop. 1 a, ist ein starker Oktavband. Der nicht mehr ganz ursprüngliche jetzige Einband mit Metallschließen ist nach der Rolle und den Einzelstempeln im Mittelfeld zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhunderts angefertigt worden, jedenfalls aber nicht nach dem Jahre 1530. Die Festlegung für einen bestimmten Buchbinder ist nicht möglich; man darf wohl annehmen, daß der Band in Magdeburg gebunden worden ist.³

Der Band zerfällt schon äußerlich in zwei Teile, von denen wir den zweiten, 126 Papierblätter umfassend, geschrieben von Händen des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts und hauptsächlich

1. Nach dem Kurmainzischen Hof- und Staatskalender gab es damals in Mainz drei Registratoren dieses Namens: 1. Clemens Joseph, seit 1767 Kanzlist, seit 1787 Registrator, zuletzt erwähnt 1797; 2. Johann Martin, seit 1781 Kanzlei-Accessist, 1785 Kanzlist, 1787 Registrator, als solcher noch 1797 genannt, 1800/01 Particulier; 3. Johann Peter, 1787 Kanzlei-Accessist, 1792 Kanzlist, 1794 Kanzlist und Brückenkassir, 1796 Registrator u. Brückenkassir, so noch 1797, 1800/01 Particulier, 1825 und später wieder Registrator, gest. 1846 (Auskunft des Stadtarchivs in Mainz).

2. Über ihn vgl. A.D.B.

3. Freundliche Auskunft des Herrn Ersten Bibliotheksrats Dr. Juntke in Halle a. S.

Urkunden über Streitigkeiten der Stadt Magdeburg mit den Erzbischöfen enthaltend, hier außer Betracht lassen können. Dieser zweite Teil ist offenbar erst durch den Buchbinder mit dem ersten Teil vereinigt worden und steht inhaltlich mit ihm in keinerlei Zusammenhang. Nur der erste Teil des Bandes hat uns also hier zu beschäftigen. Er besteht aus 52 durchgezählten Pergamentblättern, die allerdings nicht mehr vollständig überliefert sind, da Bl. 31—36 fehlen und dem Augenschein nach herausgeschnitten worden sind. Der Schrift nach gehört dieser erste, einen selbständigen Kodex bildende Teil in die Zeit um 1100. Bl. 1—45 sind fortlaufend von einer Hand geschrieben, der Rest, Bl. 46—52, von einer zweiten Schreiberhand der gleichen Zeit. Soweit der Kodex erhalten ist, enthält er im ganzen 90 Urkunden und zwar zunächst auf Bl. 1—15 die, wie bekannt, im Original sämtlich verloren gegangenen älteren Papsturkunden, sodann die Kaiserurkunden für die Magdeburger Kirche von 937 Sept. 21 (MG. DO I Nr. 14) bis 1071 Jan. 6 (Stumpf 2740), darunter auch zwei Urkunden für Merseburg (MG. DO II Nr. 61 u. 213), die nach der Aufhebung des Merseburger Bistums in das erzstiftische Archiv gelangt sind, und ferner drei Urkunden für andere Empfänger (MG. DO I Nr. 198, MG. DO III Nr. 180 u. MG. DH II Nr. 110), die offenbar bei dem Erwerb von Besitzungen durch die Magdeburger Kirche als Besitztitel mit übernommen worden sind.

Es sind keinesfalls die sämtlichen Urkunden des erzstiftischen Archivs aus dem erwähnten Zeitraum im Kodex vertreten; von den heute noch vorhandenen Originalen der Kaiserurkunden fehlen im Kodex 35, nämlich (in chronologischer Reihenfolge) MG. DO I Nr. 21, 37, 38, 232 a u. b, 293, 295, 296, 299, 301, 306, 331, 333, 363, MG. DO II Nr. 18, 19, MG. DO I Nr. 365, MG. DO II Nr. 32, 79, 82, 92, 140, 198, 270, MG. DO III Nr. 10, 74, 98, 118, 245, MG. DH II Nr. 100, 199, 224, Stumpf Nr. 1875, 2198, 2243 u. 2626. Dagegen sind im Kodex nicht weniger als 21 Kaiserurkunden überliefert, deren Original verloren gegangen ist, nämlich MG. DO I Nr. 43, 46, 198, 205, 231, 281, 282, 300, 305, 312, 332, MG. DO II Nr. 12, MG. DO I Nr. 385, 386, 404, MG. DO II Nr. 118, 197, 224, 271, 344, MG. DH II Nr. 63.

Die Anordnung der Urkunden im Kodex zeigt keinerlei erkennbares Prinzip, vielmehr scheinen sie ziemlich willkürlich aneinander-

gereiht zu sein, abgesehen davon, daß, wie bereits bemerkt, die Papsturkunden vorangestellt sind. Dem zweiten Schreiber ist es dabei entgangen, daß er zwei von dem ersten Schreiber bereits wiedergegebene Urkunden (MG. DO I Nr. 366 u. MG. DH II Nr. 111) nochmals bringt, die also doppelt im Kodex vertreten sind (Bl. 16—16v u. Bl. 46v—47v, sowie Bl. 5—5v u. Bl. 50v—51v).

Der leichten Übersicht halber führe ich im folgenden die Urkunden nicht in der Reihenfolge des Kodex, sondern in chronologischer Folge auf. Ich beschränke mich darauf, das Datum und den Druckort in den Monumenten resp. die Nummer des Regests bei Stumpf und Jaffé-Löwenfeld, sowie die Blattzahl des Kodex und in Klammern die Nummer der Reihenfolge im Kodex anzugeben. Die doppelt vorhandenen Urkunden (Nr. 36 u. Nr. 75) sind nur einmal gezählt.

1.	937	Sept. 21.	MG. DO I	Nr. 14	Bl. 28—29 (55)
2.	937	Sept. 27.	"	" 15	" 28 (54)
3.	941	Aug. 6.	"	" 41	" 38—38v (65)
4.	941	Dez. 5.	"	" 43	" 24—24v (41)
5.	942	März 28.	"	" 46	" 40 (68)
6.	946	Jan. 29.	"	" 74	" 18v (27)
7.	946	Juli 29.	"	" 79	" 22—22v (37)
8.	948	März 30.	"	" 97	" 27 (51)
9.	952	Dez. 30.	"	" 159	" 26—26v (48)
10.	953	[Ende April]	"	" 165	" 41v—42 (72)
11.	956	Juli 2.	"	" 181	" 26 (47)
12.	958	Dez. 2.	"	" 198	" 15—15v (19)
13.	959	Juli 2.	"	" 205	" 26v (49)
14.	960	Aug. 21.	"	" 214	" 25v—26 (46)
15.	961	April 23.	"	" 222a	" 19 (29)
16.	961	Juli 29.	"	" 231	" 50 (85)
17.	962	Febr. 12.	Jaffé-L.	" 3690	" 7v—9 (10)
18.	963	April 25.	"	" 3694	" 12v—13 (16)
19.	965	April 12.	MG. DO I	" 281	" 21—21v (35)
20.	965	April 12.	"	" 282	" 21 (34)
21.	965	Juli 8.	"	" 298	" 27—27v (52)
22.	965	Juli 9.	"	" 300	" 48—48v (82)
23.	965	Dez. 12.	"	" 312	" 25 (44)
24.	[955—965]		"	" 305	" 17v—18 (25)
25.	966	Aug. 24.	"	" 332	" 27v—28 (53)
26.	967	Jan. 1.	MG. DO II	" 12	" 26v—27 (50)
27.	967	April 20.	Jaffé-L.	" 3715	" 9—9v (11)
28.	967	Sept. 23.	MG. DO I	" 345	" 40v—41 (70)
29.	968	Okt. 2.	"	" 361	" 19—19v (30)

30.	968	Okt. 18.	Jaffé-L.	„	3728	„	1—2 (2)
31.	968	Okt.	Böhmer-Will I	„	3	„	47v—48 (81)
32.	968	Okt.	Stumpf	„	454	„	45—46v (79)
33.	968	Okt.	Jaffé-L.	„	3730	„	1 (1)
34.	968	Okt.	„	„	3729	„	15 (18)
35.	968	Okt.	„	„	3731	„	6 (8)
36.	968	Okt.	MG. DO I	„	366	„	16—16v (21)
		Desgl.				„	46v—47v (80)
37.	969	Juli 26.	„	„	377	„	43v—44 (76)
38.	970	Jan. 23.	„	„	385	„	18v—19 (28)
39.	970	Jan. 24.	„	„	386	„	24v—25 (43)
40.	970	Jan. 25.	„	„	387	„	18—18v (26)
41.	970	Jan. 25.	„	„	388	„	40—40v (69)
42.	971	Dez. 1.	„	„	404	„	29 (56)
43.	973	Juni 4.	MG. DO II	„	29	„	37v—38 (64)
44.	973	Juni 5.	„	„	30	„	52—52v (89)
45.	973	Okt. 22.	„	„	64a	„	43—43v (75)
46.	975	Jan. 6.	„	„	93	„	20—21 (33)
47.	975	Juni 26.	„	„	112	„	50—50v (86)
48.	975	Sept. 9.	„	„	118	„	44v (78)
49.	977	Juli 30.	„	„	161	„	37 (62)
50.	978	Mai 10.	„	„	177	„	37 (61) Fragm.
51.	979	Aug. 11.	„	„	197	„	17—17v (24)
52.	979	Nov. 19.	„	„	207	„	29—29v (57)
53.	980	Febr. 17.	„	„	213	„	24v (42)
54.	980	Aug. 25.	„	„	224	„	30—30v (59)
55.	981	Sept. 10.	Jaffé-L.	„	3807	„	13—14v (17)
56.	981	Sept. 23.	MG. DO II	„	258	„	51v (88)
57.	981	Sept. 23.	„	„	259	„	15v—16 (20)
58.	981	[Sept.]	Jaffé-L.	„	3808	„	6v—7v (9)
59.	983	Jan. 31.	MG. DO II	„	271	„	21v—22 (36)
60.	983	April 26.	Jaffé-L.	„	3820	„	9v—10 (12)
61.	[981—983]		„	„	2923	„	4—4v (5)
62.	987	Mai 20.	MG. DO III	„	34	„	17 (23)
63.	989	Febr. 9.	„	„	52	„	22v—23 (38)
64.	991	Mai 1.	„	„	71	„	25—25v (45)
65.	992	Jan. 18.	„	„	82	„	30v (60) Fragm.
66.	992	Aug. 28.	„	„	102	„	23v—24 (40)
67.	992	Okt. 5.	„	„	108	„	19v—20 (31)
68.	993	Okt. 27.	„	„	139	„	42—42v (73)
69.	995	Okt. 26.	„	„	180	„	52v (90)
70.	997	Juni 8.	„	„	246	„	38v—39 (66)
71.	997	Juni 13.	„	„	247	„	16v—17 (22)
72.	997	Aug. 20.	„	„	252	„	37—37v (63)
73.	1000	Jan. 17.	„	„	344	„	42v—43 (74)
74.	1004	Febr. 24./25.	MG. DH II	„	63	„	39—40 (67)

75.	1006	April 7.	„	„	111	„	5—5 ^v (6) (unvollst.)
		Desgl.				„	50 ^v —51 ^v (87)
76.	1006	April	„	„	110	„	20 (32)
77.	1009		„	„	210	„	49—49 ^v (84)
78.	1011	Aug. 20.	„	„	237	„	41—41 ^v (71)
79.	1012	Jan. 21.	„	„	242	„	48 ^v —49 (83)
80.	1012	Aug. 27.	Jaffé-L.	„	3989	„	11 ^v —12 ^v (15)
81.	1012	Okt.	„	„	3990	„	11—11 ^v (14)
82.	[— —]		„	„	3823	„	2—3 ^v (3)
83.	[c. 1020]	(Bericht; vgl. Reg. arch. Magd. I Nr. 515)				„	5 ^v —6 (7)
84.	1024	März 7.	Jaffé-L.	Nr.	4058	„	3 ^v —4 (4)
85.	[1026 Sept. 1.—1027 Aug. 31]	Jaffé-L.	„	4084	„	10—11 (13)	
86.	1060	Juni 21.	Stumpf	„	2587	„	44—44 ^v (77)
87.	1064	Nov. 18	„	„	2654	„	29 ^v —30 (58)
88.	1071	Jan. 6.	„	„	2740	„	23—23 ^v (39)

3. Das Verhältniß der Abschriften des Kodex zu den Originalen.

Daß die beiden Schreiber des Kodex i. A. die Originalurkunden des erzstiftischen Archivs als Vorlage benutzt haben, ist aus der Art der Wiedergabe der Urkunden im Kodex sofort zu erkennen. Bemerkenswert ist, daß sie auch die Monogramme nachzuzeichnen sich bemühen. Außerdem finden sich die älteren Dorsalvermerke, die alle Urkunden des erzstiftischen Archivs in diesem Zeitraum von der gleichen Hand tragen, und die den kurzen Betreff der Urkunde angeben, im Kodex regelmäßig zu Anfang jeder Urkunde am Rande, wenn auch nicht immer wort- und buchstabengeetreu. Die Kaiserurkunden vermerken im Original in dorso mit *I. O.* (= *primus Otto*), *II. O.*, *III. O.*, welcher der Ottonen die Urkunde ausgestellt hat, und auch diesen Vermerk finden wir bei den Urkunden im Kodex am Rande. Allerdings hat es den Anschein, daß den Kopisten der Sinn dieses Vermerks nicht ganz klar gewesen ist.

Daß es sich indessen bei den Vorlagen der Urkunden des Kodex nicht überall um die Originalausfertigungen der Urkunden handelt, zeigen verschiedene Beispiele. Vor allem das Schriftstück Bl. 5^v—6 im Kodex (Nr. 83 unserer Zählung), der um 1020 geschriebene Bericht über im erzstiftischen Archiv angestellte Nachforschungen. Ihm geht eine damit zusammenhängende, unvollständige Fassung des Diploms Heinrichs II. von 1006 April 7

(MG. DH II Nr. 111) voraus mit dem Schluß: *Hec tantum de privilegio vobis conscribere volui, ut predia abbatiam respicientia scire possitis, clausulam sub anathematis ratione prolatam dimisi*, von der schon Breßlau (a. a. O.) bemerkt hat, daß es sich um eine Abschrift handelt, die der Schreiber des Kopialbuches wahrscheinlich auf demselben Blatt mit dem von ihm kopierten Bericht im erzstiftischen Archiv vorgefunden hat. Eine vollständige Fassung des Diploms, dessen Original noch heute vorliegt, findet sich weiter hinten im Kodex (Bl. 50v—51v) von der Hand des zweiten Schreibers.

Es muß ferner auffallen, daß der Kopist die Urkunde von 948 März 30 (MG. DO I Nr. 97), von der zwei Originale, das eine in Magdeburg, das andere in Dresden, überliefert sind, nicht in der Fassung des Magdeburger, sondern des Dresdener Originals abgeschrieben hat (Bl. 27).⁴

Gegen Schluß der Urkunde von 946 Juli 29 (MG. DO I Nr. 79) über die von Bischof Bernhard von Halberstadt für das Moritzkloster in Magdeburg eingetauschten Besitzungen wird u. a. die *popularis ecclesia* genannt. Die Originalurkunde bietet hier den einwandfrei lesbaren Text ohne jede Abbreviatur: *insuper et popularem ecclesiam*. Im Kodex findet sich (Bl. 22v) zwischen *et* und *ecclesiam* eine Lücke mit Rasur, auf der das unverständliche: *płare* eingetragen steht. Erst am Rande ist das richtige: *popularē* nachgetragen. Diese Stelle läßt vermuten, daß dem Kopisten nicht die Originalausfertigung der Urkunde vorlag, sondern eine Aufzeichnung in der das fragliche Wort *popularem* so stark abgekürzt war, daß der Schreiber es zunächst nicht verstand. Ob es sich dabei um den Entwurf oder das Konzept der Urkunde handelt, ist natürlich mit Sicherheit nicht zu sagen.

So gut wie sicher aber dürfen wir wohl als die Vorlage des Kopisten bei der Urkunde von 960 August 21 (MG. DO I Nr. 214)

4. Allerdings hat sich die Provenienz dieses Dresdener Originals bisher nicht mit Sicherheit aufklären lassen. Nach einer Auskunft des Hauptstaatsarchivs Dresden ist es in den älteren Inventaren nicht aufgeführt. Die Direktion vermutet, daß die Urkunde irrtümlicherweise bei der Verlegung des Sitzes der sachsen-weißenfelsischen Regierung von Halle nach Weißenfels und der damit verbundenen registraturmäßigen und archivalischen Trennung der Bestände in wettinische Verwahrung gekommen ist.

im Kodex (Bl. 25v—26) ein Konzept annehmen. Die erhaltene Originalausfertigung kann es nicht gewesen sein; sie ist im Gegensatz zu der Abschrift im Kodex voller Mißverständnisse und Fehler. In der Vorbemerkung zu der Urkunde in den Monumenten wird mit Recht darauf hingewiesen, daß das Diktat zum Teil auf eine Aufzeichnung zurückgeht, die wahrscheinlich allerlei Abkürzungen enthielt. Der flüchtig arbeitende Schreiber der Originalurkunde machte nicht allein zahlreiche Schreib-, sondern auch mehrere grammatikalische Fehler, die im Kodex sämtlich nicht wiederholt werden.⁵ Der Kopist schrieb also nach dem ihm vorliegenden Konzept und löste die darin enthaltenen starken Abkürzungen selbständig und richtig auf.

4. Das umstrittene Polenprivileg.

Die ältesten Papsturkunden der Magdeburger Kirche sind im Original sämtlich verloren gegangen; für die im Liber privilegiorum s. Mauricii überlieferten Papsturkunden fehlt demnach die Möglichkeit, sie an der Hand der Originale nachzuprüfen. Doch sind sie erst vor Kurzem von P. Kehr in seiner grundlegenden Arbeit: Das Erzbistum Magdeburg und die erste Organisation der christlichen Kirche in Polen (Abh. d. Pr. Ak. d. Wiss., Jgg. 1920, Phil.-Hist. Kl. Nr. 1) untersucht worden. Kehr hat die Echtheit dieser Papsturkunden gegen alle bisherigen Einwände schlagend erhärtet.

Nur eine von ihnen, der er (S. 53 ff.) eine besonders eingehende Untersuchung widmet, erklärt er mit gewichtigen Gründen für eine Fälschung. Es ist die Urkunde Jaffé-L. + 3823, Bl. 2—3v unseres Kopiers.

Bei dieser zweifellos interessantesten Urkunde des Privilegienbuches darf zunächst auf die erschöpfende Analyse Kehrs verwiesen werden. Die Urkunde spricht von dem Sprengel der Magdeburger Kirchenprovinz *ultra fluvios Albiam et Salam et Oderam*, während die Oder sonst in keiner der echten Magdeburger Papsturkunden

5. Unser Kodex hat richtig: ...*quas vobis tradiderunt ... quidam ... predium quod ... Burnen et Undesburch, ... edificiis ... monasterium quod ... Magdeburgh ... necnon sanctorum ... stipendium ... Cramaningarod priori ... villulam pertinentibus ... inconuulsum ... seu in ipso.*

genannt wird, auch erzählt sie von der Weihe der dem ersten Erzbischof Adalbert unterstellten Suffraganbischöfe, wobei sie neben den Bischöfen von Zeitz, Meißen, Merseburg, Brandenburg und Havelberg den Bischof Jordan von Posen aufführt. Es liegt hier also unzweifelhaft die Absicht vor, den Magdeburger Anspruch auf das Bistum Posen urkundlich festzulegen.

Ob dieser Anspruch gerechtfertigt war, und wann er in dieser Weise urkundlich erhoben wurde, ist hier nicht näher zu erörtern. Kehrs Untersuchungen über die Frage sind neuerdings von Albert Brackmann⁶ etwas modifiziert worden. Uns interessiert im Augenblick lediglich das Äußere der Überlieferung der Urkunde in unserm Kodex.

Da ist nun zunächst Folgendes festzustellen: Die Urkunde nennt weder Aussteller noch Empfänger; Schlußformeln, Skriptumzeile und Datierung fehlen ebenfalls. Erst von einer Hand des 15. Jahrhunderts ist die Urkunde durch die Überschrift: *Johannes episcopus servus servorum Dei* ergänzt worden, was indessen keinerlei authentische Bedeutung besitzt, sondern nur als spätere Kombination zu bewerten ist.

Der Kopist kann die Urkunde selbstverständlich nicht selber gefälscht oder, um ihr Glaubwürdigkeit zu verleihen, sie in seinen Kodex eingeschmuggelt haben. Ein solcher Gedanke hat völlig auszuscheiden. Der Kopist schrieb vielmehr nach seiner Gewohnheit seine Vorlage, so wie er sie im erzbischöflichen Archiv vorfand, ohne besondere Überlegung ab. Was ihm in diesem Falle vorlag, war also nicht eine ausgefertigte Urkunde, sondern eine unvollständige Aufzeichnung, ein Entwurf oder ein Konzept. Die vollständige Urkunde kann damals schwerlich im erstiftischen Archiv vorhanden gewesen sein, und es darf füglich bezweifelt werden, ob sie überhaupt jemals existiert hat. Es handelt sich bei der Urkunde sicher um ein offizielles Aktenstück, aber gerade der Charakter dieses Aktenstückes scheint zu erweisen, daß, wie es Brackmann ausgeführt hat, die zweifellos auf die Politik Ottos des Großen gegründeten Ansprüche der Magdeburger Kirche auf den Osten nicht durchgedrungen sind. Die nicht ausgefertigte Urkunde legt

6. Die Ostpolitik Ottos des Großen. Hist. Zschr. Bd. 134 (1926) H. 2, S. 236—256.

Zeugnis davon ab, daß zwar die Pläne Ottos in Magdeburg weiter verfolgt wurden, daß sie aber auf Widerspruch stießen und daher in der Ausführung stecken blieben. Aus einem solchen Gesichtspunkt heraus wird man die Urkunde schwerlich noch als Fälschung im üblichen Sinne bezeichnen können. Unberührt bleiben freilich durch diese Feststellung alle sonstigen Ergebnisse der Untersuchungen Kehrs, insbesondere über die Komposition und die Datierung der Urkunde.

Die Frage der Bischofswahlen auf dem Würzburger Reichstag von 1133.

Von

Johannes Bauermann.

(Mit zwei Tafeln.)

In seinem Buche „Kaiser Lothar III.“¹ hat Eduard Gervais eine farbenprächtige Schilderung des ersten Reichstages entworfen, den Lothar nach seiner Rückkehr vom Römerzuge in seiner neuen kaiserlichen Würde zu Würzburg an Mariä Geburt 1133² abhielt. Er hat dabei mehr aus dem belebenden Born seiner Phantasie geschöpft als aus den Zeugnissen der Zeitgenossen, bei denen jener Tag keinen sehr tiefen und nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat. Nur eine einzige Quelle, der Annalista Saxo,³ dessen Bericht auch in die Annales Magdeburgenses übergegangen ist,⁴ gibt uns Kenntniss von ihm und von dem, was dort geschehen, auch das aber nur in recht dürftigen Worten.⁵ Wir erfahren das Datum und hören von der

1. Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III., T. 2, Leipzig 1842, S. 253 ff.

2. Wilh. Bernhardi, Lothar von Supplinburg, Jahrbücher der Deutschen Gesch., Leipzig 1879, S. 507. Auf deutschem Boden diesseits der Alpen ist Lothar erstmals am 23. August (in Freising) nachzuweisen (ebenda S. 496 f. mit Anm. 93). — Stark ausgemalt ist der Bericht über den Reichstag auch bei F. G. van den Elsen, Beknopte Levensgeschiedenis van den H. Norbertus, Averbode 1890, S. 343 f.

3. MG. SS. VI, S. 768.

4. MG. SS. XVI, S. 184. Zur Herkunft der Stelle vgl. unten Anm. 86.

5. *Imperator Lotharius transcensis Alpibus nativitate sanctae Mariae Wirceburg celebravit habuitque gloriosum occursum ad curiam suam ex principibus diversarum provinciarum tam ecclesiastici ordinis sublimitate quam et seculari dignitate praeefulgentibus. Ibi confirmantur electiones episcoporum Heinrici Ratisponensis et Walteri Augustensis, et quia Heinricus Basiliensis episcopus a papa omnino degradatus fuit, Adalbero Nienburgensis abbas, antea prior monasterii s. Blasii de Nigra silva, eidem canonica electione cleri et populi per consilium imperatoris successit.*

Anwesenheit zahlreicher geistlicher und weltlicher Fürsten aus verschiedenen Teilen des Reichs, von der Bestätigung der neu gewählten Bischöfe von Regensburg und Augsburg durch den Kaiser und anschließend von der Erhebung des Abtes Albero von Nienburg auf den Basler Bischofsstuhl, die aber seit Jaffé von der neueren Forschung meist mit Lothars Besuch in Basel im November 1133 in Verbindung gebracht wird.⁶

Trotzdem dürfte Gervais, wenn er auch die Farben etwas stark auftrug, besser als seine nüchternen Nachfolger Jaffé, Giesebrecht und Bernhardi die Bedeutung jenes Reichstags erfaßt und gewürdigt haben. Durch die gewiß nicht zufällige Wahl von Würzburg als Tagungsort wird sie merklich unterstrichen.⁷ Die Quelle spricht von einem *gloriosus occursus* der Großen des Reichs, und das wird keine Übertreibung sein, war es doch das erste Mal, daß Lothar sich auf deutschem Boden im Glanze der Kaiserkrone den Fürsten zeigte. Zwar wird keiner der Teilnehmer uns mit Namen genannt; aber man darf wohl voraussetzen, daß die Begleiter der Romfahrt noch zum größeren Teile im Gefolge des Kaisers waren, unter ihnen an erster Stelle der Magdeburger Erzbischof Norbert.⁸ Halten wir uns an den Bericht des Annalista Saxo, so müssen wir annehmen, daß unter den Verhandlungsgegenständen des Tages die

6. Phil. Jaffé, Geschichte des Deutschen Reiches unter Lothar dem Sachsen, Berlin 1843, S. 144 Anm. 31; ebenso Bernhardi S. 509 f. Anders Wilh. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit IV, Braunschweig 1875, S. 89 f. Vgl. auch Regesta pontificum Romanorum, Germania pontificia II 2, Berlin 1927, S. 223 Nr. 12 (ohne engere Zeitbestimmung). Ich komme auf diesen Punkt unten (S. 125) noch zurück.

7. Über das im 12. Jhdt. geltende Herkommen, daß zu allgemeinen Hoftagen für alle Fürsten nach fränkischen Orten entboten wurde, vgl. Jul. Ficker, Vom Reichsfürstenstande II 2, Innsbruck 1921, S. 76 ff. Unter Lothar erscheint Würzburg dabei besonders bevorzugt. Dort fiel 1130 die Entscheidung zugunsten Papst Innozenz II.; von dort aus trat er 1132 und 1136 den Zug nach Italien an, und brach er 1134 zum entscheidenden Feldzug gegen die Staufn auf.

8. Er ist erst Anfang März 1134 nach Magdeburg zurückgekehrt, nachdem er seit der Heimkehr aus Italien am Hofe gewellt hatte (Gesta archiepiscop. Magdeburgens., MG. SS. XIV S. 415: *circiter sex menses... per diversas curias in Germania commoratus*. Vgl. Bernhardi S. 511 Anm. 37; J. Bauermann, Magdeburger Geschichts-Blätter 66/67, 1932, S. 11). Über die sonstigen Teilnehmer des Romzuges vgl. Bernhardi S. 438.

kirchenpolitischen Dinge stark im Vordergrund standen; nicht ganz vollständig und etwas einseitig mag er uns dabei informiert haben, wenn er nur die Entscheidung über die Bischofswahlen in Augsburg, Regensburg und Basel herausgriff.

Mit einer gewissen Spannung wird man damals der Stellungnahme des Kaisers zu diesen Wahlen entgegengesehen haben; uns Heutigen ist sie wichtig, weil sie einen Einblick in Lothars kirchenpolitische Haltung gewähren kann, die er nach Empfang der Urkunde des Papstes Innozenz II. vom 8. Juni 1133 einnahm, die neben einer Bestätigung der *debitae et canonicae consuetudines* ein ausdrückliches Verbot, Regalien vor der Verleihung durch ihn in Besitz zu nehmen, enthielt.⁹ Die drei Wahlen waren in Abwesenheit Lothars vorgenommen worden. Über sonstigen Konfliktsstoff ist bei der Augsburger¹⁰ und bei der Basler¹¹ nichts bekannt. Anders im Regensburger Falle. Hier war im Sommer 1132 gegen den Willen Herzog Heinrichs des Stolzen Heinrich von Diessen zum Nachfolger Kunos I. gewählt und nach Lothars Aufbruch zum Romzug von Erzbischof Konrad I. von Salzburg, ohne vom König die Investitur

9. JL. 7632; gedr. MG. Const. I, S. 168 Nr. 116.

10. Die Vakanz war am 19. März 1133, während Lothars Romzug, eingetreten (Bernhardi S. 506 Anm. 25), das Datum der Neuwahl steht nicht fest; die Annales Augustani nennen zwar auch den 19. März (MG. SS. X S. 3), doch ist das undenkbar. Bernhardi gibt den 19. April an (S. 507), aber das muß ein lapsus calami sein (vgl. seine Anm. 27). Die Weihe wurde nach den Ann. August. a. a. O. erst am 9. September 1134 in Seligenstadt vollzogen; das wäre genau ein Jahr nach der Bestätigung durch den Kaiser in Würzburg, so daß man auch an dieser Nachricht der Augsburger Annalen zweifeln möchte.

Die Besetzung des Augsburger Stuhls war politisch bedeutsam wegen der Feindschaft mit den Staufern, für die Augsburg ein Ausfallstor nach Bayern sein konnte. Dem verstorbenen Bischof Hermann hatte Lothar mit Mißtrauen gegenübergestanden. Von seiner mißgünstigen Einstellung zum Augsburger Bistum zeugt, daß er kurz vor dem Würzburger Tag die von ihm selbst 1125 (DLo. III. 3) bestätigte Schenkung der Abtei Benediktbeuern an das Bistum wieder aufhob (DLo. III. 52).

11. Die Erledigung des Basler Stuhles, wie es scheint, durch Resignation Bischof Bertholds, gehört wahrscheinlich noch ins Jahr 1132 (Bernhardi S. 509 Anm. 33). Bestimmtes weiß man darüber nicht, sowenig wie über die Wahl seines Nachfolgers Heinrich; auch ob dieser die Bischofsweihe empfangen hatte, ist nicht bekannt.

eingeholt zu haben und gegen einen päpstlichen Einspruch, dem man zuvorkam, geweiht worden.¹² Daß das den Bestimmungen der päpstlichen Urkunde des Wormser Konkordats, wenn anders sie noch als wirksam anzusehen war,¹³ stracks zuwiderlief, ist offenkundig; denn daß danach der *electus* vor der Weihe die Regalien zu empfangen hatte, war nicht zu bestreiten. Soweit der neue Regensburger Bischof sich auch in den Besitz der Regalien seiner Kirche gesetzt hatte, stand sein Vorgehen auch zu der neuen päpstlichen Entscheidung in schroffem Widerspruch, die der Kaiser

12. Über die Vorgänge vgl. Bernhardi S. 498 ff. Kuno I. starb am 19. Mai 1132; die Wahl Heinrichs fand vor dem 19. August 1132, die Weihe nach diesem Tage statt (Bernhardi S. 500 Anm. 4). Lothar war damals gerade im Aufbruch nach Italien (Bernhardi S. 436 ff.: 15. August in Würzburg, 26. Aug. in Augsburg), doch wird die Wahl schon wesentlich eher stattgefunden haben. Mit Rücksicht auf den mutmaßlichen Abreisetermin des päpstlichen Legaten (Ende Juli; vgl. Bernhardi S. 447, Bachmann S. 32f.) wird man sie spätestens auf Ende Juni setzen dürfen. Hauptquelle für die Vorgänge in Regensburg ist die *Historia Welforum* cap. 19 (MG. SS. XXI S. 464 f.; über den bairischen Ursprung der *Historia* vgl. jetzt Helene Wieruszowski, Neues zu den sog. Weingartener Quellen der Welfengeschichte, NA. 49 H. 1, 1930, S. 56 ff.). Unkritisch Ferd. Janner, Geschichte der Bischöfe von Regensburg II, Regensburg 1884, S. 37 ff.

13. Völlig einheitlich ist die Stellungnahme der Wissenschaft zu dieser oft behandelten Frage auch heute noch nicht. Zum Stand der Erörterung vgl. Robert Holtzmann in: Br. Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte I, 7. Aufl., Stuttgart 1930, S. 304. Im ganzen hat man den Eindruck, daß die Befristung der päpstlichen Zugeständnisse auf die Regierungszeit Heinrichs V. in neuerer Zeit stärker betont wird; vgl. z. B. Joh. Haller, Das altdeutsche Kaisertum, Stuttgart 1926, S. 118; Fedor Schneider, Mittelalter bis z. Mitte d. 13. Jhdts., Wien 1929, S. 325; Hans Hirsch, MÖIG 42, 1927, S. 19 ff.; Karl Hampe, Das Hochmittelalter, Berlin 1932, S. 129. Es ist das wohl eine Wirkung der Ausführungen von Ad. Hofmeister, Das Wormser Konkordat, Forschungen u. Versuche z. Gesch. d. Mittelalters u. d. Neuzeit (Festschrift f. D. Schäfer), Jena 1915, S. 64 ff.: vgl. dazu K. Hampe, Mittelalterliche Geschichte, Wissenschaftl. Forschungsberichte 7, Gotha 1922, S. 69. Für dauernde Gültigkeit, auch noch zur Zeit der Staufer: Ernst Fischer, Der deutsche König und die Besetzung der dtsh. Bistümer unter Friedrich Barbarossa usw., Phil. Diss. Breslau 1921, S. 73. — Eine Arbeit, die den Verlauf dieses Meinungsstreites zur Darstellung brächte, wäre recht nützlich. Vgl. auch Gerold Meyer von Knonau, Jahrbücher des dtsh. Reiches unter Heinrich IV. u. Heinrich V., Bd. VII, Leipzig 1909, S. 349 ff.

aus Rom mitbrachte. Trotzdem hieß dieser die Wahl jetzt gut und während der Basler Erwählte weichen mußte, blieb Bischof Heinrich im Amt und erhielt jedenfalls nun auch nachträglich die Regalien.

Eine Anerkennung oder Billigung des in Regensburg beliebten Verfahrens durch den Kaiser darf daraus jedoch nicht gefolgert werden. In Übereinstimmung mit dem Papst hat Lothar nicht nur gleich nach dem Wahlakt,¹⁴ sondern noch auf dem Würzburger Reichstag sich aufs entschiedenste und nachdrücklichste dagegen verwahrt. Aus einem vor einigen Jahren bei der Neukatalogisierung des Handschriftenbesitzes der Erlanger Universitätsbibliothek zutagegeforderten Bruckstück eines Briefes des Erzbischofs Konrad I. von Salzburg an Norbert von Magdeburg geht das klar hervor.¹⁵

Es ist nicht sonderlich schwierig, die Abfassungszeit dieses Briefes zu bestimmen. Der Tod des Empfängers, Erzbischof Norbert, am 6. Juni 1134 bezeichnet die untere Grenze.¹⁶ Der Hofstag zu Würzburg, der darin erwähnt wird (*curia Werzburg habita*), kann kein anderer als der von Mariä Geburt 1133 sein. Denn es soll dort die Regensburger Wahl von 1132 zur Sprache gekommen sein; zwischen Lothars Rückkehr aus Italien und dem Tode Norberts hat aber ein anderer Tag in Würzburg nicht stattgefunden.¹⁷ Wieviel Zeit zwischen dem Reichstag und der Abfassung des Briefes liegt, wird sich nicht genauer angeben lassen, da Hinweise auf jüngere Vorgänge fehlen. Da der Brief aber geschrieben ist, um auf Äußerungen Norberts auf dem Reichstag zu antworten, weil Erz-

14. Bernhardi S. 499.

15. Auf das Vorhandensein des Briefes machte Hans Fischer, Die lateinischen Pergamenthandschriften der Universitätsbibliothek Erlangen, Erlangen 1928, S. 435 aufmerksam, ohne jedoch Absender oder Empfänger näher zu bestimmen. Der auf einem zum Bekleben eines Einbanddeckels verwandten Pergamentblatt, das ich mit freundlicher Genehmigung der Bibliotheksverwaltung abgelöst habe, überlieferte Text ist, soweit er zu entziffern war, im Anhang (unten S. 130 ff.) abgedruckt. Dort werden auch nähere Angaben über den handschriftlichen Befund gemacht.

16. Bernhardi S. 547 (bes. Anm. 7).

17. S. das Itinerar Lothars bei Jaffé, Lothar d. Sachse S. 277.

18. Bernhardi S. 507 nennt ihn nicht unter den Besuchern dieser Versammlung.

bischof Konrad dazu bei der Versammlung selbst keine Gelegenheit hatte, so darf man annehmen, daß er nicht lange nach Konrads Rückkehr in sein Erzbistum verfaßt ist, also noch im Herbst 1133. Denn Konrad muß sofort nach der Würzburger Tagung den kaiserlichen Hof wieder verlassen haben. Nicht nur daß er, soviel wir wissen, schon dem Mainzer Tag im Oktober nicht mehr beigewohnt hat,¹⁸ — er hätte sonst, da Norbert bis Anfang des Jahres 1134 ständig am Hofe weilte,¹⁹ zu mündlichem Meinungsaustausch mit ihm die in Würzburg fehlende Gelegenheit haben müssen.

Der Punkt, der nach Konrads Meinung der Erörterung bedurfte, war der Anteil der Laien an den Bischofswahlen. Norbert habe in Würzburg erklärt, es müsse dabei die Zustimmung der *honorati* erfolgen.²⁰ Was aber, so fragt er, habe man darunter zu verstehen? Soweit aus dem verstümmelten Text Klarheit über Konrads Ansicht zu erlangen ist, will er die *honorati* den *principes* gleichgesetzt wissen, die nach Exod. 18, 25 Moses zu Richtern über das Volk bestellte; ihnen entsprächen *sub Christi sacerdotio* die Vögte. Eine Einmischung in kirchliche Dinge und eine Mitwirkung bei der Bestellung der Diener Gottes hätten die *honorati* des Moses nicht gehabt; Christus aber habe Petrus nicht gefragt: Bist du den *honorati* genehm?, sondern: Liebst du mich? An dieser Stelle bricht unser Fragment ab, ohne daß wir über den Umfang der verlorenen Partien etwas mutmaßen könnten. Soviel ist immerhin sicher, daß das Ganze mehr den Charakter eines Lehrbriefes publizistischer Tendenz oder eines Traktats trug als den eines Privatschreibens. Gerhoh von Reichersberg hat den Brief gekannt und sich in seiner Auslegung des 64. Psalms darauf bezogen;²¹ es ist aber nicht zu erkennen, daß er etwa aus dem uns erhaltenen Teil des Briefes etwas

19. Vgl. oben Anm. 8.

20. *Vos in curia Werzburg habita dixistis honoratorum consensum in episcoporum electionibus esse debere.*

21. MG. Libelli de lite III, S. 451: *De isto consensu honoratorum cuiusque civitatis admittendo et requirendo in electione pontificis copiose memini tractatum in epistola beatae memoriae Chunradi Salzbургensis archiepiscopi ad archiepiscopum Magdeburgensem Norbertum.* Die Schrift Gerhohs (auch unter dem Titel *De corrupto statu ecclesiae* bekannt) ist gegen 1150 verfaßt (vgl. E. Sackur, Libelli de lite III S. 412). — Aus diesem Hinweis Gerhohs wußte man schon bisher von Norberts Einstellung; vgl. unten Anm. 76 u. 79.

wörtlich entlehnt hat. Ob und wie weit vielleicht die von ihm zitierten Synodaldekrete²² gegen den Einfluß weltlicher Fürsten, und überhaupt der *laici potestativi*, bei Bischofswahlen aus verlorenen Textteilen geschöpft sind, ist nicht zu entscheiden. Klarer als aus dem Bruchstück selbst ergibt sich aus Gerhohs Worten, daß Norbert unter den *honorati* auch die Fürsten und Könige hatte verstanden wissen wollen,²³ und daß es Konrad in der Hauptsache darauf angekommen sein muß, dieser weiten Auslegung eine möglichst enge entgegenzustellen. Vielleicht am wichtigsten ist, daß uns Gerhohs Zitat die Echtheit des Briefes verbürgt; Autor so wenig wie Adressat können etwa als fingiert angezweifelt werden.²⁴

Die Regensburger Wahl ist, wie eine freilich nur unvollständig erhaltene Stelle des Traktats lehrt, von Konrad bei seinen Darlegungen über die *honorati* ebenfalls berührt worden, jedoch, wie es scheint, nur flüchtig.²⁵ Mehr ist darüber der Einleitung seines Briefes, vor Eintritt in das eigentliche Thema, zu entnehmen. Die Haltung Lothars auf dem Würzburger Tag und sein Gegensatz zu Konrad von Salzburg, der, wie sich nun zeigt, ebenso wie Norbert an der Versammlung teilnahm,²⁶ werden darin deutlich beleuchtet.

22. A. a. O. S. 451.

23. Gerhoh a. a. O.: *Voluerat enim ille* (scil. Norbertus) *inter honoratos cuiusque civitatis etiam potestativos principes vel reges reipublicae administratores esse comprehensos*. Georg von Below, Die Entstehung des ausschließlichen Wahlrechts der Domkapitel (Histor. Studien, hrsg. von Wilh. Arndt, H. 11), Leipzig 1883, S. 8 bezog *ille* irrig auf Konrad von Salzburg; vgl. Ernst Bernheim, Die praesentia regis im Wormser Konkordat, HVS. 10, 1907, S. 211. Von einer Beschränkung auf die *honorati cuiusque civitatis* ist übrigens in unserem Fragment nichts zu spüren; das scheint Zutat Gerhohs zu sein.

24. Über das nahe Verhältnis Gerhohs zu Erzbischof Konrad braucht kein Wort verloren zu werden; er wird den Brief schon früh kennen gelernt haben. — Von seiner Verbreitung in Süddeutschland (also gewiß aus Absenderüberlieferung) könnte die Herkunft des Bruchstücks (s. unten S. 131) zeugen; sie dürfte wahrscheinlich süddeutsch, vielleicht südostdeutsch sein. Daß Konrad selbst der Verfasser war, kann wohl unbedenklich unterstellt werden.

25. S. unten S. 134 Sp. 2 b.

26. Nach unserer bisherigen Kenntnis war Konrad seit dem Lütticher Tag von 1131 vier Jahre hindurch, bis zur Bamberger Versammlung im März 1135 (Bernhardi S. 560 ff.; dazu MG. DLo. III. 71), auf keinem Hoftag

Lothar hat den Salzburger Metropolitenscharf wegen der von ihm vorgenommenen Weihe des Regensburger Elekten getadelt: Das Regensburger Bistum sei ausschließlich sein und zwar voll und ganz. Eine Unterscheidung zwischen den regalia und den res ecclesiasticae machte er nicht; vielmehr sprach er dem Gewählten jedes Recht auf das Bistum ab.²⁷ Der Kaiser beanspruchte demnach ein Eigentumsrecht am Regensburger Bistum und leitete daraus volle, unbeschränkte Verfügungsgewalt darüber ab, mit Worten, die an diejenigen erinnern, die Placidus von Nonantola den krassen Vertretern des Eigenkirchengedankens in den Mund gelegt hatte.²⁸ Gegenüber Ficker hat Waitz betont, es fände sich nirgends eine Äußerung, die für die Auffassung des Kirchengutes als Eigentum des Reiches spräche; niemals würde seit den Tagen der Karolinger von einem Bistum gesagt, daß es zu dem Eigentum des Königs

anzutreffen (A. v. Meiller, *Regesta archiepiscoporum Salisburgensium*, Wien 1866, S. 22 ff.); ein Anzeichen einer gewissen Entfremdung zwischen ihm und Lothar dürfte in diesem spärlichen Besuch des Hofes immerhin zu erblicken sein. Diesen Eindruck kann der Zusammenstoß in Würzburg nur verstärken. Wir haben ferner von Konrad noch ein undatiertes Entschuldigungsschreiben an den König, in dem er sein Fernbleiben von einem Hoftag begründet (Jaffé, *Bibliotheca rerum Germanicarum* V, Berlin 1869, S. 452 Nr. 265, aus dem Codex Udalrici). Chr. Meyer (Erzbischof Konrad I. von Salzburg, Phil. Diss. Jena 1868, S. 41) hat ihn, einer Andeutung Meillers (*Reg. archiep. Salisburg.* S. 431 Nr. 56, S. 432 Nr. 60) folgend, auf den Fuldaer Tag zu Pfingsten 1132 bezogen; Anlaß dazu war besonders ein in der älteren Literatur (z. B. Jaffé, *Lothar d. Sachse* S. 118 ff.) viel benutzter Briefwechsel zwischen Lothar und Heinrich dem Stolzen, den aber Wilh. Wattenbach (*Iter austriacum* 1853, *Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen* 14, 1855, S. 39 ff., bes. S. 42 f., 50, 72 f.) als fingiert erwiesen hatte (vgl. Bernhardi S. 498 Anm. 1; Harry Breßlau, *Handbuch der Urkundenlehre*, 2. Aufl., II 1, Leipzig 1915, S. 252). Bernhardi hat den Entschuldigungsbrief zum Jahr 1136 stellen wollen (S. 598 Anm. 22). Über Konrads Stellung zu den kirchenpolitischen Fragen und zu Lothar vgl. Bernheim, *Zur Geschichte des Wormser Concordates*, Göttingen 1878, S. 45 ff., Siegmund Riezler, *Geschichte Baierns* I, Gotha 1878, S. 592 ff.

27. So nach den Worten des Briefes; s. unten S. 132 f.

28. MG. Libelli de lite II, S. 625: *Ergo qui dicit: „Meae sunt ecclesiae et ego feci eas — de regno enim meo factae sunt et mihi servire debent, et non possunt habere rectores, nisi ego dederō“ — nonne quod Dei est, in ius proprium vendicat?* Vgl. dazu Anton Scharnagl, *Der Begriff der Investitur in den Quellen u. der Literatur des Investiturstreites*, Kirchenrechtl. Abhandlungen, H. 56, Stuttgart 1908, S. 105.

gehöre, ja, er wisse nicht einmal ein Beispiel, daß ein König ein Bistum als *noster*, Bistumsgut geradezu als das seine bezeichnet hätte²⁹ — Lothar hat es getan!^{29a} Ebenso unzweideutig hat er aus dieser Auffassung die Konsequenzen für die Investiturfrage gezogen.

Den Rechtsstand des Wormser Konkordats kann er danach nicht als geltend und für ihn verbindlich angesehen haben.³⁰ Daß er während seiner Regierungszeit sich daran gehalten habe und danach verfahren sei, hat man zwar aus seinem Verhalten bei den Bischofswahlen nachweisen zu können geglaubt;³¹ der Versuch lehrt, wie mißlich es ist, aus der in einer beschränkten Zahl von Fällen geübten Praxis auf das geltende Recht und auf die Rechtsauffassungen der Handelnden zu schließen.³² Was wir sonst über Lothars Stellung zur Investitur wissen, zeigt ihn als einen Gegner des Konkordats, der seine Beseitigung anstrebte. 1131 hat er, wie übereinstimmend und glaublich berichtet wird, in Lüttich von Innozenz II. vergeblich die investiturae episcoporum gefordert;³³ daß er damit nicht eine Bestätigung von Konkordatsbestimmungen

29. Georg Waitz, Abhandlungen zur deutschen Verfassungs- u. Rechtsgeschichte (Gesamm. Abhandlungen I), Göttingen 1896, S. 578 u. 581.

29a. Daß Lothar nicht für die übrigen Bistümer Gleiches beanspruchte, mag allenfalls taktische Gründe, gewiß keine rechtlichen haben. Seine Äußerung widerspricht übrigens der von Georg Weise, Königtum u. Bischofswahl vor dem Investiturstreit, Berlin 1912, S. 108 behaupteten Gleichstellung der bayrischen Bischofskirchen mit den vorfränkischen Gründungen und damit verbundenen Freiheit vom Eigenkirchenrecht.

30. Denn das Konkordat bedeutete seitens des Reiches die Preisgabe der Eigentumsansprüche auf die Kirchen; vgl. Hofmeister, Wormser Konkordat S. 86, Haller, Altdtsch. Kaisertum S. 118.

31. Ernst Bernheim, Lothar III. und das Wormser Concordat, Phil. Diss. Straßburg 1873, S. 25 ff. Zum gleichen Ergebnis kommt Chr. Volkmar, Das Verhältnis Lothars III. zur Investiturfrage, Forschungen zur Deutschen Geschichte 26, 1886, S. 435 ff.; s. bes. S. 499.

32. Widersprochen hat, gerade unter Hinweis auf methodische Schwierigkeiten, Dietrich Schäfer, Zur Beurteilung des Wormser Konkordats, Phil.-hist. Abhandlungen der Preuß. Akademie der Wissenschaften 1905 Nr. 1 S. 19 ff. Wir kennen in den meisten Fällen nur das Ergebnis und wissen selten Näheres, wie und wodurch es zustande kam. Auf die Berichte der Geschichtsschreiber kann zudem die eigene Rechtsanschauung zurückgewirkt haben.

33. Bernhardi S. 359 f. mit Anm. 20.

meinte, die mit dem Tode seines Vorgängers außer Kraft getreten wären, sondern die Wiederherstellung des Rechtszustandes vor dem Jahre 1122, ist nach der Ausdrucksweise der Quellen nicht zu bezweifeln.³⁴ Die gleiche Forderung stellte er zwei Jahre später nach seiner Krönung zum Kaiser in Rom noch einmal an denselben Papst, aber nach der Vita Norberti, der einzigen Quelle, die es erzählt, mit dem gleichen negativen Erfolge.³⁵ Die Urkunde, die Innozenz in

34. Die Quellen sprechen von *investitura ecclesiarum, episcoporum investiturae*, *sat van den biscopdomen* (so Sächs. Weltchronik, MG. Deutsche Chroniken II S. 209). — Petrus Diaconus allein behauptet, Innozenz II. habe Lothar *virga et anulus iuxta morem antiquum* bestätigt (MG. SS. VII, S. 811); das ist zwar „leichtfertig falsch“ (Er. Caspar, Petrus Diaconus, Berlin 1909, S. 154), verrät aber richtig, worum es sich handelte. Deutlich zeigt das auch Otto von Freising. Nach ihm hat Lothar die Preisgabe der *investitura ecclesiarum* durch das Reich bedauert (Chronica VII 18, rec. Ad. Hofmeister, Script. rer. Germ., Hannover 1912, S. 335); darin liegt eine Bezugnahme auf Ottos Bericht über das Wormser Konkordat in Chr. VII 16 (ebda. S. 331: *imperator ... investituram episcoporum ... resignavit*), nicht etwa auf das „Pactum“ von 1125, von dem Otto gar nicht spricht; ebenso klar redet Ernald von einer Rückforderung der Zugeständnisse Heinrichs V. (MG. SS. XXVI, S. 102). Daß Lothar die Lösung vom Pactum und die Anerkennung des Konkordats erstrebt habe, behauptete Paul Ulich, Die deutsche Kirche unter Lothar von Sachsen, Phil. Diss. Leipzig 1885, S. 39 f., ohne damit Anhänger zu finden. Vgl. Schäfer, Beurteilung des W. K. S. 32 f.; Hofmeister, Wormser Konkordat S. 107 Anm. 1, S. 110 m. Anm. 1; F. Schneider, Mittelalter S. 345. Hauck hält eine Rückforderung der Investitur für unmöglich; Lothar habe nur unbestimmt eine Änderung des derzeitigen Zustandes verlangt (KG. IV^{3/4}, 1913, S. 148 f.).

35. Bernhardi S. 477 ff. Demnach trachtete Lothar nach der *investitura episcopatum* und nach Beseitigung ihrer *libertas* (MG. SS. XII, S. 702); eben sie galt ja durch das Wormser Konkordat verbürgt (vgl. Otto von Freising Chronica VII 16, ed. Hofmeister S. 331: *exhinc ecclesia libertati ad plenum restituta*; dazu Hofmeister, Wormser Konkordat S. 110 Anm. 1). Gewisse Bedenken gegen den Bericht kann man angesichts der auffallenden Duplizität — in Lüttich soll Bernhard, in Rom Norbert durch Einspruch beim Papst die kaiserliche Forderung abgewehrt haben — nicht unterdrücken; die Vita ist auch sonst in chronologischen Dingen nicht immer exakt (Rich. Rosenmund, Die ältesten Biographien des hl. Norbert, Berlin 1874, S. 43). Daß Lothar jedoch damals erneut eine derartige Forderung erhoben hat, findet eine gewisse Bestätigung durch das Privileg vom 8. Juni. Über die Vorgänge vgl. Schäfer, Beurteilung S. 33 f., Hauck IV^{3/4} S. 154; am eingehendsten und eindringlichsten aber Engelbert Mühlbacher, Die streitige Papstwahl des Jahres 1130, Innsbruck 1876, S. 190 ff.

jenen Tagen, am 8. Juni 1133, dem Kaiser erteilte,³⁶ beschäftigt sich in der Tat auch mit der Investitur, und der eine Satz, den sie darüber enthält — denn die allgemeine Bestätigung der *debitae et canonicae consuetudines* kann nicht schlechthin als eine Anerkennung der im Konkordat zugestandenen Investiturrechte in Anspruch genommen werden,³⁷ — zeigt zur Genüge, daß der Papst an der Grundlage des Konkordats, der Scheidung von Kirchengut und Kirchen-

36. JL. 7632; s. oben Anm. 9.

37. Diese Beziehung auf das Wormser Konkordat wird in der älteren Forschung allgemein vertreten, so von Bernheim, Giesebrecht, Bernhardi (S. 480), Volkmar u. a. (vgl. Schäfer, Beurteilung S. 34 f.), auch K. Hampe HZ. 93, 1904, S. 405 f. und neuestens Holtzmann a. a. O. I, 7. Aufl., S. 309. Hauck (IV^{3/4} S. 155) erblickte darin gar eine „Erschütterung des Rechtsstandes“, ein Zurückgehen auf die kirchlich-kanonische Ordnung. Dagegen hat sich Schäfer (a. a. O. S. 36) gewandt, der eine direkte Beziehung der Stelle auf die Investiturfuge bestritt und darunter nichts weiter verstanden wissen wollte, als die Gebräuche, die sich in den Beziehungen des Königtums zur deutschen Kirche herausgebildet hatten. Der unbefangene Leser des ganzen Dokuments wird ihm hierin weitgehend recht geben müssen. Die enge Verbindung der Bestätigungsformel mit der vorhergehenden Verleihung der kaiserlichen Würde weist in die von Schäfer angedeutete Richtung. Ihretwegen wird man noch weiter gehen und an die Gesamtheit der kaiserlichen Rechte, — zwar besonders der Kirche, aber nicht nur der deutschen gegenüber — denken dürfen. Das schließt natürlich die Investiturrechte nicht aus, sondern kann sie sehr wohl mit umfassen (Hofmeister S. 111 Anm. 3).

Wegen der bedenklichen und neuartigen Ausdrucksweise des päpstlichen Privilegs über die Kaiserwürde vgl. Haller, Altdtsch. Kaisertum S. 126 f. Der Satz *Nos igitur... imperatoriae dignitatis plenitudinem tibi concedimus et debitas et canonicas consuetudines presentis scripti pagina confirmamus* weist, wie mir scheint, auffällige Anklänge an das sog. Privileg vom 12. April 1111 (JL. 6290; gedr. MG. Constit. I, S. 144 Nr. 96) auf, wo es hieß (a. a. O. S. 145,5): *Illam igitur dignitatis prerogativam, quam predecessores nostri vestris predecessoribus... concesserunt et privilegiorum paginis confirmaverunt, nos quoque dilectioni tuae concedimus et presentis privilegii pagina confirmamus*. Besteht hier ein Zusammenhang (vgl. auch Anm. 39), so würde das wiederum die Deutung der *consuetudines* auf die Investiturrechte unterstützen, denn von ihnen ist 1111 im unmittelbaren Anschluß an den wiedergegebenen Passus die Rede. Die Wendung *dignitatis plenitudinem concedimus* erinnert übrigens stark an eine Formel der Palliumverleihungen (vgl. C.-Bog. Graf von Haecke, Die Palliumverleihungen bis 1143, Phil. Diss. Göttingen 1898, S. 92 f., 117).

amt, von regalia und ecclesiastica, festhielt.³⁸ Daß der Text des Calixtinums dabei vorgelegen hat, geht aus der Wiederholung der Anweisung: *ex his, quae iure debet tibi, tuae magnificentiae faciat* hervor. Gegenüber jenem muß das neue Verbot der Inbesitznahme der Regalien ohne kaiserliche Verleihung, zugleich ein Gebot, diese beim Kaiser nachzusuchen, als eine Abschwächung oder Einschränkung des kirchlichen Anspruchs erscheinen; die Entscheidungsfreiheit des Kaisers wird durch diese Formulierung des Innocentianums stärker betont. Man darf wohl annehmen, daß sich Lothar mit einer einfachen Wiederholung der Vorschrift des Calixtinums: *electus autem regalia per sceptrum . . recipiat*, aus der der Gewählte ein Recht auf die Regalien und eine Verpflichtung des Kaisers, sie zu erteilen, ableiten konnte,^{38a} nicht zufrieden gegeben hat.³⁹

38. *Interdicimus autem, ne quisquam eorum, quos in Teutonico regno ad pontificatus honorem vel abbatae regimen evocari contigerit, regalia usurpare vel invadere audeat, nisi eadem prius a tua potestate deposcat, quod (!) ex his, quae iure debet tibi, tuae magnificentiae faciat* (MG. Constit. I S. 168 Nr. 116). — Vgl. Anm. 39 am Ende.

38a. Vgl. Anm. 78.

39. Einen bescheidenen Erfolg sieht hierin auch Hampe HZ. 93, 1904, S. 405; es war nicht das einzige, was Lothar damals erlangte (Bernhardi S. 481—489: Die Übertragung der mathildischen Güter, die Zirkumskription der Kirchenprovinzen Magdeburg und Hamburg-Bremen). — Die Abweichung vom Calixtinum ist zu offenkundig, als daß sie unbewußt und ohne bestimmte Absicht getroffen sein könnte; andernfalls hätte man den Wortlaut dieser Vorlage auch in diesem Punkte beibehalten können. Ich kann mich hier Schäfer (S. 36) nicht anschließen, der die Schaffung einer neuen Rechtsgrundlage durch diese Bestimmung leugnet; vgl. dagegen Volkmar FDG. 26, 1886, S. 486 f. Auch Bernheim, Das Wormser Konkordat u. seine Vorurkunden, Breslau 1906, S. 75 Anm. 1 gibt eine stärkere Sicherung durch den neuen Wortlaut zu. Eine Abschwächung gegenüber dem Konkordat könnte man in dem Ausdruck *evocari* erblicken, weil er eine klare Entscheidung darüber vermeidet, ob nur die Wahl oder auch die Weihe dem Regalienempfang voraufgehen dürfe (Bernhardi S. 479 f., Hofmeister S. 109 Anm. 3); bei strenger Auslegung kann aber wohl nur die Wahl gemeint sein (Ulrich, Die deutsche Kirche unter Lothar S. 45 f.); vgl. unten über die Auffassung Konrads von Salzburg. Dann erst ergibt die Vorschrift des Innocentianums eine Einengung der Konsekratoren, namentlich also der Metropolit, so daß man berechtigt wäre, in den Vorkommnissen bei der Regensburger und vorher bei der Trierer Wahl (Bernhardi S. 377, 425) den Anlaß für diese strengere Regelung zu erblicken. Sie bedeutete dann um so mehr einen Rückzug des Papstes, der bei der Weihe

Daß er nicht auf der Basis des Konkordats stehen bleiben wollte, beweist auch das Verhalten in Würzburg; es bekräftigt all das, was wir über seine Bemühungen um eine formelle Änderung der Rechtslage wissen, und zeigt, wie wenig er gesonnen war, sich an den Buchstaben der Privilegien zu halten, obwohl sie an sich im Regensburger Falle ihm günstig waren. Nichts anderes bezeugt auch seine Stellungnahme zu der zwiespältigen Halberstädter Wahl in seinem Brief an Innozenz II. vom Jahre 1135.⁴⁰ Wie schon Dietrich Schäfer richtig gesehen, spricht sie nicht für ein Festhalten des Kaisers am Konkordat.⁴¹ Was Lothar für sich wünschte, war vielmehr das Recht der eigenen Entschließung, aber nicht ein Eintreten für die *sanior pars*, wie es das Calixtinum vorschrieb. Daß 1133 das Verfahren bei Doppelwahlen gar nicht erwähnt wurde, darf man aber schwerlich als bewußte und beabsichtigte Änderung des Privilegs von 1122 im kaiserlichen Sinne ansehen. Eine Wiederholung oder Neufassung des ganzen Calixtinums hat man jedenfalls gar nicht vorgehabt,⁴² sondern nur die Frage der Regalieninvestitur herausgreifen wollen und zwar, wie man glauben möchte, im Hinblick auf die drei letzten deutschen Bischofswahlen und besonders auf die Regensburger.

Konrad von Salzburg, des Kaisers Widerpart, gab der päpst-

Alberos von Trier ebenso verfahren war wie Konrad von Salzburg im Regensburger Fall.

Zum Teil scheint das Vorbild für den *Interdicimus*-Satz (oben Anm. 38) auch Paschals II. Privileg vom 11. April 1111 (JL. 6289; gedr. MG. Constit. I, S. 141 Nr. 90) abgegeben zu haben (a. a. O. 141,25: *Interdicimus etiam... ne quis episcoporum seu abbatum... eadem regalia invadant... nec se deinceps nisi per gratiam regis de ipsis regalibus intromittant*). Wenn man demnach 1133 auf die Abmachungen von 1111 zurückging (s. oben Anm. 37), so ist das ebenfalls ein Zeichen dafür, daß man nicht lediglich eine Bestätigung oder Wiederholung des Konkordats im Sinne hatte. Vgl. Mühlbacher, Streitige Papstwahl S. 197 f. u. unten Anm. 95.

40. Gedr. Jaffé, Bibl. rerum German. V, S. 523 ff. Nr. 29.

41. ... *ita nobis eos remittas, ut salva libertate electionis nos pro consilio archiepiscopi et suffraganeorum adhibitis religiosi personis talem provideamus, qui ecclesie et in perio expediat*. Vgl. Schäfer, Beurteilung S. 26 f. (gegen Bernheim und Volkmar), unten S. 129.

42. Setzt die teilweise Korrektur in der Regalienbestimmung, bei Übergehung der anderen Punkte, nicht auch voraus, daß man päpstlicherseits das Calixtinum im übrigen noch als Norm betrachtete?

lichen Urkunde freilich eine Deutung, die mit seinem und des Regensburger Bischofs Verhalten nicht im Widerspruch stand. Nur von dem Genuß der Regalien sei der Gewählte dadurch vor der Investitur ausgeschlossen, nicht aber von der Wahrnehmung seiner geistlichen Funktionen; verweigere der Kaiser die Regalien oder unterbliebe der Empfang durch Nachlässigkeit, so stehe dem Bischof doch die Leitung seiner Kirche und die volle geistliche Amtsgewalt zu, eine Auslegung, die die negative Formulierung der Urkunde zwar zuläßt, die den ihr zugrundeliegenden positiven Sinn aber geflissentlich übersieht. Ebenso gut hätte er sich auch darauf berufen können, daß nach dem Wortlaut des Privilegs der Papst unentschieden gelassen habe, ob die Erteilung der Regalien nur vor der Weihe oder auch noch hinterher nachgesucht werden könne.⁴³ Statt dessen spricht er bei der Wiedergabe der neuen päpstlichen Bestimmung selbst sogar nur von dem *electus*, der die Regalien zu empfangen habe. Obwohl man seinen Worten anmerkt, daß ihm das Recht des Kaisers auf die Regalieninvestitur mit dem Zepter innerlich zuwider ist — er sieht darin eine *servitus* —, bestreitet er ihre Rechtmäßigkeit nicht, da sie sich auf ein Zugeständnis der Kirche gründet, unter deutlichem Hinweis auf das Calixtinum,⁴⁴ an dessen Rechtsbeständigkeit er also nicht zweifelt. Noch weniger ist von dem angeblichen „Pactum“ bei Lothars Wahl die Rede, wonach eine Anwesenheit oder sonstige Einwirkung des Herrschers bei den Bischofswahlen ausgeschlossen und ihm die Investitur mit den Regalien erst nach der Weihe des Gewählten zugestanden worden sei.⁴⁵ Da man nicht recht glauben kann, daß Konrad diese Beschlüsse, die seinen eigenen Gedanken so stark entsprachen, nicht gekannt haben sollte, wenn anders sie tatsächlich gefaßt sind, wird man ihre Nichterwähnung als ein Zeugnis, wenn nicht gegen die

43. S. oben Anm. 39 über die Zweideutigkeit von *evocari*. — Konrad war danach für eine Trennung von Regalien und Kirchenamt.

44. *de regalibus pertinentiis, [quae sicut] nostis consensit ecclesia esse a sceptro imperiali suscipienda*; vgl. in der Urkunde Calixts II.: *electus... regalia per sceptrum a te recipiat*. Konrad war also der Auffassung, daß der Papst namens der Kirche handelte, sein Zugeständnis mithin nicht nur für die Dauer seiner Regierung galt.

45. *Narratio de electione Lotharii* c. 6, gedr. MG. SS. XII S. 511; s. auch die Tafel zu Herm. Kalbfuß, *Zur Entstehung der Narratio de electione Lotharii*, MIOG. 31, 1910, S. 538 ff.

Richtigkeit der Nachrichten über jenes Pactum, so doch gegen seine Rechtsverbindlichkeit verwerten können.⁴⁶ Allerdings stand in der Auseinandersetzung mit dem Kaiser nicht die Frage der Reihenfolge von Investitur und Weihe im Vordergrund,⁴⁷ sondern das kaiserlicherseits proklamierte Eigentumsrecht am Regensburger Bistum.

Schwerlich ist Lothar nur bei Konrad auf direkten Widerspruch gestoßen. Wenn er auch, vielleicht absichtlich, seinen Anspruch auf Regensburg beschränkte, so enthielt er doch eine allgemeine Bedrohung der kirchlichen Rechte und der *dignitas* aller Erzbischöfe.⁴⁸ Insbesondere hätte Norbert nach der Haltung, die er kurz zuvor in Rom gegenüber der kaiserlichen Forderung eingenommen hatte, sie in Würzburg nicht etwa unterstützen können. Ein solches Verhalten wirft ihm auch Konrad nicht nur nicht vor, sein Brief scheint viel-

46. Zu dem Streit über die Bedeutung des Pactum vgl. Holtzmann. Gebhardts Handbuch I, 7. Aufl., S. 307. Die früher überwiegende Skepsis hat mit der Zeit mehr und mehr einer positiveren Haltung Platz gemacht. Sehr zurückhaltend noch Hofmeister, Wormser Konkordat S. 107 Anm. 1 und jüngst auch Hampe, Hochmittelalter S. 139; ganz ohne Bedenken jetzt Haller, Altdtsch. Kaisertum S. 122 f.; F. Schneider, Mittelalter S. 342. Daß der fürstliche Beschluß in der Narratio im Wortlaut auch nur annähernd getreu wiedergegeben sei, halte ich für ausgeschlossen. Das meiste dürfte Ausschmückung durch den Autor sein und nur wenig Echtes übrig bleiben, nämlich die freie Wahl und die Investitur durch den König; nicht einmal auf die Wendung *electum libere, consecratum canonice* würde besonderes Gewicht zu legen sein, da sie rein formelhaft ist und sich stilistisch ganz der Umgebung anpaßt. Vgl. auch Hauck IV^{3/4} S. 118 f. Anm. 2. Vielleicht ist der Bericht überhaupt als eine Art Resümee der fürstlichen Beratungen über die Brixener Wahl (vgl. folg. Anm.) aufzufassen, die den Wahlverhandlungen in Mainz voraufigingen; denn in jenem Fall war man fast so verfahren, wie es den Grundsätzen des sog. Pactums etwa entsprach. Einen ähnlichen Coup hatte Adalbert von Mainz, wie es scheint, mit Lothars Hilfe, schon 1123 bei der Halberstädter Wahl versucht (Fed. Schneider, Quellen u. Forschungen aus ital. Archiven 17, 1914, S. 27 ff.).

47. Daß Konrad eine Beziehung zwischen Investitur und Weihe überhaupt nicht gelten ließ, ergibt sich aus obigem. Er hat nicht nur im Regensburger Fall danach gehandelt, sondern schon 1125 bei der Wahl Reimberts von Brixen, dem er, nach vorheriger Prüfung der Wahl durch die Mainzer Wahlversammlung, sofort, noch vor der Königswahl, die Weihe erteilte (Bernhardi S. 28 f.); die Wahl selbst fiel wohl in das Interregnum nach Heinrichs V. Tode, so daß eine Teilnahme des Herrschers an ihr nicht in Frage kam. Vgl. zu dieser Angelegenheit Schäfer S. 8 f., Hampe, HZ. 93, 1904, S. 400.

48. Unten S. 132 Sp. 1 b.

mehr sogar vorauszusetzen, daß sie, die Führer der kirchlichen Partei, in der Ablehnung solcher Ansprüche des Kaisers einig waren. Aber daß Norbert im ganzen einer milderen Haltung zuneigte, bewies er zum Verdruß Konrads dadurch, daß er das Zustimmungsrecht der *honorati* bei Bischofswahlen anerkannte, vielleicht sogar proklamierte, und überdies eine weite Ausdehnung des Kreises der *honorati* zuließ,⁴⁹ die die von Konrad in seiner Provinz verfochtene Unabhängigkeit gegenüber weltlichen Einflüssen gefährdete.⁵⁰ Norberts Feststellung über die Erforderlichkeit des *consensus honoratorum* kam zudem nach ihrer allgemeinen Formulierung nicht nur für diesen besonderen Fall, sondern allgemein Geltung zu. Daß dem Begriff *honorati* dabei Schärfe und Bestimmtheit abging, hat Konrad richtig gesehen. Je nachdem, ob man sich mehr an den abstrakten Sinn von „honor“ hielt oder an seine ins Dingliche gewandte Bedeutung „Amt, Besitz, Lehen“,⁵¹ mochte man darunter die

49. S. oben S. 109. — Norberts Haltung in dieser Frage hilft vielleicht mit, seinen Einfluß auf die Reichspolitik verständlich zu machen. So wie Norbert und Konrad den Einfluß Adalberts von Mainz besiegt hatten, so kam es sehr bald auch zur Ausschaltung Konrads (vgl. Anm. 26).

50. Deshalb wohl ist Konrads Schreiben gegen die *nova advocatorum praesumptio* gerichtet. Leider ist das, was er über diese *praesumptio* gesagt, so arg verstümmelt, daß sich kein klares Bild gewinnen läßt, von wem sie ausging. Daß es sich um die Teilnahme der *advocati* an den Bischofswahlen drehte, ist sicher. Diese scheint unter Hinweis auf Norberts Wort vom *consensus honoratorum* von seiten der *advocati* gefordert worden zu sein, wenn nicht schon in Würzburg selbst, so doch unmittelbar danach. Dabei liegt es nahe, an Herzog Heinrich von Bayern zu denken, der sich der Regensburger Vogtei bemächtigt hatte (Riezler, Gesch. Baierns I S. 612 f.) und sie gewiß 1133 behauptet hat; sie muß den Welfen jedoch bald wieder verloren gegangen sein. (R. Hildebrand, Studien über die Monarchie Heinrichs d. L., Phil. Diss. Berlin 1931, S. 48 f.)

51. Dietrich Schäfer, honor, citra, cis im mittelalterlichen Latein (honor = Recht, Besitz, Lehen), Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissensch. 1921 I S. 372 ff. Es wäre nicht schwer, die Zahl der Belege zu vervielfachen, vgl. z. B. das Sachregister zu Er. Caspars Ausgabe des Registers Gregors VII., MG. Epp. selectae II 2, Berlin 1923, S. 689 f. und zu *honor imperii* (Schäfer a. a. O. S. 375 f.) Peter Rassows Vortrag über den Konstanzer Vertrag von 1153 (Auszug in: Bericht über die 17. Vers. dtsh. Historiker zu Halle 1930, S. 20). Für die klassische Bedeutung von honor und seinen Ableitungen vgl. Irmgard Stutz, Honos; de vocabuli significatione Romana, Phil. Diss. Berlin 1924 (über honoratus als Ehrentitel S. 42).

„Angesehenen“, die „Vornehmen“ verstehen oder konkreter Inhaber von Ämtern und Lehen, Träger staatlicher Macht und öffentlicher Rechte, Fürsten und Große. Dem sprachlichen Fühlen des 12. Jahrhunderts dürfte die zweite Auffassung näher kommen; daß auch Norbert sie teilte, kann man Gerhohs Worten⁵² entnehmen. Wirklich lebendig und gebräuchlich war das Wort auf deutschem Boden damals kaum;⁵³ auch Zeitgenossen wie Konrad von Salzburg und Gerhoh von Reichersberg war es sichtlich ungewohnt und, wie es scheint, erst durch Norbert vermittelt.⁵⁴ Der Ausdruck ist ein deutlicher Archaismus,⁵⁵ der dem spätrömischen und frühmittelalterlichen Sprachgebrauch entlehnt ist.⁵⁶ In dem Zusammenhang, in dem ihn Norbert verwandte, führt er in die Zeiten Papst Leos I. zurück,⁵⁷ in

52. S. oben S. 109 Anm. 23.

53. Für den adjektivisch-attributiven Gebrauch des Partizips soll das selbstverständlich nicht gelten. Eine scharfe Grenze läßt sich da freilich nicht leicht ziehen. Für den Komparativ honoratiorum nenne ich als Beleg eine Kölner Urkunde von ca. 1155 (Rich. Knipping, Regesten der Erzbischöfe von Köln II, Bonn 1901, Nr. 607: h. burgensium; zur Datierung der Handlung vgl. Rich. Koeber, Die Anfänge des Gemeinwesens der Stadt Köln, Bonn 1922, S. 361 Anm. 2).

54. von Below, Wahlrecht der Domkapitel S. 8 kennt es nur aus Gerhoh.

55. Der Sprache der Zeit wären Ausdrücke wie „maiores, meliores, optimates, potentes, procures“ u. ä. mehr angepaßt gewesen; vgl. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte V, 2. Aufl., S. 468 ff.; P. Hinschius, Das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten II, Berlin 1878, S. 605.

56. Anfänglich Ehrenbezeichnung für ehemalige Inhaber von Ehrenämtern („honores“) kam er in den spätrömischen Munizipien denjenigen „possessores“ zu, die Ämter bekleidet hatten (Th. Mommsen, NA. 14, 1889, S. 494); er deckte sich in Gallien z. T. mit dem senatorischen ordo. Der Begriff war noch in karolingischer Zeit in Westfranken lebendig, wandelte sich aber mit der Umbildung der Stände zu einem bloßen ehrenden Beiwort. Vgl. I. Stutz, honos S. 42; E. de Ruggiero, Dizionario epigrafico di antichità Romana III, 1922, S. 959 f.; Emil Kuhn, Die städt. u. bürgerl. Verfassung des Röm. Reichs I, Leipzig 1864, S. 199 ff.; Waitz, Deutsche Verfassungsgesch. II, 1, 3. Aufl., Kiel 1882, S. 363; Heinr. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I, 2. Aufl., Leipzig 1906, S. 340; ebda. II, 2. Aufl. bearb. von Cl. Freiherr von Schwerin, 1928, S. 264.

57. Hinschius, Kirchenrecht II, S. 515 mit Anm. 5 = G. Phillips u. Fr. Vering, Kirchenrecht VIII 1, Regensburg 1889, S. 171 f.; Edg. Loening, Gesch. d. dtsch. Kirchenrechts, Straßburg 1878, I S. 116; Alb. Hauck, Die Bischofswahlen unter den Merovingern, Erlangen 1883, S. 4 f.

dessen Briefen einige Male von der Beteiligung der *honorati* an den Bischofswahlen, neben Klerus und Volk, die Rede ist.⁵⁸ Diese Stellen haben jedenfalls das Vorbild für den *consensus honoratorum* bei Norbert abgegeben. Ob er unmittelbar aus dieser Quelle schöpfte oder nur mittelbar und dann durch welche Zwischenglieder, bleibt dabei fraglich. Das erstere würde zu seiner Tendenz auf Wiederbelebung des Alten gut passen.⁵⁹ Die Polemik Konrads und Gerhohs läßt indes nicht erkennen, ob sich Norbert etwa ausdrücklich auf Leo I. berufen hat.^{59a} Auffällig ist, daß sich auch in der sonstigen Publizistik des Investiturstreits in ähnlichem Zusammenhang keine Bezugnahme auf Leos Worte über die *honorati* findet. Erst im Dialogus de pontificatu sanctae Romanae ecclesiae (um 1160) ist es, soviel man sieht, geschehen,⁶⁰ nachdem etwa zwei

58. Ep. 10 cap. 4 (JK. 407; gedr. Migne PL. 54 Sp. 632): *Expectarentur certe vota civium, testimonia populorum, quaereretur honoratorum arbitrium, electio clericorum, quae in sacerdotum solent ordinationibus ab his, qui noverunt patrum regulas, custodiri.* — Ebda. cap. 6 (Migne 54 Sp. 634): *Per pacem et quietem sacerdotes qui futuri sunt postulentur. Teneatur subscriptio clericorum, honoratorum testimonium, ordinis consensus et plebis. Qui prefuturus est omnibus, ab omnibus eligatur.* — Ep. 40 (JK. 434, gedr. Migne 54 Sp. 814, MG. Epp. III, S. 15 Nr. 9): *fratrem Ravennium secundum desideria cleri, honoratorum et plebis unanimiter consecrastis.* Vgl. auch Ep. 167 (al. 2) (JK. 544; gedr. Migne 54 Sp. 1200): *gestis, quae in episcoporum honoratorumque examine confecta sunt, recensitis...* — Da hier nur das sprachliche Vorbild aufgezeigt werden soll, braucht auf die rechtsgeschichtliche Seite nicht eingegangen zu werden.

59. Vgl. die Charakteristik bei Bernhardi S. 100, dazu Bauermann. Magdeburger Geschichts-Blätter 66/67, 1932, S. 29. Auch für ihn gelten die Worte Paul Schmidts (Der Begriff der kanonischen Wahl in den Anfängen des Investiturstreits, Stuttgart 1926, S. 12): „Der Wille der Reform galt dem Alten, seiner Bewahrung, Erneuerung und Entfaltung... Aus der Überlieferung der Vergangenheit schöpfte er das Programm der Zukunft.“ Vgl. auch Schmidts Bemerkungen über die im 11. Jhdt. neu sich entfaltende kanonistische Bildung (ebda. S. 3 f.), dazu etwa noch H. H. Jacobs, Studien über Gerhoh v. Reichersberg, Zeitschr. f. Kirchengesch. 50, 3. F. 1, 1931, S. 344 ff. — Von einer gelehrten Betätigung Norberts haben wir im übrigen keine Kenntnis.

59a. Gerhoh (MG. Lib. de lite III, S. 451 Z. 7) erwähnt nur ganz allgemein die *canones*.

60. MG. Libelli de lite III, S. 532 Z. 12 ff.; als Verfasser wird Rahewin angenommen.

Jahrzehnte vorher Gratian zwei dieser Stellen aus einem Brief Leos in seine *Concordia discordantium canonum* aufgenommen hatte.⁶¹

Norberts Priorität entgegen steht allein der Bericht des Abtes Suger von St. Denis über die Erklärungen der deutschen Gesandten vor Paschal II. zu Châlons (s.-M.) im Jahre 1107. Nach den in seiner Vita Ludwigs VI. überlieferten Worten⁶² des Erzbischofs von Trier war es bei den deutschen Bischofswahlen Gepflogenheit, nach Einholung des kaiserlichen Einverständnisses mit dem Kandidaten im Konvent *secundum canones petitione populi, electione cleri, assensu honoratoris* den Bischof zu bestellen. Obwohl alle Handschriften der Vita die Lesung *honoratoris* enthalten, wird sie nicht unangetastet bleiben dürfen. Durch Interpretation allein läßt sich nicht helfen;⁶³ es bleibt nichts übrig, als zu emendieren, und zwar in *honoratorum*, wie das schon von anderer Seite vorgeschlagen wurde⁶⁴ und wie es paläographisch am unbedenklichsten ist.⁶⁵ Da-

61. c. 27 D. 63 (ed. Em. Friedberg, Bd. I, Leipzig 1879, Sp. 243). Das Zitat im Dialogus ist bereits aus Gratian geschöpft.

62. Suger, Vie de Louis VI le gros c. 10, ed. Henri Waquet (Les classiques de l'histoire de France au Moyen âge 11, Paris 1929), S. 56 ff.; auch MG. SS. XXVI S. 50 (ed. Aug. Molinier). Vgl. Meyer von Knonau, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. u. Heinrich V., Bd. VI, S. 45 f.

63. Man mußte dann mit einem Substantiv „honorator“ operieren, für das man ein anderes Vorkommen jedoch nicht beibringen konnte. v. Below, Wahlrecht der Domkapitel S. 8 Anm. 4 hielt es für einen nach dem Gen. Plur. honoratorum irrig gebildeten Nom. Sing. und verstand darunter den Kaiser. Meyer von Knonau a. a. O. S. 46 übersetzt *assensus honoratoris* mit: „Zustimmung des die Ehre Erteilenden“, Waquet (a. a. O. S. 59) mit l'assentiment du suzerain, wozu er in Anm. 1 (S. 58) sagt: proprement du „collateur de l'honneur“ (also wie Meyer von Knonau); auch Nik. Gladel. Die trierischen Erzbischöfe in der Zeit des Investiturstreits, Phil. Diss. Köln 1932, S. 69 ist gleicher Auffassung. Sie kann seit dem Aufsatz von Bern. Monod, La question des investitures à l'entrevue de Châlons (1107), Revue historique 101, 1909, S. 80 ff., der *honoratoris* = *imperatoris* setzte (S. 81 f.), als herrschend gelten. Sie ist jedoch unvereinbar mit der übrigen Schilderung der Wahlvorgänge, wonach der kaiserliche *assensus* schon vor der förmlichen Wahl eingeholt und erteilt wurde.

64. Von A. Esmein, erwähnt bei Monod a. a. O. S. 81; Monod erklärte die Konjekture für „peu vraisemblable“.

65. Die Übereinstimmung der Kodizes ist hier kein schwerwiegendes

mit wäre auch die Übereinstimmung mit den *canones*, in diesem Falle den Briefen Leos I., hergestellt. Hat man sich also kaiserlicherseits schon 1107 auf sie bezogen, so daß Norbert nur daran angeknüpft hätte, was Heinrich V. für rechtens hatte erklären lassen? Die Antwort hängt davon ab, ob und wie weit Sugers Wiedergabe der Äußerungen des Trierer Erzbischofs als authentisch angesehen werden darf. Ihre Niederschrift liegt mehr als drei Jahrzehnte nach dem Ereignis;⁶⁶ das muß, obwohl Suger Ohrenzeuge war, bedenklich stimmen, umso mehr, als es der Lage vor 1107 nicht entspricht, wenn er in der Darstellung des Wahlverfahrens die Weihe der Regalieninvestitur voraufgehen läßt.⁶⁷ Die naheliegende Vermutung, er habe sich nach französischen Verhältnissen gerichtet,⁶⁸ ist allerdings von französischer Seite bestritten worden.⁶⁹ Ganz frei mag er sich jedoch von einer solchen Vermengung nicht gehalten haben, so daß der Bericht, den er den Gesandten in den Mund legt, nicht als getreu und ungetrübt benutzt werden kann.⁷⁰ Man wird demnach auch nicht sagen dürfen, der *assensus honoratorum* sei deutscherseits schon 1107 als Norm verkündet worden.⁷¹ Was sind *petitio populi, electio cleri, assensus honoratorum* zusammen denn anderes als eine Definition der kanonischen Wahl? Woher sie in dieser Formulierung stammt, mag schwerlich noch festzustellen sein. Wohl möglich, daß sie in Frankreich aufgekommen und verbreitet

Bedenken gegen solche Emendation; sie bieten überhaupt wenig Varianten, wohl aber gewisse gemeinsame Fehler, die demnach schon in ihrer Vorlage standen. Vgl. Waquet S. XVII.

66. 1144 nach Waquet S. XI.

67. Man hat sich durch die Auslegung zu helfen gesucht, mit *consecratus* habe Suger nichts anderes gemeint als electus (so Monod, *Revue histor.* 101, 1909, S. 85 nach dem Beispiel von Ach. Luchaire; Waquet S. 58: on attendrait „electum“; Gladel, *Die trier. Erzbischöfe* S. 70 f.) — ein unzulässiger Kunstgriff!

68. Hinschius, *Kirchenrecht* II S. 540 Anm. 5.

69. Monod a. a. O. S. 82 ff.

70. Esmein hat ihn seiner Fehlerhaftigkeit wegen von der Verwertung ausgeschlossen (Monod a. a. O. S. 85).

71. Er ist nicht mit dem kaiserlichen *assensus* in Verbindung zu bringen, den das sog. Privileg von 1111 (MG. *Constit.* I, S. 145 Z. 12) enthielt; dieser entspricht vielmehr eher dem vorherigen *assensus* bei Suger.

worden ist und daß dorthier auch Norbert sie kannte.⁷² Sicher entscheiden wird es sich nicht lassen.

Klar aber dürfte damit sein, daß Norbert, indem er den *consensus honoratorum* verfocht, den Begriff der *canonica electio* in die Erörterung hineintrug und in einer Form, die den streng kirchlichen Auffassungen jener Tage widersprach.⁷³ Dem Kaiser gegenüber bedeutete es eine Zurückweisung des alten Wahlmodus, der Wahl durch den Herrscher, und ebenso der eigenkirchenherrlichen Gelüste, die Lothar hatte spüren lassen. Andererseits aber erhielt die noch im Wormser Konkordat vom Kaiser der Kirche zugesicherte kanonische Wahl⁷⁴ durch die Einfügung des *consensus honoratorum* eine Auslegung, die dadurch, daß Norbert auch den Herrscher zu den *honorati* rechnete,⁷⁵ diesem ein Recht einräumte, das die Urheber

72. Eine Abhängigkeit Norberts von Suger kommt wegen der chronologischen Umstände (s. oben Anm. 66) nicht in Frage. Der angedeutete Hergang würde auch erklären, daß keiner der Beteiligten Leo I. nennt. Daß in Deutschland die These fremd und neu war, als Norbert sie in Würzburg vorbrachte, ist aus den Worten Konrads und Gerhohs deutlich herauszulesen. Vgl. unten Anm. 79.

73. Maßgebend das Dekret der Fastensynode von 1080, das die Wahl durch Klerus und Volk anordnete, einen *consensus* aber nur von Metropolit und Papst zuließ; vgl. P. Schmid, Begriff der kanon. Wahl S. 196ff. Damit war eine Teilnahme von Laien an der Wahl vereinbar, nicht aber eine Zustimmung.

74. Kaiserliche Urkunde: *Concedo in omnibus ecclesiis... canonicam fieri electionem et liberam consecrationem*. Wegen der 1183 vom Papst bestätigten *canonicae consuetudines* vgl. Anm. 37.

75. S. oben Anm. 23. Norbert hat damit den Sinn des Wortes *honorati* zweifellos über Gebühr gepreßt. Zieht man die Sugerstelle, bei der eine Beziehung auf den Herrscher ausgeschlossen ist (s. oben S. 121 Anm. 63), und die Schilderungen von Bischofswahlen in sonstigen Quellen des 12. Jhdts. in Betracht (vgl. besonders das Material bei Franklin Geselbracht, Das Verfahren bei den deutschen Bischofswahlen in der zweiten Hälfte des 12. Jhdts., Phil. Diss. Leipzig 1905), so kommt man zu dem Schluß, daß die *honorati* auf eine Stufe mit der neben Klerus und Volk öfter als teilnehmend erwähnten Schicht der „nobiles, potentes“ usw. — zu ihr tritt in zunehmendem Maße die Ministerialität hinzu — zu stellen sind. Das wird auch durch die Anwendung des *honorati*-Begriffs in einigen Wahlschreiben aus den Jahren 1150/51 bestätigt, die aus der Feder Wibalds von Stablo stammen (Jaffé, Bibliotheca I, 1864, S. 453 Nr. 324: *clero, honoratis et populo*; ebda. Nr. 340 S. 470: *tam clero quam honoratis et populo*; Nr. 341 S. 472: *decanus, archidiaconi, abbates, prepositi, clerus*,

jener Abmachungen ihm nicht hatten zugestehen wollen. Denn daß jener *consensus* mit der *praesentia* bei der Wahl übereinkomme,⁷⁶ kann nicht zugegeben werden,⁷⁷ und wieweit die Regalieninvestitur ein Vetorecht involvierte, ist zweifelhaft und strittig.⁷⁸ Mochte Norbert also selbst am Konkordat formell festhalten — tatsächlich ging er darüber hinweg.⁷⁹

Auf dem Würzburger Tage scheint Norbert bei den Teilnehmern keinen offenen Widerspruch erfahren zu haben; für die Annahme förmlicher Zustimmung gar reicht das, was wir von dem

honorati et universus populus; vgl. dazu Heinz Zatschek, Wibald von Stablo, MÖIG. Ergbd. 10, 1928, S. 406 u. 409 ff.). Es braucht sich dabei durchaus nicht nur um den Adel der Diözese zu handeln; fand z. B. die Wahl am Hofe statt, so nahmen auch die anderen anwesenden Großen teil.

76. So sagt Bernheim HVS. 10, 1907, S. 211 bezüglich Gerhohs Anspielung auf den Traktat des Erzbischofs Konrad, Norbert sei für das Präsenzrecht eingetreten. Auch Hofmeister (Wormser Konkordat S. 94) spricht im gleichen Zusammenhang nur von der Teilnahme der Fürsten oder des Königs. Richtig Hauck, KG. IV S. 162.

77. Eben die Zustimmung des Herrschers hatte man bei den Wormser Verhandlungen auszuschalten gesucht, nachdem sie 1111 ausdrücklich festgelegt worden war. Die *praesentia* sollte der dürftige Ersatz sein, den man dem König einräumte. Nur bei den zwistigen Wahlen ist noch vom *assensus* die Rede. Vgl. Bernheim a. a. O. S. 202 f.; Hampe, Hochmittelalter S. 129. Diese Abschwächung gegenüber dem Stand von 1111 hätte also Norbert aufgeben. Mühlbacher (Die streitige Papstwahl S. 201 f.) glaubt, daß Lothar 1133 in Rom statt der *praesentia* die Wiedereinräumung des *consensus* gefordert hat. — Daß der *consensus* keinen bloßen Beitritt zu dem Wahlergebnis bedeuten, sondern ihm erst Gültigkeit und Rechtskraft verleihen sollte, ergibt sich aus Erzbischof Konrads und noch mehr aus Gerhohs Ablehnung einer derartigen Auffassung: *Qui* (scil. honorati) *tamen si consilio religiosorum patrum et electione clericorum ac petitione populi* (vgl. Suger!) *concurrente in unum noluerint praebere assensum, non propter hoc erit irrita, si alias est canonica. Quia neque regibus neque honoratis eam cassandi est ulla potestas, sed... subsequendi necessitas* (Lib. de lite III S. 452).

78. Vgl. oben S. 114, dazu Schäfer S. 21 (mit Anm. 1), H. Rudorff, Zur Erklärung des Wormser Konkordats (Quellen u. Studien z. Verfassungsgesch. d. Dtsch. Reiches I 4), Weimar 1906, S. 19 ff., Scharnagl, Begriff der Investitur S. 131. Norbert vertrat in diesem Punkte die dem König günstigere Auffassung, die man auch bei Otto von Freising (Chronica VII 16 ed. Hofmeister S. 331) antrifft und der auch das Privileg Innozenz II. vom 8. Juni 1133 entgegengekommen war; s. oben Anm. 38/39.

Hergang wissen, nicht aus. Auch Lothar hat sich jedenfalls mit dem Standpunkt abgefunden, den sein einflußreichster Berater einnahm.⁸⁰ Nicht umsonst hat Anselm von Gembloux ihn *ecclesiastico iuri devotus* genannt.⁸¹ Überdies war er nicht der Mann, mit der Kirche zu streiten. Seine Nachgiebigkeit zeigte sich auch in der schließlichen Bestätigung des Augsburger und vollends des Regensburger Bischofs. Nur in dem Basler Falle blieb er fest und setzte, mit päpstlicher Hilfe, die Entfernung des Gewählten durch.⁸² Der Abt von Nienburg, augenscheinlich ein Kandidat Norberts, trat an seine Stelle. Dafür, daß Absetzung und Wahl „durch Klerus und Volk“ entgegen dem Quellenbericht nicht in Würzburg, sondern erst im November in Basel vollzogen seien, wie manche Forscher wollen,⁸³ gibt es in Wahrheit keinen zwingenden Grund. Wie schon oft könnte die Wahl am Königshofe stattgefunden haben,⁸⁴ und das

79. Indem er sich auf den *consensus honoratorum* berief, spielte er altes Recht gegen das neue aus (vgl. dazu Fr. Kern, HZ. 120, 1919, S. 17ff.). Dabei könnte auf Norbert der bei den französischen Bischofswahlen hergebrachte assensus des Königs (bzw. in einigen Gebieten des Lehnsfürsten) eingewirkt haben; vgl. P. Imbart de la Tour, *Les élections épiscopales dans l'église de France*, Paris 1890, S. 444 ff. sowie Bern. Monod, *Essai sur les rapports de Pascal II avec Philippe I* (Bibl. de l'école des hautes études 164), Paris 1907, S. 88 ff.

Auf Grund der Erörterung bei Gerhoh ist die Haltung Norberts in der Literatur hier und da gestreift worden. Vgl. oben Anm. 76, ferner die jüngeren Biographien Norberts: van den Elsen, *Beknopte Levensgeschiedenis* S. 291 f. (gibt Gerhoh unrichtig wieder); Godefr. Madelaine, *Histoire de St. Norbert*, 3. Aufl., II (Tongerloo 1928) S. 134 f.

80. Das bedeutete die Preisgabe der Vollinvestitur und die Anerkennung der canonica electio, bei gleichzeitiger Sicherung allerdings des Anspruchs auf Konsens. — Wenn Gerhoh (Lib. de lite III, S. 451) schreibt: *Volebant enim reges mali et symoniaci ceterique principes illis consentanei, vel absque omni electione canonica episcopatus ceterasque dignitates aecclesiasticas pro velle suo dare vel tales fieri electiones, in quibus ipsi potestative dominarentur, eo quod secundum canones consensus honoratorum requirendus et admittendus est in electionibus episcoporum*, so könnte das recht gut auf Lothar passen. Vgl. unten Anm. 86a/87.

81. MG. SS. VI S. 380. Vgl. Karl Leßmann, *Die Persönlichkeit Kaiser Lothars III. im Lichte mal.licher Geschichtsanschauung*, Phil. Diss. Greifswald 1912.

82. S. oben Anm. 5.

83. S. oben Anm. 6.

84. Hofmeister S. 92.

päpstliche Absetzungsdekret mag Lothar aus Italien mitgebracht haben.⁸⁵ Man muß sich umso mehr an den Wortlaut der Quelle halten, als der Bericht, den der Annalista Saxo und die Magdeburger Annalen überliefern, aus Nienburg selbst stammt und gleichzeitig ist.⁸⁶ Die Art des kaiserlichen Verhaltens zeigt, wie sich Lothar die Handhabung seiner Rechte gedacht haben mag.^{86a} Die kanonische Wahl war nur Form, faktisch setzte der Kaiser, wie man an der Person des Erwählten sieht, einen Bischof seiner Wahl ein,⁸⁷ *pro beneplacito suo*, wie Erzbischof Adalbert von Mainz entrüstet an Otto von Bamberg schrieb. Die *ecclesiastica libertas*, klagte derselbe in diesem Briefe nicht lange nach dem Würzburger Tag, sei dahin!⁸⁸ Der verzweifelte Ton seines Schreibens ist für die Be-

85. Andernfalls könnte ein Legat die Absetzung vollzogen haben. In Frage käme als solcher der Kardinalpriester Gerhard von S. Croce, der aber erst im Oktober 1133 am kaiserlichen Hofe eintraf (Joh. Bachmann, Die päpstlichen Legaten in Deutschland u. Skandinavien 1125-1159, Histor. Studien H. 115, Berlin 1913, S. 37 u. 220). Über die Beteiligung von Legaten bei der Prüfung der Bischofswahlen vgl. Bachmann S. 188 f., ferner Alb. Diegel, Der päpstliche Einfluß auf die Bischofswahlen in Deutschland während des 13. Jhdts., Phil. Diss. Berlin 1932, S. 11 ff. Gerade unter Lothar haben sie in dieser Richtung ihre Tätigkeit wesentlich erweitern können.

86. Die gemeinsamen Nachrichten der beiden Quellen sind auf die verlorenen Nienburger Annalen zurückzuführen. Der Nienburger Ursprung der Nachricht wird durch ihren Inhalt — es handelt sich um einen Abt des Klosters — noch bekräftigt; sie gehört einem Abschnitt der Annalen an, der etwa gleichzeitig ist. Vgl. über die Nienburger Annalen Erw. Rundnagel, Die Chronik des Petersberges bei Halle und ihre Quellen (Ausgewählte hallische Forschungen z. mittl. u. neueren Geschichte 1), Halle 1929, S. 74 ff.; Eb. Kessel, Die Magdeburger Geschichtschreibung im Ma., Sachsen u. Anhalt 7, 1931, S. 158 ff.

86a. Wie auch die Behandlung anderer Wahlen für Lothars Anspruch auf ein Zustimmungsrecht und seine tatsächliche Ausübung spricht, hat Mühlbacher, Streitige Papstwahl S. 201 ff., wie mir scheint, treffend beleuchtet. Vgl. auch Hinschius, Kirchenrecht II S. 562, und unten Anm. 95.

87. Ähnlich erging es 1135 in Cambrai; Lothar verweigerte dem Gewählten seinen „assensus“, und es fand darauf eine neue Wahl am Hofe statt (Bernhardi S. 593).

88. *destructionem ecclesiasticae libertatis ingemiscimus... Quid enim restat ad cumulum doloris nostri, cum videamus canonicas episcoporum electiones ad nutum principis cassari, et pro beneplacito suo ipse substituat, quos libuerit? Hoc in ecclesia Basiliensi factum est.* Der Brief ist im

urteilung der Kirchenpolitik Lothars in seinen späteren Jahren bezeichnend, nicht minder, was er über die Einmischung des Kaisers bei der Erteilung des Palliums verrät: er verlangte vom Kölner Erzbischof Bruno, anscheinend bei seiner Anwesenheit in Köln im Dezember 1133, daß er es aus seiner Hand entgegennehme.⁸⁹ Daß er schon früher bei der Verleihung des Palliums an Norbert ebenfalls den Mittler gespielt hat, hat man aus der Bestätigungsurkunde Innozenz II. entnehmen wollen.⁹⁰

Codex Udalrici überliefert, als einer der letzten der ganzen Sammlung; gedr. Jaffé, Bibliotheca V S. 450 Nr. 264 (Eccard 366). Er gehört in den Anfang des Jahres 1134. Über das Wormser Konkordat als Garantie der kirchlichen Freiheit s. oben Anm. 35. Strittig ist, ob ein zweiter Brief des Erzbischofs an Otto von Bamberg, der im Codex Udalrici dem obigen unmittelbar vorausgeht (Jaffé a. a. O. S. 435 Nr. 252, Eccard 365), in inhaltlichem und zeitlichem Zusammenhang mit obigem Schreiben steht (so Mühlbacher, Streitige Papstwahl S. 205 Anm. 1, Hauck IV S. 155 Anm. 4 und andere) oder ob er trotz starker und auffälliger textlicher Übereinstimmung mit jenem auf das Schisma und die Frage der Anerkennung Innozenz' II. zu beziehen und deshalb in das Jahr 1130 zu setzen ist, wie schon Jaffé getan und wofür sich Em. Schaus HVS. 1, 1898, S. 232 ff. einsetzte (zustimmend K. Hampe HZ. 93, 1904, S. 406 Anm. 1); Bernhardi (S. 563 Anm. 9) glaubte ihn dagegen beim Jahr 1135 verwenden zu dürfen.

89. *Ipsa iam archiepiscoporum pallia de curia sunt expetenda. Quod manifestum est in domno Coloniensi, qui ideo adhuc pallio caret, quod illud contra canonicae religionis institutionem in curia recipere noluit.* Vgl. Bernhardi S. 521. Bruno (II.) war schon zwei Jahre früher gewählt (Bernhardi S. 412); wahrscheinlich hatte Lothar das Pallium für ihn in Rom erwirkt. Unklar ist, ob der Aufstand der Kölner, der während des kaiserlichen Aufenthalts in der Stadt ausbrach, mit dem Gegensatz zwischen Lothar und dem Erzbischof zusammenhängt; wollten sie letzteren nicht mehr anerkennen, bevor er das Pallium empfangen? Vgl. Richard Knipping, Die Regesten der Erzbischöfe von Köln II, Bonn 1901, Nr. 287, 299, 301.

90. JL. 7516 von Ende 1131, eine Bestätigung der Besitzungen und Rechte der Magdeburger Kirche, die auf Bitten Lothars erteilt ist (*regis Lotharii ... postulationibus assensum prebentes*). Ob in diese Bitten auch das Pallium einbezogen werden darf, das Norbert schon von Honorius II. erhalten hatte (vor dem 20. März 1127, nach dem Chron. episcop. Merseburgensium, MG. SS. X S. 188), wie das C.-Bog. von Hacke annimmt (Die Palliumverleihungen bis 1143, Phil. Diss. Göttingen 1898, S. 128, dazu S. 115 Anm. 3), ist doch recht zweifelhaft. Zur Überlieferung des Privilegs vgl. Bauermann, Magdeburger Geschichts-Blätter 66/67, 1932, S. 27 Anm. 96, zur Datierung ebenda S. 10 Anm. 35.

H. Hirsch hat aus der angenommenen Überarbeitung der Urkunden des Wormser Konkordats im Codex Udalrici die Folgerung gezogen, daß Heinrich V. und seine Ratgeber schon bald nach dem Abschluß des Vertrages nicht mehr beabsichtigt haben, ihn in seinen einzelnen Punkten getreu zu beobachten.⁹¹ Wird sich die Begründung nach den neueren Untersuchungen von Pivec auch nicht mehr halten lassen,⁹² so ist die Tendenz der Hofkreise doch sicher von Hirsch richtig gesehen. Trotz der Unterbrechung in der politischen Tradition, die die Wahl Lothars bedeutete,⁹³ ist diese Linie auch von Heinrichs Nachfolger, wenn auch nicht von Anfang an, so doch sicher nach einigen Jahren, fortgeführt worden.⁹⁴ Nicht erst Friedrich I., sondern schon Lothar hat ernstlich versucht, zum früheren Rechtsstand zurückzugelangen,⁹⁵ und nicht ohne allen Erfolg.⁹⁶ An dem Grundsatz der kanonischen Wahl nur ließ sich

91. MÖIG. 42, 1927, S. 16 ff. Ebenso Hampe, Hochmittelalter S. 130, und früher schon Bernheim, Zur Gesch. des Wormser Conc. S. 38 ff., dagegen Schäfer S. 66 ff.

92. MÖIG. 46, 1932, S. 310 ff. Danach stellen die Texte des Codex Udalrici keine Überarbeitung der Konkordatsurkunden, sondern kaiserliche Entwürfe dar.

93. Schneider, Mittelalter S. 342.

94. Das Nachlassen des Einflusses von seiten Adalberts von Mainz, des Vaters des Konkordats, hat dabei gewiß eine Rolle gespielt; auch liegt es nahe, an die Bamberger Beziehungen Lothars und seiner Kanzlei zu denken (vgl. darüber Hirsch MÖIG. 42 S. 10; ders., MG. Dipl. VIII, 1927, S. XXVII).

95. Als Ziel seiner Politik und der Reichspolitik überhaupt erscheint eine Rechtslage, wie sie in dem Privileg Paschals II. vom 12. April 1111, dem sog. Privileg (MG. Constit. I S. 144 Nr. 96), niedergelegt war (s. dazu Mühlbacher, Streitige Papstwahl S. 201 f.). Die Fassung des Calixtinums im Codex Udalrici weist etwa in die gleiche Richtung (keine Belehnung mit dem Zepter, keine Befragung der Metropolen usw. bei Wahlstreitigkeiten; vgl. Hirsch a. a. O. S. 17); vgl. auch oben Anm. 37 u. 39. Durch Diktatbestimmung ist vielleicht noch mehr Licht in die Verhandlungen von 1183 zu bringen. — Über die frühere Handhabung der Wahlen vgl. Georg Weise, Königtum und Bischofswahl S. 111 ff., bes. S. 124 über den *regis consensus* in den Wahlprivilegien.

96. Das wird man nicht leugnen können, so sehr das häufige Schwanken des Kaisers die Einheitlichkeit des Bildes seiner Politik auch beeinträchtigt. Seine kirchliche Einstellung hat sich auf die Dauer den allgemeinen Tendenzen der Reichspolitik nicht verschließen können; an einer

nicht mehr rütteln, und ebenso nicht an dem Verzicht auf die Investitur mit Ring und Stab; auch Barbarossa hat an diese Punkte nicht mehr gerührt.⁹⁷ Demgegenüber hatte Lothar sich sein Veto gegen einen Gewählten zu sichern vermocht und bei zwiespältigen Wahlen weitgehende Handlungsfreiheit in Anspruch genommen;⁹⁸ auf dieser Bahn ist ihm Friedrich I., nur mit größerer Entschiedenheit, gefolgt.⁹⁹ Daß Lothar in dem Bestreben, den Einfluß der Metropolen zurückzudrängen, den ihnen das Wormser Konkordat offen oder versteckt gewährte, in bisher unbekanntem Maße der Einwirkung der Kurie die Wege freigab,¹⁰⁰ wie es das Ziel Gregors VII. gewesen,¹⁰¹ war freilich eine bedenkliche Seite seiner Politik und eine Folge seiner Bindung an die kirchlichen Kreise.¹⁰² Klar erwiesen aber hatte sich unter seiner Regierung, daß das Wormser Konkordat

grundsätzlichen Klärung seiner Haltung nach der einen oder andern Richtung und am Durchhalten eines bestimmten Kurses gebricht es jedoch immer wieder.

97. Es waren die beiden wichtigsten Zugeständnisse des Reichs beim Wormser Konkordat, die Pfeiler des Friedens überhaupt.

98. S. oben in Anm. 41 die Stelle aus Lothars Schreiben wegen der zwiespältigen Wahl in Halberstadt; es ist zwar noch von kanonischer Wahl und vom Rat der Metropolen und der Suffragane dabei die Rede, nicht aber von einer Bindung an einen der gewählten Kandidaten.

99. Hofmeister S. 110, 115; E. Fischer, Der deutsche König u. die Besetzung der deutschen Bistümer S. 80 ff. Friedrich sprach sich in diesen Fällen das Recht zu freier Besetzung *ex divino arbitrio et consilio principum* zu (MG. Constit. I Nr. 231 S. 327; des „Rates der Fürsten“ wird öfter, so schon 1152 bei der Erledigung des Magdeburger Erzstuhls, gedacht); praktisch ließ er jedoch meist eine Neuwahl stattfinden (E. Fischer a. a. O.). Unter ihm hat auch Papst Alexander III. anerkannt, daß bei den Wahlen *favor principis assensusque* nachgesucht werden müsse (JL. 12089).

100. Vgl. Diegel, Der päpstliche Einfluß auf die Bischofswahlen S. 11 ff. Unter Friedrich I. wurden die Einmischungen wieder merklich seltener.

101. Vgl. P. Schmid, Begriff der kanonischen Wahl S. 193 ff., S. 201 f.; Wahlprüfung durch den Papst und consensus Romanus gehörten zum gregorianischen Begriff der canonica electio (s. oben Anm. 73).

102. Anders als Friedrich I. fehlte ihm die Stütze an den weltlichen Fürsten. Wenn sein Vorstoß in Würzburg als ein Versuch zu deuten wäre, dem alten Reichsherkommen durch die Zustimmung des Reichstages neue Geltung zu verschaffen, so hat auch er nur zu einem Teilerfolg geführt, indem man neben den römischen Begriff der kanonischen Wahl einen andern stellte, der auch den kaiserlichen Konsens sicherte (oben Anm. 80).

nur beschränkt Lebensfähigkeit besaß und das alte Reichsrecht nicht in vollem Umfange verdrängen konnte: Wahrhaft lebendigen Kräften der Geschichte vermögen weder Gesetze noch Verträge Gewalt anzutun.

Anhang.

Der Brief Konrads von Salzburg an Norbert

Das Pergamentblatt, das den Text enthält, saß auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels der Erlanger Handschrift 769 (s. oben Anm. 15) und zwar mit der Rückseite am Deckel; die Schrift stand auf dem Kopf. Das Blatt ist auf beiden Seiten zweispaltig beschrieben; seine Vorderseite ist blind liniert (42 Zeilen). Sein Zustand ist kein guter. Am oberen Rand ist durch Beschneiden ein Streifen von etwa 1,5 cm Breite und damit fast vollständig die Schrift der ersten Zeile weggefallen; das nicht ganz gleichmäßig geschnittene Blatt mißt jetzt noch etwa 12,5 × 17,8 cm. Die innere Seitenkante hat beim Einbinden und beim Gebrauch der Handschrift stark gelitten; an fast allen Rändern zeigen sich die der Lesbarkeit nachteiligen Spuren des Überklebens mit dem schafledernen äußeren Überzug des Deckels. Die Rückseite weist nach dem Ablösen sehr viel stärkere Textlücken auf als die vordere; die Schrift ist an umfangreichen Stellen gänzlich entfernt. Kleinere Schäden (Löcher) sind durch Insektenfraß entstanden.

Der Brief Konrads beginnt auf der Vorderseite in der linken Spalte, etwas unterhalb der Mitte (Z. 26), und füllt das ganze weitere Blatt. Von dem hellen gelbbraunen Ton der Tinte, mit der er geschrieben ist, hebt sich durch viel dunklere, fast schwarze Tinte der voraufgehende Text*)

*) ... *De caritate sic Ysaïas ait: Dixit dominus, cuius ignis in Syon et caminus in Jerusalem (Jes. 31, 9): Nostis, fratres karissimi, Syon speculam, Jerusalem vero visionem pacis interpretari; et quidem sanctorum animæ, dum mortalitatis huius circumferunt corpus, in Syon dicuntur esse, scilicet alonge speculantes quam sperant et quam prestolantur mercedem. Erunt autem eedem in Jerusalem, quando suscepta duplici stola facie in faciem deum videbunt, mutantes imperfectum plenitudini, spem muneri, imaginem veritati. In illa Syon erat apostolus, cum dicebat (1. Cor. 13, 12): Videmus nunc per speculum in enigmate. Hanc sibi Jerusalem promittebant, cum submittebatur: Nunc cognosco ex parte, tunc autem cognoscam, sicut et cognitus sum. Est igitur ignis in Syon et caminus in Jerusalem, quia fervor caritatis modicus est in hac vita, plurimus in futura, in hac igniculus, in futuro caminus, hic portio, ibi plenitudo. Veniet enim, quod perfectum est, et evacuabitur, quod ex parte est. Porro sicut nunquam Christus, nunquam ecclesia minuitur, ita nunquam inter eos tam beata extin-*

kräftig ab. Die Zugehörigkeit dieses Bruchstücks zu bestimmen, ist leider nicht gelungen; es scheint sich um den Schluß eines Sermons oder eines Briefes, vielleicht über die Liebe, zu handeln.

Auch der Schreiber dieses Stückes war ein anderer als der des Salzburger Briefes. Zeitlich wird man beide in die zweite Hälfte des 12. Jhdts. zu setzen haben. Die erste Hand schreibt mit stärkerer Brechung als die zweite, die ich dem äußeren Eindruck nach mit allem Vorbehalt auf die Zeit um 1160 datieren möchte. Der Abstand von der Entstehungszeit des Briefes wäre demnach kein sehr großer. Daß die Überlieferung sekundären Charakters ist, darf man aus den nicht wenigen Mängeln und Korrekturen des Textes (*Salburgensis* statt *Salisburg.*, *edocti* aus *edocto*, *lari* aus *deri*, *dispositio* aus *dispensatio*, *hebeant* statt *habebant*, *honeratos* statt *honoratos*) gewiß schließen. Über die Heimat der Handschrift, der das Blatt einmal angehört hat, läßt sich Sicheres nicht ausmachen. Der Codex, zu dessen Einband es verwendet worden ist, eine *Summa casuum* aus dem Anfang des 14. Jhdts. (H. Fischer, Die latein. Pergamenthss. S. 434 f.), stammt aus der Bibliothek des Klosters Heilsbronn bei Ansbach (Diöz. Eichstätt), einer Gründung Ottos von Bamberg (1132); auch der Einband mag, obwohl es sich nicht mit Bestimmtheit behaupten läßt, in diesem Kloster hergestellt sein, und zwar vielleicht im 15. Jhd. (vgl. Fischer S. 561 ff.). Das alles dürfte für süddeutschen Ursprung der Briefhandschrift sprechen; in einigen Fällen ist geradezu Heilsbronner Provenienz ähnlicher Einbandblätter nachzuweisen oder anzunehmen (z. B. Fischer, Hdschr. Nr. 58, 78, 204 302), und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß bei genauer Prüfung aller Einbände der Heilsbronner Handschriften in Erlangen noch ein weiteres Bruchstück derselben Handschrift auftaucht. Mit größter Wahrscheinlichkeit wird man weiter anzunehmen haben, daß unser Text aus der Absenderüberlieferung abgeleitet ist, mithin auf eine Salzburger Vorlage zurückgehen dürfte.

In dem folgenden Abdruck des Textes sind unsichere Lesungen und Ergänzungen in runde Klammern gesetzt; Lücken sind durch Punkte angedeutet, deren Zahl etwa der der fehlenden Buchstaben entsprechen soll. Es schien ferner angebracht, von dem rückseitigen Text nur die einigermaßen zusammenhängenden Stücke, nicht auch die vereinzelt lesbaren Buchstaben wiederzugeben. Von der Anwendung von Reagenzien habe ich abgesehen. Bei der Entzifferung und der Textherstellung hat mir Herr Professor Dr. Degering wertvollste Hilfe geleistet, für die ich ihm besonderen Dank schulde. Ferner danke ich dem Direktor der Universitätsbibliothek Erlangen, Herrn Prof. Dr. Stollreither, der die Untersuchung des Pergamentblattes mir ermöglicht und in jeder Weise erleichtert hat.

guitur aut exangetur caritas, numquam solvitur aut solvetur eorum beatissimum ac spirituale coniugium. Huiusmodi sacre perennitatem copule ea stabilitas carnalis coniugii designat, quam viventi viro et uxori non homo. sed deus, non fori lex assignavit, sed poli... um, et stabilitas hec sacramentum est, quia sacre rei signum est.

Die Abbildungen auf Tafel II und III sind gegen das Original etwa $\frac{1}{10}$ verkleinert. Die Aufnahme der Vorderseite ist vor dem Ablösen hergestellt.

Sp. 1a.

Domino N[orberto]¹ reverendo pariter et diligendo sancte Magdeburgensis | ecclesię archiepiscopo C[onradus]² dei gratia Salburgensis ecclesię humilis | antistes orationem et servitium utrumque devotissimum. | Apostolo monente, ut id ipsum dicamus omnes et non sint | (in nobis) scismata,³ nostri precipue debet esse studii, qui dicimur | (past)ores in populo, ut concordemus et consonemus exemplo | et verbo, sicut melius novit vestra dilecta discretio. | (Non) enim sic loquor quasi docere presumens eum, quem | scio (me) (d)octiorem, sed sicut instrui cupiens profero humi | liter et simpliciter, quod sentio de illo quod nunc pullulat | scandal(o)..... ecclesia⁴)m, que circa ipsum scanda|lum . . . per me provo(cat⁴) industriam. Scandalum hoc | est advocatorum nova presumptio, qui sibi nescio quid iuris | (adiu)dicant in eligendis episcopis, quasi non possit eligi episcopus | at(;) ⁵ nos ita edocti sumus, ut | s advoc(at)is) ceteris honorabi|libus laicis . dt (n)oscamus, quorum non est ||

Sp. 1b.

— — — — — ⁶ | quod advocati episcoporum electionibus debeant interesse | propter hoc scilicet, quod vos in curia Werzburg habita | dixistis honoratorum consensum in episcoporum election(ibus) | esse debere. Ad⁷ quod ego .. vet | graviore⁸ causa me enie d. s | imperator me redarguit et per grav(ia verba mihi) | imputavit, quod dominum Ratisponensem consec(ravisse)m, | quo dicto cunctorum archiepiscoporum | dignitatem. (Dixit) autem Ratisponensem episcopatum esse suum, quo dicto usus proprietatem | convertere vota fidelium, pretia peccatorum, patrimonia pauperum, redemptiones animarum, que in | usus iuste transferri non possunt nisi in quos (date) | sunt.⁹ Non autem graviter ferre (potuissem) ab illo al(iquam) | servitutem erigi de regalibus pertinentiis, (que, sicu)t | nostis, consensit

1. N.

2. C.

3. 1. Cor. 1,10.

4. Loch.

5. nisi consentiant?

6. Eine Zeile durch Beschneiden verloren.

7. Aus at verbessert.

8. Dahinter g (?) getilgt.

9. Decr. Urbani I c. 4 (JK. 87, gedr. P. Hinschius, Decret. Pseudo-Isid., Leipzig 1863, S. 144): Non enim debent in aliis usibus... converti, quia vota sunt fidelium et pretia peccatorum [ac patrimonia pauperum].

ecclesia esse a sceptro imperiali suscipienda, de quo nec dari¹⁰ nec suscipi debent ali(que) | ecclesiastica; unde laudamus discrecionem domini et patris | nostri Innocencii pape, qui electos episcopos tam diu | a regaliū intromissione vel administratione | significavit extraneos esse debere, quoadusque talia | exposcant a domino imperatore; ab administratione | vero rerum ecclesiasticarum non prohibet electum episcopum, etiam antequam | ei porrigantur ipsa regalia per sceptrum, quę si cui | electorum dominus imperator nollet omnino prestare vel si | electus ipse negligeret hec expostulare, nichilominus tamen electus et promotus episcopus deberet ecclesiam sibi | commissam regere et omnes ecclesiasticas facultates | eius dispensare. Que, ut prudentia vestra novit, | cum ita se habeant, non immerito gra(vi)a¹¹ mihi erant verba | domini mei imperatoris absque distinctione regaliū | et ecclesiasticarum rerum totum Ratisponensem episcopatum | suum esse dicentis et eundem electo regulariter episcopo | et a nobis consecrato interdicentis. Talibus questionibus | ad respondendum coartatus, verba vestra potui quidem | auribus corporis audire, sed non potui cor adponere | ad respondendum vobis (neque¹¹) ad inquirendum a vobis | denomen honoratorum, quod cum sit generale omnium, | qui in sublimitate sunt,¹² sive regis quasi precellen | tis sive ducum advocatorum ad vindictam male | factorum, laudem vero (bonorum)¹³ sive etiam aliarum in populo di - //

Sp. 2a.

(1) — — — — —¹⁴ (Z. 2 am Ende:) *quod nomen honoratorum;* (Z. 3 am Ende:) *multorum amplius;* (Z. 4 am Ende:) *vel quibuslibet;* (Z. 15/17:) — — — (in fu)niculo distribu(tio)nis¹⁵ dominicę | sanguine Christi ferre, qu(ia) rex paganus id(ol)orum | cul(tum) des(erens) t sacerdotes; (Z. 25:) *personarum* acceptor deus;¹⁶ (Z. 27:) *quondam per semet ipsum;* (Z. 28:) *clari et petentis (?)*; (Z. 29—43:) *iudicari solet* atas ipse d..... m in | lege, unde a princip(is) violentia poss(unt election)es et | promotiones, non solum (principes) cleri d(ere). | Nam legitur¹⁷ Moyses iuxta consilium Iethro amici sui | elegisse viros strennuos de cuncto Israele (et constit)uisse eos | principes populi, tribunos, (cen)tu(r)iones, quinquagena rios et decanos

10. verbessert aus *deri*.

11. Loch.

12. 1. Tim. 2,2: *pro regibus et omnibus, qui in sublimitate sunt*.

13. 1. Petr. 2, 13 f.: *sive regi quasi prae excellenti sive ducibus tamquam ab eo missis ad vindictam malefactorum, laudem vero bonorum*.

14. Erste Zeile durch Beschneiden weggefallen. Am Anfang dürfte *gnitatum* zu ergänzen sein.

15. Ps. 77,54.

16. Act. apost. 10,34.

17. Exod. 18, 20 ff.

ad iudican(dum populum omni tempore). | Ipse vero Moyses preerat populo in his que ad deum per(tin)ebant, | ostendens populo cerimonias et ritum colendi viamque, | per quam ingredi et opus, quod (fa)cere debent. Isti vero principes | vere habebant¹⁸ sub lege et sub sacerdo|tibus illud officium iudicandi populum, quod nunc sub Christi | sacerdotio debent habere (nostr)i honorati, quo nomine | solos advocatos . a. . . significari. Videamus | ergo an ad illos principes (sub) lege honoratos¹⁹ et divino ||

Sp. 2b.

(Z. 1—9:) potentes²⁰ — — —, | inquam, an ad illos tales hono-
tos¹⁸ pertinuerit al(iquid) | de spiritualium rerum dispositione²¹ et deo in
rebus (divi)nis ministrantium electione? Legimus dixisse dominum | ad
Moysen:²² Congrega mihi LXX viros de (se)niori(bus) | (I)sr(ael), qu(os
tu nosti), quod (senes populi s)in(t ac magistri, et) | duces eos a(d osti)um
t(abernaculi foeder)is fa(ciesque ibi stare tecum, ut descendam et loquar
tibi et) auf(eram de spiritu tuo tradamque eis, ut sustentent tecum on)us
(populi); (Z. 31—33:) moto dedignantur subici — — — | causa domini
Ratispo(nensis) (electi) . . a(b adver)sariis (o)n . . . — — —;
(Z. 36 ff. :) episcoporum cum (exa)minaret, non dixit:
Petre, places honor(atis), . . . | Petrus, inquit, amas me? Cum (ei) prim(o,
secundo) tercio Petrus dixisset: Amo te, (respondit ei dominus): Pasce
agnos sive oves (m) eas. aliquis | in ecclesi(a) . . . hono(r)
. pauper . . . / . t(i) . . . (s) decidentes²³ reg(es) sunt ap . . (o) de ||

18. Davor hebebant getilgt.

19. honeratos.

20. Nur die unteren Enden der Schäfte sind in dieser Zeile z. T. erhalten.

21. Verbessert aus *dispensatione*.

22. Num. 11, 16 f.

23. Ob Anklang an Sap. 4,19: *Et erunt post haec decidentes sine honore?*

Bischof Otto I. von Bamberg als Eigenklosterherr. Ein kurialer Prozeß aus den Jahren 1139 bis 1145/46.

Von

Albert Brackmann.

Das Kloster Gengenbach in der Diözese Straßburg, der Vita s. Pirminii zufolge vom Heil. Pirmin selbst begründet,¹ erlebte im 11. Jahrhundert das Schicksal, das so viele andere Klöster damals erfuhren, durch Kaiser Heinrich II. dem neubegründeten Bistum Bamberg als Eigenbesitz überwiesen zu werden.² Die Rechtslage des Klosters wurde dadurch überaus kompliziert: dem Bischof von Bamberg unterstand es als dem Eigenherrn, dem Bischof von Straßburg als dem Diözesan. Solche Rechtsverhältnisse führten vielfach zu langwierigen Streitigkeiten; auch in diesem Falle war die Folge ein jahrelanger Prozeß. Wir wissen von ihm durch eine Veröffentlichung von Alfred Hessel aus dem Jahre 1915.³ Hessel fand in einem Aktenfaszikel des Generallandesarchivs zu Karlsruhe eine Reihe päpstlicher und bischöflicher Schreiben, die sich auf jenen Prozeß beziehen, und dieser Prozeß gewinnt nun eine größere, die allgemeine Geschichte betreffende Bedeutung durch die Persönlichkeit des Bischofs Otto I. von Bamberg, des Apostels der Pommern, der den Anlaß dazu gab. Aus den Schreiben erfahren wir nämlich, daß der Bischof 2 Dörfer namens Batensdorf (bei Hagenau) und Westhausen (bei Maursmünster oder bei Erstein), die dem Kloster

1. Vita s. Pirminii s. IX c. 5 (ed. Mon. Germ. Scr. XV 26). Die Nachrichten der Vita sind mit Vorsicht aufzunehmen, aber das Kloster ist sicher schon karolingisch.

2. Im Jahre 1007; vgl. Mon. Germ. Dipl. III 197 n. 167, bestätigt durch Konrad II. im Jahre 1025, Dipl. IV 16 n. 14.

3. Alfred Hessel, Elsässische Urkunden, vornehmlich des 13. Jahrhunderts, in: Schriften der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Straßburg, Heft 23 (1915) S. 59—63 Anhang I.

gehörten, dem Grafen Sigibert (von Wörth) übereignet hatte,⁴ außerdem die Vogtei über Dangolsheim (bei Molsheim).⁵ Die Motive der Schenkung liegen im Dunkeln. Vielleicht hat der aus seinem Bistum als Gegner der Staufer vertriebene Bischof Bruno von Straßburg (1123—1131) seine Hand im Spiele gehabt; denn er war Bamberger Domkanoniker gewesen, stand Otto von Bamberg sehr nahe und lebte seit seiner Absetzung wieder an dessen Hofe,⁶ aber über Vermutungen kommt man hier nicht hinaus. Die Grafen von Wörth waren im Elsaß begütert und erscheinen in den Urkunden der Bischöfe von Straßburg als Zeugen.⁷ Graf Sigibert ist zum ersten Male für das Jahr 1109 urkundlich bezeugt. Er unterzeichnet mit seinem Bruder Friedrich im Jahre 1126 das in Straßburg ausgestellte Diplom Lothars von Supplinburg für St. Blasien,⁸ 1123 das ebenfalls in Straßburg ausgestellte Diplom desselben Königs für die Stadt Straßburg,⁹ er ist im Gefolge Lothars wie später Konrads III.^{9a} und nannte sich *Comes de Alsatia*. Er war also eine der einflußreichsten Persönlichkeiten im Elsaß.

Mit jener Schenkung des Bischofs an ihn waren nun aber die Mönche nicht einverstanden. Sie wandten sich Ende 1138 oder Anfang 1139 an Papst Innocenz II. und erhielten von ihm am 28. Februar außer einem großen Privileg, von dem noch die Rede sein wird, zwei Mandate, das eine an den Bischof Otto von Bamberg, das andere an den Grafen Sigibert von Wörth gerichtet.¹⁰ In ihnen fordert der Papst die Rückgabe der Güter an das Kloster. Auf Bischof Otto wirkte das Mandat so stark, daß er dem Grafen Sigibert ein Schreiben sandte, mit der dringenden Bitte, dem päpstlichen

4. Über den Grafen vgl. Fr. Ed. Sitzmann, *Un castel féodal ou le chateau de Werde et ses propriétaires* in: *Revue Catholique d'Alsace Nouvelle Série* tom. 25 (1906) S. 758 ff.

5. Diese Vogtei wird nur in dem Schreiben des Bischofs Egilbert von Bamberg an den Grafen Sigibert erwähnt (1139/43; vgl. Hessel S. 62 Urk. F).

6. Vgl. Wentzcke, *Regesten der Bischöfe von Straßburg I* (Innsbruck 1908) S. 317 n. 443; vgl. auch A. Hauck, *Kirchengeschichte Deutschlands* 3. ⁴ IV S. 133 f.

7. Ebenda n. 382. 464. 556—569. 646.

8. *Mon. Germ. Dipl.* VIII S. 9 n. 6.

9. *Mon. Germ. Dipl.* VIII S. 19 n. 15.

9a. St. 3391. 3456 ff. (1143 Juli 8—11 Straßburg).

10. A. Hessel a. a. O. S. 59 f. n. A und B,

Befehle Folge zu leisten.¹¹ Aus dem Schreiben spricht deutlich eine gewisse Verlegenheit über die Situation, in die der Bischof geraten war: er bittet und mahnt, daß (der Graf) sowohl seiner (des Bischofs) „Zwangslage“ Rechnung tragen als auch für sein Heil sorgen und die Güter herausgeben möge.¹² Er erklärt dem Grafen zugleich mit großer Bestimmtheit, daß er ihm die Güter hiermit absperehe und in dieser Angelegenheit seine Sache weiterhin zu führen weder wage noch vermöge. Zugleich schickt er ihm das päpstliche Mandat „zum Beweise der Wahrheit und der vorhin erwähnten Zwangslage“¹³ (*in testimonium veritatis et praedictae necessitatis*). Die Zwangslage erklärt sich ohne Weiteres. Wenn irgend einer aus der Reihe der deutschen Bischöfe, so war Otto (1102—39) ein Förderer der strengen Klosterreform.¹⁴ Seine Methode war es, Klöster, die er der Reform unterwerfen wollte, seinem Bistum zu übereignen. Um sie ganz in die Gewalt zu bekommen, setzte er es gelegentlich sogar bei der Kurie durch, daß ihm auch die Vermögensverwaltung übertragen wurde.¹⁵ Wie mußte es nun an der Kurie wirken, daß dieser reformeifrige Bischof Klostergüter einem Laien auslieferte! In den Worten des oben erwähnten Mandates, das Innocenz II. an Otto von Bamberg richtete, spiegelt sich deutlich die Überraschung wieder, die ein solches Verhalten in Rom hervorrief.¹⁶ Aus dieser Situation heraus

11. A. Hessel a. a. O. S. 60 f. n. C.

12. *Ideo rogamus te et admonemus, ut et nostrae necessitati et tuae salutis consulas et pro animae tuae remedio praedicta bona, quae temporalia sunt, pro mercedis aeternae remuneratione dimittas.*

13. *Nos enim eadem bona tibi ex parte nostra omnino interdicimus et in his contra iustitiam, quam in veritate recognoscimus, causam tuam* (es fehlt ein Verbum, wie schon Hessel bemerkte, etwa: *defendere* oder *agere*) *ulterius nec audemus nec possumus . . .*

14. Vgl. meine Studien und Vorarbeiten I (Berlin 1912) S. 41 ff.

15. Vgl. meine Ausführungen in: Studien und Vorarbeiten I S. 43: Calixt II. bestätigt ihm 1123 Prüfening, Ensding und drei andere Klöster in den Diözesen Bamberg und Würzburg, mit der Bestimmung: *rerum vero ipsorum monasteriorum curam et administrationem in tua* (d. h. Ottos) *tuorumque successorum potestate manere censem* (II. 7047).

16. A. Hessel a. a. O. S. 59 n. A: Nach der bekannten Arenga *Episcopalis officii est, religiosas personas diligere et eorum loca defensione propitia confovere*, fährt nämlich der Papst fort: *Ceterum cum in his tua*

erklärt sich auch der Eindruck, den das Mandat auf den Bischof machte, und sein Bestreben, den Grafen Sigibert zur Herausgabe der Güter zu bestimmen. Daraus erklärt es sich ferner, daß der Bischof sofort noch ein drittes Schreiben an den Bischof Gebhard von Straßburg (1131—41) richtete, in dem er die Bitte aussprach, daß er ihm helfen möge, die Güter vom Grafen Sigibert zurückzubekommen.¹⁷

Dieses letztere Schreiben ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Bischof Otto von Bamberg befand sich dem Straßburger Bischof gegenüber in einer besonders unangenehmen Lage. Bischof Gebhard war der Nachfolger Brunos (1123—31) nach dessen Absetzung im Jahre 1131 geworden. Die Entscheidung über die Absetzung fiel im Zusammenhange mit der Entscheidung Lothars von Supplinburg zu Gunsten Innocenz' II. gegen dessen Gegenpapst Anaclet II. Bruno hatte in dem Schisma trotz seiner reformeifrigen Gesinnung, die auch Gerhoh von Reichersberg in ehrerbietiger Bewunderung anerkannte,¹⁸ Partei für Anaclet II. ergriffen und am königlichen Hofe, wo er der Königin Richenza nahe stand, offenbar in gleichem Sinne gewirkt. Wahrscheinlich war es seinem Einflusse zuzuschreiben gewesen, daß auch Bischof Otto von Bamberg der ersten Fürstenversammlung in Würzburg im Oktober 1130, die zur Beratung über das Schisma berufen war, fern blieb, sich mit Krankheit entschuldigend.¹⁹ Nachdem sich aber Lothar im April 1131 bei der Zusammenkunft mit Innocenz II. für diesen erklärt hatte, war Bruno im Mai oder Juni abgesetzt und hatte am Hofe Bischof Ottos von Bamberg eine Zufluchtsstätte gefunden. An diese Vorgänge muß man sich erinnern, um die Worte des oben erwähnten Schreibens zu verstehen. Otto beglückwünscht Bischof Gebhard, Brunos Nachfolger, daß er an der römischen Kurie eine so gern gesehene Persönlichkeit sei, und spricht seine Freude darüber aus, daß er die Reise nach Rom glücklich vollendet habe. Er versichert ihm ferner, daß er ihn stets geliebt und ihn bis zum Ende immer mehr lieben werde, und fügt dann die Bitte hinzu, auf die es ihm ankam: er möge

fraternitas laudabilis esse videatur, tamen ad aures nostras perlatum est, quod . . .

17. A. Hessel a. a. O. S. 61 n. O.

18. De gloria et honore Filii hominis, Mon. Germ. Libelli de Lite III S. 397 f.

19. Vgl. darüber A. Hauck a. a. O. ².⁴ IV S. 141 f., 145.

die Mönche von Gengenbach auch seinerseits unterstützen, damit sie vom Grafen Sigibert die ihnen seit alten Zeiten zugewiesenen Güter wiederbekämen. Von seiner eigenen Überweisung dieser Güter an den Grafen schreibt er kein Wort. Das Schreiben zeigt den ehemaligen Kanzler Heinrichs IV. in seiner klugen und diplomatischen Art, deren Bedeutung für die fränkische Territorialgeschichte erst jüngst aufgezeigt wurde²⁰ und die seine großen Erfolge als *apostolus gentis Pomeranorum* erklärt. Er kapitulierte sofort, als er sieht, daß sein früherer Standpunkt nicht mehr zu halten war, und sucht in geschickter Form die Verbindung mit der Gegenpartei.

In diesem Falle ist ihm allerdings der Erfolg versagt geblieben. Wahrscheinlich hängt es mit seinem Tode zusammen, der am 30. Juni 1139, also offenbar bald nach dem Abgang jenes Schreibens erfolgte, daß aus der Rückgabe der Güter an das Kloster nichts wurde. In einem Mandat, das nicht genauer datiert werden kann, hat Innocenz II. den Grafen Sigibert noch einmal zur Rückgabe gemahnt²¹ und ihm am Schluß die Exkommunikation angedroht. Ottos Nachfolger, Bischof Egilbert (1139—46), wandte sich ebenfalls noch einmal an den Grafen und beschwor ihn, daß er in seinem Alter doch an sein Seelenheil denken möge,²² aber auch sie haben den Grafen nicht umgestimmt. Daher schickte Papst Celestin II. am 15. Oktober 1143 nochmals ein Mandat an den Bischof Burchard von Straßburg (1141—62). In der Zwischenzeit hatte Graf Sigibert, wie wir aus dem Mandat erfahren, einem Gengenbacher Mönch, der vermutlich die Güter in Besitz nehmen wollte, durch seine Ministerialen mißhandeln lassen. Nun fordert der Papst den Bischof auf, den Grafen nicht nur nochmals zur Herausgabe der Güter, sondern auch *de sacrilegio, quod commisit in monachum, iuxta constituta conciliorum* zur Buße zu mahnen und ihn im Weigerungsfalle zu exkommunizieren.²³ Wahrscheinlich hat auch Kon-

20. Vgl. Erich Freiherr von Guttenberg, Die Territorienbildung am Obermain in 79. Bericht des histor. Vereins zu Bamberg 1927/28 S. 144 ff.

21. A. Hessel a. a. O. S. 61 n. E.

22. A. Hessel a. a. O. S. 62 n. F.: *ut in senectute, quae venerabilis est, [sed] non diuturna, salutis tuae consulas . . .*

23. A. Hessel a. a. O. S. 62 n. G.

rad III. eingegriffen,²⁴ aber der Graf starb darüber hinweg, und der junge Graf Sigibert lieferte die Güter ebenfalls nicht aus,²⁵ so daß auch Papst Eugen III. noch einmal ein Mandat an den Straßburger Bischof schickte; er ließ dem Grafen eine Frist von 2 Monaten setzen, binnen deren er dem Befehle Folge zu leisten habe.²⁶ Damit hören unsere Nachrichten über den Prozeß selbst auf. Es entsprach der Sachlage, daß die letzten beiden Mandate nur an den Straßburger Bischof gerichtet wurden. Er war der für die geistlichen Strafen zuständige Ordinarius.

Nun aber gestatten unsere Quellen noch eine weitere Beobachtung. An demselben Tage, an dem Innocenz II. das erste Mandat in dieser Angelegenheit erließ, gab er dem Kloster Gengenbach ein Privileg.²⁷ Von ihm ist nur eine recht gute Nachzeichnung erhalten. Die Schrift des Originals ist ziemlich getreu nachgeahmt, aber die Nachzeichnung verrät sich abgesehen von anderem im Eschatokoll, in dem Rota und Benevalete sowie sämtliche Unterschriften und die Datumzeile von der Hand des Kontextschreibers herrühren. In das Benevaletezeichen hat der Kopist die Erklärung *Benevalete* hineingeschrieben, und die Unterschriften hat er falsch geordnet. Auf der Rückseite hat derselbe Schreiber, wie es scheint, die Notiz *Privilegium Gengenbacense* angebracht; jedenfalls stammt sie aus derselben Zeit. Beachtet man nun, daß sich die Urkunde im Bamberger Archiv erhalten hat, heute im Hauptstaatsarchiv in München unter den Urkunden des Hochstifts Bamberg aufbewahrt, so ergibt sich daraus, daß die Nachzeichnung für den Bischof von Bamberg bestimmt war. Würdtwein, der die Urkunde in seinen *Nova subsidia diplomatica* (VII 107) gedruckt hat, behauptet, seine Abschrift *ex autographo tabularii summi chori ecclesiae cathedralis Argentiniensis* genommen zu haben. Das müßte dann eine andere Überlieferung gewesen sein, und zwar, wie Würdtwein behauptet, das Original. Vergleicht man seinen Druck mit der Nachzeichnung, so

24. In dem Mandate Eugens III. wird gesagt: *possessiones, quas per regem et episcopum patri suo abiudicatae sunt*. Vielleicht geschah das 1143 Juli 8—11, als Konrad III. in Straßburg war; cf. St. 3456—3459.

25. In dem Mandate Eugens III. ist von dem *filius Sigiberti comitis* die Rede.

26. A. Hessel a. a. O. S. 63 n. H.

27. IL. 7949.

ergibt sich, daß Würdtweins Druck leider sehr schlecht ist. An vielen Stellen hat er die Worte nicht lesen können; er hat falsch ergänzt und manches ausgelassen; andererseits aber hat er z. B. in den Unterschriften richtig gelesen: *Ego Petrus presb. card. tit. s. Marcelli*, während die Nachzeichnung s. *Marcellini* aufweist. Er bietet auch die übliche Reihenfolge der Kardinalsunterschriften, erst die Bischöfe, dann die Presbyter und zum Schluß die Diakone. Wir haben also keinen Grund daran zu zweifeln, daß Würdtwein wirklich das Original vor sich gehabt hat und daß dieses zu seiner Zeit sich im bischöflichen Archiv zu Straßburg befand. Wie kam aber die Nachzeichnung ins bischöfliche Archiv nach Bamberg? Darüber gibt uns das Siegelfragment Aufschluß, das sich auf der Nachzeichnung befindet. Ein Vergleich mit den Bamberger Bischofssiegeln des 12. Jahrhunderts zeigt, daß es ein Siegel des Bischofs Egilbert von Bamberg (gewählt vor dem 11. Juli 1139, gest. 29. Mai 1146) ist,²⁸ des Nachfolgers Bischofs Otto I. Unter die Nachzeichnung der Papsturkunde gesetzt kann es nur die Bedeutung einer Beglaubigung haben.²⁹ Da für das Siegel kein Platz gelassen war,³⁰ so erfolgte die Beglaubigung erst nachträglich, nicht im Zusammenhange mit der Abschrift. Wahrscheinlich wurde auch die Abschrift in Bamberg angefertigt,³¹ aber nicht das ist bedeutsam, sondern die Beglaubigung durch den Bischof Egilbert. Wir erinnern uns, daß er in dem Streit der Gengenbacher Mönche mit dem Grafen

28. Sowohl für die Übersendung der Originalurkunde nach Berlin wie für die photographische Aufnahme aller bischöflichen Siegel dieser Zeit bin ich dem Hauptstaatsarchiv in München sehr zu Dank verpflichtet; außerdem meinem Mitarbeiter, Herrn Dr. Ohnsorge, für manche Hilfeleistung.

29. Vgl. Oswald Redlich, Die Privaturkunden des Mittelalters (München u. Berlin 1911) S. 115 über die Rechtskraft des Siegels im 12. Jahrhundert. — Bischof Egilbert hat z. B. auch eine Urkunde von 1145 (in München Hauptstaatsarchiv Bamberger Archiv 466 n. 268) über die Parochie Pretzfeld in ganz ähnlicher Weise beglaubigt.

31. Die Schrift der Kopie zeigt, obwohl der Schriftvergleich infolge der Nachzeichnung einer Papsturkunde sehr schwierig ist, in manchen einzelnen Buchstaben, bei denen der Schreiber weniger achtsam war, Buchstabenformen, die sonst in Bamberger Bischofsurkunden begegnen; vgl. z. B. die Urk. Bischof Egilberts für Kloster Langheim von ca. 1142, Orig. München Hauptstaatsarchiv Kl. Langheim 261 n. 1537 und die dortigen Formen des E, G, N, Z.

Sigibert nachdrücklich für das Kloster Partei ergriffen hatte. Jetzt beglaubigte er die ihm vorgelegte oder auf seine Anordnung angefertigte Abschrift des Gengenbacher Privilegs. Sollte das ebenfalls durch jenen Streit veranlaßt sein? In der Tat — liest man die Liste der in dem Privileg bestätigten Güter durch, so findet man unter den Zehnten in *Alsatia*, die in ihr genannt werden, auch die *decimae Westhusen* und *Batenesdorf*, um die der Streit geführt wurde, und man findet in ihr auch den Namen des Ortes *Dancratesheim*, dessen Vogtei dem Schreiben des Bischofs Egilbert zufolge ebenfalls vom Grafen Sigibert den Mönchen vorenthalten wurde.³² Damit erhalten wir aber die Erklärung für diese beglaubigte Abschrift: ob sie nun auf Veranlassung des Klosters oder auf die Initiative eines Bamberger Bischofs hin entstand — jedenfalls gab sie den Bamberger Bischöfen die rechtliche Grundlage für ihre Mahnungen an die Grafen von Wörth.

Das Privileg ist zugleich noch aus einem anderen Grunde bemerkenswert. Ich erwähnte, daß die Klosterpolitik Ottos von Bamberg darauf gerichtet war, die von ihm begründeten oder erneuerten Klöster zu Eigenklöstern des Bamberger Bistums zu machen. Der tiefere Grund dieser Politik, in der sich so viele reformeifrige Bischöfe jener Zeit zusammenfanden, war sicherlich der Schutz gegen die Übergriffe der laikalen Eigenkirchenherren und der benachbarten weltlichen Gewalten. Wenn nun ein so reformeifriger Bischof wie Otto von Bamberg selbst dieser Politik untreu wurde, indem er den Besitz eines alten bischöflichen Eigenklosters einem weltlichen Dynasten überantwortete, dann gab es für das betroffene Kloster nur den Rekurs an die Kurie. In unserem Privileg trägt Innocenz II. den Wünschen Gengenbachs dadurch Rechnung, daß er die eigenkirchliche Stellung des Klosters mit keinem Worte erwähnt, vielmehr sowohl die freie Vogt- und Abtswahl wie die Freiheit von jeder anderen Gewalt bestätigt. Die Formel, niemand soll dem Kloster *aliquas pravas consuetudines imponere*, gewinnt in diesem Zusammenhang eine ganz besondere Bedeutung. Dieses Privileg beendete für Gengenbach den bisherigen Zustand als eines Bamberger Eigenklosters und gab ihm de facto die Freiheit. Der Papst beruft sich in ihm auf die von den Kaisern dem Kloster be-

32. Darauf wies schon A. Hessel hin.

willigte *libertas*, von der uns nichts bekannt ist, ohne auf die entgegenstehenden Verfügungen Heinrichs II. und Konrads II. Rücksicht zu nehmen, und bestätigt nun auch seinerseits die unabhängige Stellung des Klosters. Damit vollzieht sich hier auf elsässischem Boden eine ähnliche Entwicklung, wie ich sie früher im Falle von Prüfening und Münchsmünster für Bayern nachweisen konnte;³³ hier wie dort hatte Otto von Bamberg die Grenzen überschritten, die für eine solche eigenklösterliche Politik möglich oder gewiesen waren, und hatte eine Reaktion hervorgerufen, für die der Bund mit der Kurie das Gegebene war. Bei Prüfening und Münchsmünster hat sie trotz der Unterstützung durch Innocenz II. keinen dauernden Erfolg gehabt, bei Gengenbach ist sie geglückt, offenbar weil sich Otto hier allzu sehr ins Unrecht gesetzt hatte.

In den größeren Zusammenhang der politischen Geschichte eingeordnet bedeutet dieser Gengenbacher Prozeß eine Episode aus dem im 12. Jahrhundert immer stärker einsetzenden Kampf der Klöster um ihre Befreiung aus der eigenklösterlichen Bindung durch die Bischöfe, wie diese Bindung selbst ein Versuch gewesen war, die Klöster aus der Herrschaft der laikalen Gewalten zu befreien. Auch für das Bild des Pommernapostels ist der Prozeß nicht ohne Interesse. Welcher Art auch immer die Veranlassung gewesen sein mag, die Bischof Otto dazu bestimmte, Güter seines Bamberger Eigenklosters an einen mächtigen Dynasten zu geben, so zeigt doch die Tatsache an sich, daß er kein Bedenken trug, sich mit seinem eigenen kirchlichen Standpunkt in Widerspruch zu setzen, wenn besondere Gründe es nötig erscheinen ließen. Der Gengenbacher Prozeß bestätigt durchaus die Schilderung, die Hauck von der Persönlichkeit des Bischofs gegeben hat: Otto war weder ein Gelehrter noch ein Mann von weltscheuer, zurückgezogener Frömmigkeit; nicht mit Maria von Bethanien, sondern mit ihrer Schwester Martha hat ihn sein Biograph Herbord verglichen“.³⁴ Sein Verhalten in der Gengenbacher Sache paßt zugleich vortrefflich zu dem Bilde des Pommernapostels: indem er hier die Interessen seines Eigenklosters dem mächtigen Dynastengeschlechte opferte, zeigte er dieselbe weltliche Klugheit und den Sinn für das Reale, mit dem er 1128 die Pommern-

33. Studien und Vorarbeiten zur *Germania pontificia* I S. 43—46.

34. Kirchengeschichte Deutschlands ³.⁴ IV S. 594 f.

mission unter den Schutz des deutschen Königs stellte. Diese großen deutschen Bischofspersönlichkeiten, an denen das 12. Jahrhundert so reich war, lassen sich keineswegs in ein bestimmtes Schema — hier Reformen, dort Kirchenfürsten — eingliedern. Ihre Bedeutung beruht vielmehr oft genug in der für Kirche und Staat gleichmäßig aufgeschlossenen Art.

Die Ehescheidung Friedrich Barbarossas.

Von

Erwin Rundnagel.

Dem Schaffen R. Holtzmanns lag stets die Überzeugung zu Grunde, daß die Erforschung der historischen Wahrheit in erster Linie auszugehen habe von der Betrachtung der einzigen Zeugen der Vergangenheit, der guten, gleichzeitigen Quellen. Am betontesten ist diese Arbeitsweise vielleicht in seinem Kampf für die Wahrheit der Geschichte der Weiber von Weinsberg einer quellenverleugnenden Auffassung gegenüber hervorgetreten. So ist es wohl nicht unberechtigt, in dieser Festschrift ein Ereignis der deutschen mittelalterlichen Kaisergeschichte zu untersuchen, in dem herrschende Ansicht und Quellenbefund einander widerstreiten.

Bei der Ehescheidung Babarossas ist dies der Fall. Die Persönlichkeit gerade dieses Herrschers und das für die mittelalterliche Kaisergeschichte einzigartige Ereignis einer Ehescheidung¹ geben der Angelegenheit zudem einen besonderen Rahmen. Hinzu kommt ihre bedeutsame politische Wirkung: sie ermöglicht die spätere burgundische Heirat Friedrichs. Eine weitere politische Folge hat man auch darin zu sehen gemeint, daß der Herrscher im Konstanzer Verträge dem Papste Zugeständnisse gemacht habe, um von ihm einen Scheidungsdispens zu erreichen.² Da jedoch jener

1. Heinrichs I. Trennung von Hateburg fand vor der Thronbesteigung statt; die unglücklichen Ehen Heinrichs IV. sind nicht geschieden; die Verstoßung (nicht Scheidung) Adelheids, der Gattin Rudolfs von Schwaben, wurde wieder rückgängig gemacht.

2. H. Zatschek, Beiträge zur Geschichte des Konstanzer Vertrages vom Jahre 1153 (Sitzungsber. der Akad. d. Wissensch. in Wien 1930) S. 19f. u. 43. Ähnlich H. Simonsfeld, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Friedrich I. Bd. 1 (1908) S. 167.

Vertrag für Friedrich so vorteilhaft war,³ wie es die damaligen Umstände gestatteten, so ist diese Anschauung nicht überzeugend.

Dagegen ist die Scheidung anscheinend auf dem Gebiet der öffentlichen Meinung für den König von Schaden gewesen. Schon um 1170⁴ spricht der Poehlder Annalist von dem Plan der Kurie, den Kaiser wegen seiner Scheidung zu exkommunizieren.⁵ Drei weitere Geschichtswerke des ausgehenden 12. Jahrhunderts, die *Continuatio Aquicinctina*,⁶ die *Chronica S. Clementis Mettensis*⁷ und die *Disibodenberger Annalen*,⁸ berichten, daß Babarossa tatsächlich wegen seiner Ehetrennung und Wiederverheiratung als Übertreter der Kirchensatzungen vom Papste gebannt sei. Wenn auch diese Nachricht irrtümlich ist,⁹ so glaubten doch neuere Historiker, wie Reuter und Ribbeck, aus ihr Rückschlüsse über die psychologische Wirkung der Scheidung auf die Mitwelt ziehen zu können. Die Ehetrennung habe „das sittliche Bewußtsein der Nation“ verletzt und dem Papste in der Meinung des Volkes „das Recht gegeben, gegen Friedrich einzuschreiten“.¹⁰

Diese psychologische Bedeutung der Angelegenheit legt ebenso wie die politische die Frage nach den Gründen der Scheidung nahe. Friedrich hatte — wohl 1149 — die Markgrafentochter Adela von

3. P. Rassow, die Politik des Konstanzer Vertrages 1153. Auszug im Bericht über die 17. Versammlung deutscher Historiker in Halle a. S., 1930, S. 20. — Herr Privatdozent Dr. R. stellte mir liebenswürdigerweise sein vollständiges Manuskript zur Verfügung.

4. Da in dieser Darstellung (M.G.H. SS. 16; 91,1—92,26) das Schisma als noch bestehend bezeichnet wird, ist sie vor 1177 — seinem Endjahr — verfaßt. Da aber Papst Oktavian in ihr bereits seit längerer Zeit tot ist, muß sie andererseits nach 1164 — seinem Sterbejahr — geschrieben sein.

5. M.G.H. SS. 16; 91,25 f.

6. M.G.H. SS. 6; 408 (vgl. die quellenkritischen Bemerkungen bei P. Kath, Siegeberti *Continuatio Aquicinctina*. (Diss. phil. Greifswald 1914) S. 50—52, 61 f., 97 f.

7. M.G.H. SS. 24; 501.

8. M.G.H. SS. 17; 29.

9. P. Wagner, Eberhard II. Bischof von Bamberg (Diss. phil. Halle 1876) S. 113—119. W. Ribbeck, Friedrich I. und die römische Kurie in den Jahren 1157—59 (Diss. phil. Leipzig 1881) S. 88—91. Kath S. 50—52, 61 f., 97 f.

10. H. Reuter, Geschichte Alexanders III. und der Kirche seiner Zeit, I. (Leipzig 1860) S. 23 f. Ribbeck S. 89 f.

Vohburg geheiratet. Man hat — Quellenzeugnisse fehlen — politische Gründe, die Versöhnung der Vohburger mit den Staufern, als Ursache der Verbindung vermutet.¹¹ Bereits im März 1153 wurde auf dem Konstanzer Tag durch den dortigen Bischof Hermann in Gegenwart der päpstlichen Legaten die Trennung vollzogen.¹²

Der dem Ereignis am nächsten stehende, um 1157 schreibende Otto von Freising berichtet, daß die Ehe wegen allzu naher Verwandtschaft getrennt worden sei.¹³ Auch der um 1186/87 verfaßte Ligurinus gibt diesen Scheidungsgrund an.¹⁴ Beide Quellen jedoch gehen, wie R. Holtzmann nachgewiesen hat, auf eine verlorene, offiziöse, unter Einfluß Reinalds von Dassel entstandene, aktenmäßig knappe Darstellung der ersten Regierungsjahre Friedrichs zurück.¹⁵ Sie war bestrebt, „die Regierung Friedrichs in einer der Reichskanzlei geeignet erscheinenden Form der Um- und damit

11. Simonsfeld S. 156 f. A. Mardus, die Eheschließungen in den deutschen Königsfamilien von Lothar III. bis Friedrich II. hinsichtlich ihrer politischen Bedeutung (Diss. phil. Greifswald 1909) S. 27. F. v. Kesztyeka, Kaiserin Bertha (Diss. phil. Freiburg Schweiz 1923) S. 8. — Simonsfeld S. 157 Anm. 22 erhebt Bedenken gegen das Vorliegen von politischen Gründen. Auch bei einer politischen Heirat konnte sich — wie Friedrichs spätere Ehe mit der schönen Beatrix zeigt — das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden lassen.

12. Über den Hergang der Scheidung — mit Quellenangaben —: Simonsfeld S. 167/69. W. Kowalski, die deutschen Königinnen und Kaiserinnen von Konrad III. bis zum Ende des Interregnums (Weimar 1913) S. 8—11.

13. Ottonis Gesta Friderici I. imperatoris Lib. II, cap. 11.

14. Gunther von Pairis, Ligurinus versus 249—251.

15. R. Holtzmann, Das carmen de Friderico I. imperatore aus Bergamo und die Anfänge einer staufischen Hofhistoriographie. (Neues Archiv 44 (1922) S. 252—313.) Ergänzungen: Holtzmann in Deutscher Literaturzeitung 1929 Sp. 485 und 1930 Sp. 1951. Dagegen der hyperkritische Aufsatz von E. Ottmar, Das Carmen de Friderico I. imperatore aus Bergamo und seine Beziehungen zu Ottos und Rahewins Gesta Friderici, Gunthers Ligurinus und Burchard von Ursbergs Chronik (Neues Archiv 46 (1926) S. 430/89). Die Angaben des Ligurinus (v. 255): *Prolem paritura* und des Carmen de Friderico (v. 1107): *Prole parens* gehen ebenfalls auf die verlorene gemeinsame Quelle zurück (Holtzmann S. 292). Sie geben aber, zumal bei ihrem offiziösen Charakter, Friedrichs Sorge um Nachkommenschaft als Grund seiner Wiederverheiratung, nicht als Motiv der Scheidung an. (Ottmar Seite 468.)

der Nachwelt zu schildern“.¹⁶ Auch der staufisch gesinnte, wohl um 1229 schreibende Burchard v. Ursberg, der ebenfalls jene offiziöse Quelle kannte, erzählt, daß die Scheidung wegen der Verwandtschaft erfolgt sei.¹⁷

Diese Verwandtschaft bestand jedoch nur im sechsten Grade.¹⁸ Sie wird tatsächlich um so weniger Friedrichs Bedenken erregt haben, als auch später seine zweite Gemahlin Beatrix in gleicher Weise mit ihm versippt war.¹⁹ Offenbar handelt es sich hier — zumal bei der „amtlichen“ Darstellung — um den offiziellen, kanonisch am ehesten zulässigen²⁰ Grund der Ehescheidung, der der Kirche gegenüber, wie so oft in jener Zeit, vorgeschoben wurde. So hat ihn denn von den Neueren nur der erste Darsteller der Geschichte Friedrichs I., Büнау (1722), ernst genommen; und auch dieser nur, weil er irrtümlicherweise die Geschiedenen für Geschwisterkinder hielt.²¹

Die Forschung mußte also einen anderen Grund für die Scheidung suchen. In der Kinderlosigkeit dieser Ehe, die Friedrichs Sorge um Nachkommenschaft erweckt habe, glaubte man ihn gefunden zu haben. Bereits der erste neuere Geschichtsschreiber der Staufer, Raumer (1823), sprach diese Vermutung aus.²² Ihm schlossen sich die Folgenden fast ausnahmslos an. So Prutz²³ (1871), Hug²⁴ (1890), Kohl²⁵ (1894), Simonsfeld²⁶ (1908), Mardus²⁷ (1909), Rodeck²⁸ (1910), Sturm²⁹ (1911), Kowalski³⁰ (1913),

16. H. Zatschek, Wibald v. Stablo (M.I.Ö.G. Ergänzb. 10) S. 423.

17. Burchardi praepositi Urspergensis Chronicon, hg. Holder-Egger und Simson M.G.H. SS. i. u. sch. (1916) S. 26, 9 f.

18. Simonsfeld, S. 168.

19. Ribbeck, S. 89 f.

20. Verwandtschaft war nicht — wie meist angegeben (z. B. Simonsfeld S. 168) — „kanonisch einzig zulässiger Grund“.

21. H. v. Büнау, Leben und Taten Friedrichs I. (Leipzig 1722) S. 21.

22. F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, II. (Leipzig 1823) S. 56.

23. H. Prutz, Kaiser Friedrich I. (Danzig 1871) S. 49.

24. K. W. Hug, Die Kinder Friedrich Babarossas (Diss. phil. Heidelberg 1890) S. 7.

25. Otto von Freising in „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit“, übers. Kohl (Leipzig 1894) S. 132 Anm. 3.

26. Simonsfeld, S. 157, 169.

27. Mardus, S. 29.

28. F. Rodeck, Beiträge zur Geschichte des Eherechtes deutscher Für-

Kęszycka³¹ (1923). Hierfür berief sich Simonsfeld³² — wie schon vorher Hug — auf eine Quellenstelle, die Würzburger Annalen.

Diese, mit den Ereignissen ungefähr gleichzeitig abgefaßten Jahrbücher geben als Motiv der Trennung an: *pro eo quod . . . vel etiam ideo, quod in articulo consanguinitatis proxime illicito videbantur coniuncti esse matrimonio*.³³ Der erste Grund ist — wie Hug meint, vielleicht absichtlich³⁴ — ausgelassen. Die dadurch entstandene Lücke von etwa 6 Worten hat der Herausgeber Pertz (1858) — sicher zu kurz — mit (*pro eo, quod*) *sine prole erat* ergänzt.³⁵ Die Richtigkeit dieser Konjektur erscheint jedoch auch sonst etwas zweifelhaft. Schon das unmittelbar folgende: *iam pridem consulto super hoc archiepiscoporum et episcoporum consilio et decreto dimiserat* könnte bei dieser Lesung zu der unmöglichen Annahme führen, daß die Kirche dem Könige eine Scheidung wegen Kinderlosigkeit geraten, ja befohlen habe. Vollends aber spricht die adversative Anknüpfung des nächsten Satzes: *sed ne spes amputaretur future sobolis . . .* dagegen, daß Sorge um die Nachkommenschaft der Trennungsgrund war. Vielmehr scheint der Gedanken- gang des Annalisten zu sein, daß die Gefahr der Kinderlosigkeit zwar durch die infolge der Verwandtschaft gebotene Scheidung entstand, aber durch die zweite Heirat behoben wurde.

So würde eine Heranziehung der Würzburger Jahrbücher zur Begründung der Kinderlosigkeit als Scheidungsgrund einen Circulus vitiosus bedeuten. Denn offenbar konjizierte Pertz jenes Motiv in die Annalen, weil er es zuvor bei Raumer gefunden hatte. Der Grund der Kinderlosigkeit erscheint zudem sachlich so wenig wie quellenkritisch stichhaltig. Denn, wenn Friedrich Adela 1149 heiratete,³⁶ lag nach erst 3jähriger Ehe³⁷ wohl kaum ein Anlaß vor, die Hoff-

sten (Diss. phil. Münster 1910) S. 80.

29. J. Sturm, der Ligurinus (Freiburg i. Br. 1911) S. 142 f.

30. Kowalski, S. 9.

31. Kęszycka, S. 10.

32. Simonsfeld, S. 167 Anm. 63 u. S. 169 Anm. 67.

33. M.G.H. SS. 16; 9, 25—27.

34. Hug, S. 6.

35. M.G.H. SS. 16; 9, 52.

36. Simonsfeld, S. 156.

37. Die Scheidungsabsicht Friedrichs ist bereits für Sommer oder Herbst 1152 nachweisbar (S. S. 4 f.).

nung auf einen Erben aufzugeben.³⁸ Zumal da später Barbarossa sogar acht Jahre — von 1156 bis 1164 — mit seiner zweiten Gattin Beatrix aufs glücklichste zusammenlebte, ehe sie ihm einen Sohn schenkte.

So ergibt sich die Frage, ob nicht für Friedrich ein Grund bestimmend gewesen ist, der bislang nur als Begleitmotiv neben der Kinderlosigkeit angesehen ist. Es handelt sich um die geringere Stellung Adelas, die nur Markgrafentochter war, und um die Hoffnung des Königs auf eine politisch bedeutsame Verbindung. Solche Erwägungen finden sich bei Prutz,³⁹ Hug,⁴⁰ Heyck,⁴¹ Simonsfeld,⁴² Mardus,⁴³ Sturm,⁴⁴ Kowalski⁴⁵ und bei Kęszyćka.⁴⁶ Rechtlich betrachtet jedoch war Adela als Angehörige des Reichsfürstenstandes durchaus ebenbürtig,⁴⁷ zumal nach den Anschauungen des 12. Jahrhunderts. Andererseits bekam Friedrich selbstverständlich durch die Trennung die Möglichkeit, eine politisch bedeutsame Verbindung einzugehen. Die Frage ist jedoch, ob diese günstige Aussicht als Ursache oder lediglich als Folge der Scheidung anzusehen ist. Um die Verstoßung Adelas als einen Akt der Staatsräson nachzuweisen, hat man ihn in Verbindung mit zwei Heiratsplänen Friedrichs gebracht, die durch seine damalige Politik gegenüber Burgund und Byzanz bestimmt waren.

So bezweckte nach Heycks Ansicht die Scheidung, Friedrichs Heirat mit Beatrix, der Erbin der Grafschaft Hochburgund, zu ermöglichen.⁴⁸ Eine solche Annahme verbietet aber der chronologische

38. Man hat Adela zu Unrecht als unfruchtbar bezeichnet (Raumer, S. 56 und Hug S. 7). Ihre zweite Ehe mit Dito v. Ravensburg blieb nicht kinderlos (Simonsfeld S. 169).

39. Prutz, S. 49.

40. Hug, S. 6 f.

41. E. Heyck, Geschichte der Herzöge von Zähringen (Freiburg i. Br. 1891) S. 341.

42. Simonsfeld, S. 157.

43. Mardus, S. 29.

44. Sturm, S. 142.

45. Kowalski S. 9.

46. Kęszyćka, S. 10.

47. Die Poehlder Annalen (M.G.H. SS. 16; 89, 47 u. die Annales S. Aegidii Brunsvicensis (M.G.H. SS. 30, 1; 15, 10) bezeichnen Adela ausdrücklich als *nobilis*.

48. Heyck, S. 341.

Zusammenhang: Beatrix befand sich damals in der Gefangenschaft des Grafen Wilhelm v. Macon, der sich selbst nach ihrem Tode in den Besitz ihres Erbes setzen wollte.⁴⁹ Das gute Einvernehmen, in dem Friedrich mit dem Todfeind seines angeblichen Heiratsobjektes stand,⁵⁰ könnte in diesem Falle nur durch die — unbezeugte — Annahme erklärt werden, daß Wilhelm dem Könige die Freilassung der Eingekerkerten zugesichert habe.⁵¹ Diese Vereinbarungen aber können erst im Februar 1153 stattgefunden haben, zur Zeit von Friedrichs Aufenthalt in Burgund.

Der Scheidungsplan des Königs aber fällt bereits in eine frühere Zeit. Nach der Vermutung von Giesebrecht und Simonsfeld war Friedrich schon zu Anfang seiner Regierung auf Scheidung bedacht.⁵² Nachweisbar sind derartige Bestrebungen seit Ende Oktober 1152. Denn die damals vom Könige an den Papst geschickte Gesandtschaft unter dem Bischof Anselm v. Havelberg, die den späteren Konstanzer Vertrag vorbereiten sollte, bezweckte offenbar, wie die Regelung der übrigen Beziehungen zur Kurie, so die Einholung des Scheidungsdispenses.⁵³ Reinald v. Dassel, der die Gesandtschaft begleitete,⁵⁴ war nach Zatscheks Vermutung speziell mit der Ehesache beauftragt.⁵⁵ Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß der Bischof Hermann von Konstanz, der in Italien zu der Gesandtschaft stieß,⁵⁶ mit dieser Angelegenheit betraut war; denn er hatte später die Scheidung zu vollziehen.⁵⁷ Da der Bischof den König anscheinend schon Anfang August 1152 verließ,⁵⁸ — er ist nur bis zum 1. August im Gefolge urkundlich nachweisbar⁵⁹ —, wäre die Trennungsabsicht schon in den Sommer 1152 zu setzen. Da also auf jeden Fall der Scheidungs-

49. Simonsfeld, S. 431.

50. Simonsfeld, S. 152—55.

51. Heyck, S. 356; Kowalski, S. 12.

52. W. v. Giesebrecht, *Geschichte der deutschen Kaiserzeit V.* (Leipzig 1880) S. 27. Simonsfeld, S. 157.

53. Simonsfeld, S. 136 f., 158. Zatschek, *Beiträge* S. 19.

54. J. Ficker, *Reinald v. Dassel* (Innsbruck 1850) S. 10.

55. Zatschek, *Beiträge* S. 19.

56. Simonsfeld, S. 136.

57. Simonsfeld, S. 167.

58. Simonsfeld, S. 137 Anm. 425.

59. Simonsfeld, S. 120 f.

plan einem etwaigen burgundischen Heiratsprojekt vorausgeht, ist er nicht als Ursache der Trennung anzusehen.

Von anderer Seite, von Zatschek, ist dagegen jüngst die Scheidung in Verbindung mit einem byzantinischen Heiratsplan Friedrichs gebracht. Schon vor der Trennung sei der König entschlossen gewesen, um eine byzantinische Prinzessin anzuhalten, da er ein enges Bundesverhältnis zu Ostrom erstrebte.⁶⁰ Dieser Ansicht widerspricht jedoch Friedrichs tatsächliche byzantinische Politik. Wie auf anderen Gebieten, so steht auch das Verhalten des neuen Königs gegenüber Byzanz im Gegensatz zu dem Konrads III., der das Bündnis unter allen Umständen erstrebt hatte.⁶¹ Der Befürworter dieser Politik, Wibald v. Stablo, war nach dem Regierungswechsel kalt gestellt.⁶² Konrad III. war nicht nur zu vorübergehenden, sondern auch zu dauernden territorialen Abtretungen im Vertrag von Saloniki bereit gewesen.⁶³ Friedrich dagegen verabredete in den seit Sommer 1152 geführten Verhandlungen — die im März 1153 ihren Niederschlag in dem Konstanzer Vertrag fanden — mit dem Papst bewaffneten Widerstand, falls Byzanz Italien betreten sollte.⁶⁴ Bezeichnend für die Animosität gegen Manuel ist es, daß der Vertrag ihn *rex* nennt,⁶⁵ während Konrad III. und später Friedrich I. selbst die Bezeichnung *imperator* gebrauchen. Da Manuels justianische Restaurationspolitik nach dem Landungsversuch von Ancona bekannt war,⁶⁶ bedeutete der Vertrag eine scharfe Wendung gegen

60. Zatschek, Beiträge S. 21, 42.

61. J. Langeheinecke, Die diplomatischen Beziehungen zwischen dem deutschen Reich und Byzanz unter Lothar III. und Konrad III. (Diss. phil. Berlin 1921) S. 85. The Cambridge medieval history IV (Cambridge 1923) S. 369. Rassow S. 20.

62. Simonsfeld, S. 52—54; Zatschek, Wibald, S. 467—69, Beiträge S. 7.

63. Langeheinecke, S. 63—68; Giesebrecht, IV, S. 294; W. Bernhardi, Konrad III. (Leipzig 1883) S. 681; Simonsfeld, S. 14, 165 Anm. 56; E. Caspar, Roger II. u. die Gründung der normannisch-sizilischen Monarchie, (Innsbruck 1904) S. 387.

64. M.G.H. LL. IV Const. I, S. 201—03. — Simonsfeld S. 438; F. Chalandon, Histoire de la domination normande en Italie et Sicilie II (Paris 1907) S. 157.

65. Ph. Jaffé, Bibliotheca rerum Germanicarum I S. 548.

66. H. v. Kap-Herr, Die abendländische Politik Kaiser Manuels (Diss. phil. Straßburg 1881) S. 148—51; Bernhardi, S. 882; Simonsfeld, S. 164; Caspar, S. 395 f.; Chalandon, S. 145; Langeheinecke, S. 68; G. F.

Byzanz.⁶⁷ Einen Wechsel in dieser Politik brachte das Bündnisangebot Manuels an Friedrich.⁶⁸ Unter dem Eindruck des Konstanzer Vertrages entstanden,⁶⁹ suchte es den König an der byzantinischen Freundschaft festzuhalten. Friedrich antwortete darauf im Herbst 1153:⁷⁰ er ginge auf das Bündnis ein, und bat dabei sogar um die Hand einer byzantinischen Prinzessin. Vielleicht entsprang diese Werbung überhaupt nicht so sehr der Initiative des Königs, als der Wibalds, dem damals die Behandlung der byzantinischen Angelegenheiten übertragen war.⁷¹ Auf jeden Fall aber stammt dieser Heiratsplan aus einer Zeit, die es ausschließt, daß er die Ursache der Trennung gewesen ist. So läßt sich also ein politischer Eheplan nicht als Scheidungsmotiv nachweisen.

Es ergibt sich nun also die Notwendigkeit, sich mit dem Bericht von vier mittelalterlichen Quellen auseinanderzusetzen, dem zufolge die Trennung wegen Ehebruchs der Königin erfolgt sei. Mit Ausnahme des Schweizer Geschichtsprofessors Kortüm, der 1818 eine Darstellung der Geschichte Friedrichs I. gab,⁷² ist diese Angabe allgemein

Herzberg, Geschichte des byzantinischen und des osmanischen Reiches (Berlin, Leipzig 1883) S. 299.

67. Caspar, S. 399; Chalandon, S. 138; Rassow a. a. O.

68. Chalandon, S. 156. Zatscheks Annahme (Beiträge S. 21 u. 41), daß Friedrich zu Anfang seiner Regierung bereits engste Beziehungen zu Byzanz gehabt habe und daß der Konstanzer Vertrag damit wohl vereinbar sei, erscheint nicht recht begründet. Das offizielle Schreiben Friedrichs d. h. Wibalds an Manuel behauptet zwar die Kontinuität der Freundschaft mit Byzanz seit Konrad III. (Jaffé I, 549); es ist jedoch keine zuverlässige Quelle (Simonsfeld, S. 549). Da vollends Wibald in seinem gleichzeitigen Privatschreiben an Manuel bemerkt, er habe es nicht an beständiger Überredung Friedrichs fehlen lassen (Jaffé I, 550), so ergibt sich hieraus schon, daß der König nicht von vorneherein zu einer derartigen Politik entschlossen war.

69. Simonsfeld, S. 198—200. Rassow a. a. O.

70. Kap-Herr, S. 148—151; Giesebrecht VI (Leipzig 1895) S. 334; Chalandon II, 156; Simonsfeld, S. 198. Rassow. —Zatschek (Beiträge S. 21; Wibald S. 426) setzt wohl nach Jaffés (I, 548) Vorgang unbegründeter Weise das Bündnisangebot Manuels in den Anfang von 1153, Friedrichs Antwort auf Ende März an.

71. Zatschek, Beiträge S. 21.

72. F. Kortüm, Kaiser Friedrich I (Aarau 1818) S. 256, Anm. 63 unter Bezugnahme auf Otto von St. Blasien. Über Kortüm: Allgemeine deutsche Biographie 46, 730/32.

von der Forschung abgelehnt. So von Raumer,⁷³ Prutz,⁷⁴ Thomae,⁷⁵ Giesebrecht,⁷⁶ Hug,⁷⁷ Kohl,⁷⁸ Heyck,⁷⁹ Simonsfeld,⁸⁰ Mardus,⁸¹ Sturm,⁸² Kowalski,⁸³ Kęszycka.⁸⁴

Eine jener vier Quellen, Otto von St. Blasien, berichtet über den Grund der Scheidung: *Circa hec tempora Fridericus imperator generalem curiam . . . apud Constancium habuit, ibique coram Hermannno episcopo in choro Constanciensi uxorem suam, filiam marchionis de Vohiburch, Adalam nomine, causa fornicationis sepius infamatam, repudiavit.*⁸⁵ Der wohl um 1210 schreibende Otto ist staufisch gesinnt und frei von tendenziösen Erfindungen;⁸⁶ zudem übertrifft gerade dieser Bericht die übrigen Quellen über das Ereignis an Klarheit und Ausführlichkeit.⁸⁷

Ähnlich gibt auch die um 1230 verfaßte *Chronica Montis Sereni* des Kustos Martin⁸⁸ an, daß die Ehe geschieden wurde

73. Raumer, S. 56 Anm. 2.

74. Prutz, S. 49.

75. H. Thomae, Die Chronik des Otto von St. Blasien (Diss. phil. Leipzig 1877) S. 71.

76. Giesebrecht V, 27.

77. Hug, S. 6.

78. Otto von Freising übers. Kohl, S. 132 Anm. 3.

79. Heyck, S. 342.

80. Simonsfeld, S. 167 f.

81. Mardus, S. 28.

82. Sturm, S. 142 f.

83. Kowalski, S. 9 f. Anm. 3.

84. Kęszycka, S. 9 f.

85. Ottonis de Sancto Blasio *Chronica*, hg. Hofmeister M.G.H. SS. i. u. sch. (1912) S. 10, 20—25.

86. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen II^o, S. 284 f.; Thomae S. 104.

87. Simonsfeld, S. 167 Anm. 63; Reuter, S. 481.

88. Trotz Schmeidlers Widerspruch (*Hist. Zeitschr.* 144 (1931) S. 296/99) möchte ich an der Verfasserschaft Martins festhalten bei der Zustimmung, die sie gefunden hat bei W. Holtzmann (*Jahresberichte für die deutsche Geschichte* V, 208 und *Mitteilungen aus der hist. Literatur* 58 (1930) S. 142), Zatschek (*M.I.Ö.G.* 44, 364), Möllenberg (*Sachsen-Anhalt* VI (1930) S. 380), Wentz (*Korrespondenzblatt des Gesamtvereins* 77 (1929) S. 269, Herbst (*Hist. Vierteljahresschrift* 26 S. 200) u. a. Die von Schmeidler als Gegengrund angeführte „unbetonte Weise“ der Selbsterwähnung Martins in der Ch. M.S. spricht in Wahrheit gerade für statt gegen seine Ver-

*propter notam adulterii.*⁸⁹ Auch die um 1170 geschriebenen Pöhlde Annalen bemerken bei der Erzählung von Friedrichs zweiter Heirat: *Qui nobilem habens uxorem filiam Tiepaldi marchionis propter improborum figmenta dudum illam repudiaverat.*⁹⁰ Wörtlich hiermit stimmen überein die von den Pöhlde abhängigen⁹¹ Annales St. Aegidii Brunsvicensis.⁹²

Die bislang gegen das Ehebruchsmotiv erhobenen Einwände sind sachlich-rechtsgeschichtlicher und formal-quellenkritischer Art. Prutz,⁹³ Giesebrecht,⁹⁴ Hug⁹⁵ und Simonsfeld⁹⁶ glauben, daß ein Ehebruch der Königin einen ausreichenden Scheidungsgrund geboten hätte, der die Konstruktion eines unerlaubten Verwandtschaftsgrades erübrigt hätte.⁹⁷ Nach germanischer Rechtsauffassung konnte allerdings der Mann seine treulose Frau töten oder verstoßen und eine neue Ehe eingehen. Demgegenüber aber hatte die Kirche, gemäß der Lehre ihres Stifters, die Unauflösbarkeit der Ehe gefordert: der betrogene Gatte konnte sich zwar von seiner

fasserschaft, denn bei den überaus scharfen Angriffen, die er gegen seinen eigenen Propst richtete, hatte er allen Grund, unerkannt zu bleiben. Das von Schmeidler gerügte Fehlen der Verfasserangabe in den einzelnen Handschriften beruht auf der Unvollständigkeit des ihnen gemeinsam zugrunde liegenden Archetypus. (E. Rundnagel, die Chronik des Petersberges bei Halle und ihre Quellen (Halle 1929) S. 20f., 27, 54f., 65.) Schließlich ist die Existenz der interpolierten Martin von Troppau-Handschrift von Schmeidler ebenso wenig wahrscheinlich gemacht, wie der Umstand entkräftet, daß tatsächlich unter den 13 Kanonikern, innerhalb derer der Chronist zu suchen ist, sich ein Träger des für diese Zeit u. Gegend fast einzigartigen Namens Martin findet.

89. M.G.H. SS. 23; 149, 29 f.

90. M.G.H. SS. 16; 89, 47 f.

91. Rundnagel, S. 111—117.

92. M.G.H. SS. 30, 1; 15, 10.

93. Prutz, S. 49.

94. Giesebrecht V, 27.

95. Hug, S. 6 f.

96. Simonsfeld, S. 168.

97. Zum Folgenden: E. Rosenthal, Die Rechtsfolgen des Ehebruchs nach kanonischem und deutschem Recht (Würzburg 1880). H. Bennecke, Die strafrechtliche Lehre vom Ehebruch (Marburg 1884). J. Freisen, Geschichte des kanonischen Ehegesetzes bis zum Verfall der Glossenliteratur (Tübingen 1881). I. Fahrner, Geschichte der Ehescheidung im kanonischem Recht (Freiburg 1903).

Frau trennen, durfte sich jedoch zu ihren Lebzeiten nicht wieder verheiraten; auch das Tötungsrecht wurde ihm selbstverständlich bestritten. Wenn schon vom 4. bis 8. Jahrhundert einige Kirchenlehrer und Konzile gemäß der romanischen und germanischen Volksauffassung eine Wiederverheiratung gestatteten, so konnte sich im kanonischen Recht dieser freiere Standpunkt nicht durchsetzen. Vielmehr wurde die kirchliche Forderung im Frankenreich durch Karl den Großen zum Gesetz erhoben, das — auf dem Canon der Dionysio-Hadriana fußend — 789 auch dem unschuldig Geschiedenen das Eingehen einer neuen Ehe zu Lebzeiten des anderen Teiles verbot. In der Folgezeit wurde diese Lehre weiter dogmatisch unterbaut; Burchard von Worms lehnte ausdrücklich das Tötungsrecht des Gatten ab. In der Praxis freilich konnte sich der kirchliche Standpunkt gegenüber dem Volksempfinden nur langsam durchsetzen. Gerade aus der deutschen Kaisergeschichte ist der — zwar nicht für den wirklichen Verlauf der Dinge, aber für die Rechtsauffassung bezeichnende — Bericht Brunos bekannt, daß Heinrich IV. seine Gattin zum Ehebruch verleiten wollte, um einen Grund zu haben, sie „gesetzmäßig“ zu verstoßen oder zu töten.⁹⁸

Jedoch seit den Reformpäpsten der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts hatte die erstarkende Kirche, die schon seit der Karolingerzeit die Gerichtsbarkeit in Ehesachen beansprucht hatte, ihren Standpunkt mit wachsendem Erfolg vertreten. Der kurz vor der Scheidung Barbarossas schreibende Gratian gibt diesem Grundsatz die kanonische Formulierung: *Vinculum coniugii fornicatione dissolvi non potest.*⁹⁹ Mochte man auch im Volk zum Teil ein Tötungsrecht gegenüber der Ehebrecherin anerkennen,¹⁰⁰ so darf doch für Friedrich als deutschen König und Politiker nur die kirchliche Auffassung maßgebend sein. So konnte also der Herrscher, um sich nicht der Möglichkeit einer zweiten Heirat, — die den Thronfolger bringen sollte — zu berauben, keinesfalls Ehebruch als Scheidungsgrund angeben, auch wenn es den Tatsachen entsprochen hätte.

Somit würde als begründeter Einwand gegen das Ehebruchsmotiv nur seine Überlieferung durch spätere Quellen anzusehen

98. Bruno, de bello Saxonico. Cap. 7.

99. Decretum Gratiani C. 32, qu. 7, c. 1.

100. Der Sachsenspiegel und viele Rechtsbücher der Folgezeit strafen Ehebruch mit dem Tode.

sein. Giesebrecht,¹⁰¹ Hug,¹⁰² Simonsfeld¹⁰³ und Kęszycka¹⁰⁴ beriefen sich hierauf. Indessen, wie sich jüngst ergeben hat, benutzen zwei dieser Quellen, die Poehlder Annalen und die Chronica Montis Sereni für die Jahre 1152 bis 1181, bzw. bis 1221, eine sehr gute, gleichzeitige Vorlage, die verlorenen Ilsenburger Annalen.¹⁰⁵ Zwei weitere Ableitungen der Ilsenburger Jahrbücher, die Magdeburger¹⁰⁶ und die Stader¹⁰⁷ Annalen berichten, mit den Poehlder¹⁰⁸ gleichlautend zu 1153 über die Scheidung: *Fridericus rex separatus est ab uxore sua coram legatis sedis apostolice*. Nur die Chronica Montis Sereni fügt — sonst übereinstimmend — einen Grund hinzu: *Fridericus rex coram nunciis apostoli ab uxore sua propter notam adulterii separatus est*.¹⁰⁹

Es ergibt sich die Frage nach dem Wortlaut der gemeinsamen Ilsenburger Vorlage. Ist das *propter notam adulterii* von den übrigen Quellen ausgelassen oder von der Chronica Montis Sereni hinzugefügt? Die Magdeburger und Stader Annalen gehen auf die Ilsenburger durch Vermittlung eines gemeinsamen kürzenden Zwischengliedes zurück.¹¹⁰ Auch die Poehlder Annalen arbeiten mit erheblichen Zusammenstreichungen.¹¹¹ Somit ist die Möglichkeit einer Auslassung durchaus gegeben. Andererseits hat die Plusstelle der Chronica Montis Sereni in ihrer knappen Form nichts, was auf eine — auf mündlicher sagenhafter Tradition beruhende — Erfindung eines Scheidungsmotives schließen ließe. Außerdem schenkt ihr Verfasser als weltfremder Kanoniker in seiner, als

101. Giesebrecht V, S. 27.

102. Hug, S. 6.

103. Simonsfeld, S. 167.

104. Kęszycka, S. 9 f.

105. Rundnagel, S. 108—145.

106. M.G.H. SS. 16; 191, 10.

107. J. Schilter, *Scriptores rerum Germanicarum* (Straßburg 1702) S. 286. — Die M.G.H.-Ausgabe ist infolge ihrer verkehrten quellenkritischen Voraussetzungen hier unbrauchbar.

108. M.G.H. SS. 16; 88, 17.

109. M.G.H. SS. 23; 149, 29 f.

110. H. Herre, *Ilsenburger Annalen als Quelle der Poehlder Chronik* (Diss. phil. Leipzig 1890) S. 6—9. Rundnagel S. 117.

111. R. Holtzmann, *Die Weiber von Weinsberg* (Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte N.F. 20, S. 457).

Klostergeschichte gedachten Darstellung, den Reichsbegebenheiten jener früheren Zeit wenig Anteilnahme.¹¹² Er zieht sie als „äußere Ereignisse“ nur „zur Ausfüllung“ heran¹¹³ und schreibt sie der Einfachheit halber meist wörtlich aus seinen Quellen ab. Es gibt für jene Jahrzehnte wohl keine derartige Nachricht, die sich nicht als Entlehnung nachweisen ließe.¹¹⁴ Entscheidend aber ist, daß die Angabe der Chronik *propter notam adulterii* eine Parallele findet in jener anderen Ableitung der Ilsenburger Annalen, den Poehlder Jahrbüchern, die zu 1156 *propter inproborum figmenta* schreiben.¹¹⁵ Mit diesen „Erdichtungen“ kann natürlich nur ein Ehebruch gemeint sein.¹¹⁶ Offenbar hat der Ilsenburger die Angabe bereits zu 1153 gegeben, da es zu den Eigentümlichkeiten seines Poehlder Benutzers gehört, frühere Stellen der Vorlage erst an einen späteren Ort zu bringen.¹¹⁷

Die Verschiedenheit der Ausdrucksweise erklärt sich aus der abweichenden Art, mit der die *Chronica Montis Sereni* und die Poehlder Annalen ihrer Ilsenburger Quelle gegenüberstehen. Die *Chronica* pflegt ihre Quellen wortgetreu zu überliefern. Die Poehlder Annalen dagegen nehmen inhaltliche und stilistische Veränderungen — gewöhnlich sind es Erweiterungen — vor. Sie biegen ferner die staufische Tendenz ihrer Vorlagen ins Welfische um.¹¹⁸ So haben offenbar die Poehlder Annalen aus der Angabe ihrer Vorlage, Adela sei wegen der Beschuldigung, Ehebruch betrieben zu haben, verstoßen worden, eine Scheidung infolge unbegründeter Verleumdung wegen dieses Vergehens gemacht. *Propter notam adulterii* wäre also als ursprünglich einzusetzen. Die staufische Tendenz der Ilsenburger Annalen¹¹⁹ aber verleiht dieser, dem offiziellen Scheidungsgrund (wegen Verwandtschaft) widersprechenden Angabe gerade erhöhte Glaubwürdigkeit und schließt feindliche Erdichtung aus. Der Annalist vollends ist eine gleich-

112. Rundnagel, S. 73 u. 119.

113. M.G.H. SS. 23; 139, 3—8.

114. Rundnagel, S. 94—124.

115. M.G.H. SS. 16; 89, 47.

116. Bereits Weiland weist auf diese Beziehung der *Chronica Montis Sereni* zu den Poehlder Annalen hin. (M.G.H. SS. 23, 149, Anm. 13.)

117. Rundnagel, S. 112—117, 142.

118. Rundnagel, S. 112—117, 142.

zeitige, unbedingt zuverlässige Quelle.¹¹⁹ Methodisch muß also jener Grundsatz Anwendung finden, den R. Holtzmann dahin formulierte: „Wenn es fest steht, daß der Bericht einer vortrefflichen Quelle angehört, so dürfte auch seine Glaubwürdigkeit feststehen, so lange nicht seine Unglaubwürdigkeit ausdrücklich nachgewiesen wird.“¹²⁰

Die Angabe der Jahrbücher wird bestätigt und ergänzt durch die schon von Giesebrecht hervorgehobene Zerrüttung jener Ehe.¹²¹ Daß die hochgeborene Vohburger Königin nach ihrer Scheidung einen unfreien Ministerialen heiratete, hat von jeher Verwunderung erregt.¹²² Bei einer Frau jedoch, die den König mit einem Niederen zu betrügen vermochte, mußte die Stimme der Leidenschaft stärker als Standesbindungen sein. Schon Raumer bemerkte, daß jene zweite Heirat Adelas „an die Beschuldigungen erinnernde Bedenken erregt habe“.¹²³

Die Erkenntnis des Scheidungsmotives Barbarossas eröffnet übrigens eine bemerkenswerte Parallele zu einem gleichzeitigen Ereignis der französischen Königsgeschichte. So wird im Jahre 1152 König Ludwig VII. von seiner Gemahlin Eleonore geschieden, wobei als Vorwand zu nahe Verwandtschaft diente, während der Ehebruch der Königin den wahren Grund bildete.

Die Vermutung Späterer, daß Barbarossas Ehescheidung aus politischer Berechnung unrechtmäßig erfolgt sei, widerspricht auch vollkommen dem historisch festgelegten Charakter des großen deutschen Kaisers, dessen Herrscherpersönlichkeit sich als die Verkörperung des Gedankens des Rechtes und der Gerechtigkeit darstellt.¹²⁴

119. Rundnagel, S. 143 f.

120. Holtzmann, *Weiber von Weinsberg*, S. 462.

121. Giesebrecht V, 27; Simonsfeld, S. 157.

122. Giesebrecht V, 27; Simonsfeld, S. 169.

123. Raumer II, S. 56.

124. K. Hampe, *Friedrich Barbarossa in: Meister der Politik III* (Stuttgart-Berlin 1923) S. 221 ff.

Über die Entstehungszeit des Geschichtswerkes des Annalista Saxo.

Von

Hans-Eberhard Lohmann.

Daß die große Geschichtskompilation des Annalista Saxo (AS) hinsichtlich ihrer Entstehung nicht auf ein bestimmtes Jahr fixiert werden kann, darüber haben in der Wissenschaft nie Zweifel bestanden; nicht nur deshalb, weil uns jegliche Nachricht über diesen Punkt fehlt, sondern schon aus dem Umfang des Riesenwerks allein geht hervor, daß wir in ihm das Ergebnis langjähriger Bemühungen des Verfassers, vielleicht gar sein Lebenswerk vor uns haben. Dies bestätigt auch das Aussehen des Originalkodex selbst, der mit seinen zahlreichen Nachträgen an den Rändern und zwischen den Zeilen, seinen Einschüben und teilweisen Neubearbeitungen ein beredtes Zeugnis davon ablegt, wie der Kompilator immer und immer wieder bemüht gewesen ist, das Werk auf den jeweils neuesten Stand seiner Erkenntnisse zu bringen.

Wann der AS dieses sein Werk begonnen hat, wird wohl für immer im Dunkel bleiben, es sei denn, daß irgendein glücklicher Fund uns noch Nachrichten darüber bescherte. Aussichtsvoller dagegen erscheint es, den Zeitpunkt herauszufinden, an dem er seine Kompilation abgeschlossen, oder den, an dem er zum letzten Mal verbessernd oder überarbeitend Hand daran gelegt hat. Diese Aufgabe ist denn auch von der Forschung wiederholt in Angriff genommen worden, und verschiedenartige Ergebnisse sind dabei zutagegetreten.

Zunächst war es Lappenberg,¹ der den Abschluß des Werkes in das Jahr 1139 legte, und zwar auf Grund der einfachen Tatsache, daß dieses Jahr das letzte ist, zu dem der AS fortlaufend berichtet. Diese Ansicht hat sich aber nicht lange gehalten, denn bald danach hat Waitz² darauf hingewiesen, daß einmal sehr wohl die Möglich-

1. Vgl. das Vorwort zu seiner Thietmar-Ausgabe, SS. III, p. 731.

2. Im Vorwort zu seiner Ausgabe des AS, SS. VI, p. 547.

keit besteht, daß am Schluß des auf uns überkommenen Kodex Einiges — und zwar wissen wir nicht, wieviel — verlorengegangen ist,³ daß ferner die Genealogien der sächsischen Adelsgeschlechter, die sich der AS besonders angelegen sein läßt, fast durchweg bis etwa auf das Jahr 1150 fortgeführt sind, und daß endlich in einem Nachtrag von dem Magdeburger Erzbischof Wichmann die Rede ist, der ja erst im Jahre 1152 gewählt wurde. Demgemäß hat Waitz die Vollendung der Kompilation in die Zeit bald nach 1152 verlegt.

Noch weiter ist R. Wilmans⁴ gegangen und zwar auf folgende Weise: Es ist zweifelsfrei, daß der AS die Korveyer Überarbeitung der Chronik des Thietmar von Merseburg, die gegenüber dem jetzt in Dresden befindlichen Codex autographus des Thietmar um eine Anzahl vorwiegend auf die Korveyer Geschichte bezüglicher Interpolationen vermehrt und uns in einer Abschrift aus dem 15. Jahrhundert, dem sog. Brüsseler Kodex, erhalten ist, benutzt hat. Zwei von diesen, auch vom AS übernommenen Interpolationen nun, nämlich die in Thietm. VIII, 13 (VII, 9) und die in VIII, 75 (VII, 53), gehen zurück auf einen Korveyer Abtskatalog und ein Korveyer Stifterverzeichnis, und zwar nach der Ansicht von Wilmans auf die Eintragung eben dieser beiden Quellen am Anfang bzw. am Schluß eines uns erhaltenen Verbrüderungsbuches, das, wie Wilmans unter Heranziehung auch kunstgeschichtlicher Argumente scharfsinnig und durchaus einwandfrei nachweist, etwa in den Jahren 1156—1158 in Korvey geschrieben ist. Auf diese Weise muß natürlich auch die Entstehung der Korveyer Thietmarüberarbeitung frühestens für das Jahr 1158 und die des AS entsprechend später, also etwa für 1160, angesetzt werden,⁵ und die Wissenschaft hat sich diese Auffassung seither zu eigen gemacht.⁶

3. Vgl. dazu auch SS. VI, p. 550, wo auf den Vermerk aus dem 13. Jhdt. auf fol. 237' der Hs. *Hic liber continet CCCCII annos* hingewiesen wird. Demnach hätte die Hs. damals bis zum Jahre 1143 gereicht, ohne daß damit jedoch gesagt sein soll, daß sie nicht ursprünglich noch weiter reichend gewesen sein könnte.

4. Die Kaiserurkunden der Provinz Westfalen, Bd. I. Münster 1867, S. 109—112.

5. Vgl. Wilmans a. a. O. S. 112.

6. So Kurze in der Einleitung zu seiner Thietmar-Ausgabe in den SS. rer. Germ., p. XV und Wattenbach in Deutschlands Geschichtsquellen Bd. II, 6. Aufl., S. 256, Anm. 2. — Die Einwendungen von G. Bartels (Die

Dazu jedoch erhebt sich eine große Frage, nämlich folgende: Bietet allein die Tatsache, daß die in dem Korveyer Kodex von 1158 enthaltenen Abts- und Stifterverzeichnisse uns erhalten sind, eine hinreichende Gewähr dafür, daß der Thietmar-Interpolator — und damit mittelbar auch der AS — eben diese und nicht etwa eine ältere, verlorengegangene Quelle benutzt hat? Verfasser ist sich darüber klar, daß die Erfindung von sog. „verlorenen“ Quellen eine mit Recht verpönte Methode ist, an sich einfache Dinge zu komplizieren, jedoch wird sich bald herausstellen, ob nicht in diesem Falle Wilmans doch ein wenig zu optimistisch mit dem vorhandenen Quellenmaterial operiert hat, und ob nicht die Annahme von älteren, in Verlust geratenen Abts- und Stifterverzeichnissen — ganz abgesehen davon, daß deren ehemaliges Vorhandensein theoretisch durchaus möglich, praktisch gesehen sogar im Grunde genommen notwendig ist — dienlich wird, um gewisse Ungemäßigkeiten, die sich bei konsequentem Festhalten an der Wilmannschen These ergeben, zu beseitigen.

Eine derartige Schwierigkeit begegnet z. B., wenn man aus der bereits erwähnten nachträglichen Nennung des Erzbischofs Wichmann gewisse Folgerungen zieht. Zum Jahre 1036⁷ wird nämlich gegen Schluß einer langatmigen Genealogie innerhalb des fortlaufenden Textes, der von Waitz sog. lectio I., berichtet: *Gisla fuit sociata Wigmanno comiti de Seburgh, genuitque ex ea Geronem comitem*. Zum Worte *comitem* ist dann später (lectio II.) übergeschrieben worden: *patrem Wigmanni Magdaburgensis archiepiscopi*. Das kann nichts anderes bedeuten, als daß zur Zeit der Abfassung der lectio I. entweder Wichmann noch nicht Erzbischof war, oder daß allerwenigstens der AS noch nichts von dessen Wahl wußte. Die Stelle kann also spätestens im Jahre 1152 geschrieben sein; andererseits ist aber auch der Nachtrag bald nach 1152 anzusetzen, da schwerlich anzunehmen ist, daß dem in der sächsischen Genealogie so bewanderten Verfasser die Familienverhältnisse des

Geschichtsschreibg. d. Kl. Corvey in Abh. über Corveyer Geschichtsschreibung, hrsg. v. F. Philippi, Münster 1906, S. 135 und 138—140) gegen Wilmans sind wirr und widerspruchsvoll; sie sind durch Kessel, Die Magdeburger Geschichtsschreibg. i. Mittelalter, Sachsen u. Anhalt Bd. VII (1931), S. 174, Anm. 293, entkräftet worden.

7. SS. VI, p. 680.

einem sächsischen Adelsgeschlecht entstammenden Magdeburger Metropolitans unbekannt waren oder nach dessen Wahl noch längere Zeit unbekannt geblieben sind. Nun gehört, was die Entstehungsgeschichte des Kodex anbelangt, die Partie, in der diese Nachrichten stehen (Fasc. 9—21), nach dem Befund von Waitz⁸ der ältesten Phase an, und zwar der gleichen Phase, in der nach demselben Befund auch die Fasc. 1—3, umfassend die Jahre 741—838, geschrieben worden sind. Für diese ersten drei Faszikel aber, wäre nach Wilmans die Ansetzung auf frühestens 1160 unerlässlich, denn gerade sie enthalten zum Jahre 822⁹ die vom AS übernommenen Korveyer Thietmarinterpolationen, angeblich aus dem Abts- und Stifterkatalog von 1158. Mithin müßte auch die Entstehung der Fasc. 9—21 um das Jahr 1160 frühestens festgelegt werden, wahrscheinlich aber sogar noch später, da von einem Chronisten, solange man nicht positiv das Gegenteil weiß, immer angenommen werden darf, daß er den mittleren Teil seines Werkes später geschrieben hat als den Anfang. Dies könnte aber nur bedeuten, daß der AS im Jahre 1160 oder später noch nichts vom Erzbischof Wichmann gewußt hat, nachdem dieser bereits wenigstens acht Jahre Metropolit in dem von Halberstadt — dem vermutlichen Aufenthaltsort des AS — nicht allzuweit entfernten Magdeburg war! Das ist jedoch so unwahrscheinlich, daß man geneigt ist, einen Fehler in der Rechnung zu suchen; dieser kann aber, da die Abhängigkeit des AS vom Korveyer Thietmar nicht gut zu bestreiten ist, nur darin gefunden werden, daß man eben den letzteren in eine von vornherein angenommene, in Wirklichkeit aber, wie noch im Einzelnen gezeigt werden soll, keineswegs zwingende Beziehung zu dem Korveyer Kodex von 1158 gebracht hat, während man durch Zurückgehen auf eine ältere Quelle der oben entwickelten Verlegenheit ausweichen könnte.

Untersucht man nun das Verhältnis zwischen den beiden bereits genannten Thietmarinterpolationen und den in Frage kommenden Korveyer Aufzeichnungen¹⁰ genauer, so zeigt sich, daß zunächst

8. SS. VI, p. 548.

9. SS. VI, p. 572.

10. Auf einen nochmaligen Abdruck der Quellenstellen glaubt Verf. verzichten zu können, da sie sämtlich an leicht greifbarer Stelle zu finden sind, nämlich die Interpolationen in Kurzes Thietmar-Ausgabe, SS. rer.

einmal der erste Teil der ersten Interpolation¹¹ (bis zum Worte *Hocwar*) keineswegs wörtlich, sondern nur dem Sinne nach mit dem Korveyer Abtskatalog in Einklang zu bringen ist; das Gleiche gilt auch von der Wiederholung der Stelle in der zweiten Interpolation.¹² Ferner ist der letzte Satz der Einleitung des Abtskataloges (*Domnus Lotharius imperator tradidit Rugian insulam cum tota circumiacente provincia Slavorum*) in beiden Interpolationen überhaupt nicht verwendet worden; denn was in der ersten über die gefälschte oder doch wenigstens verfälschte Rügener Schenkung ausgesagt wird (im Satze von *Lotharius imperator — ecclesie Corbeiensi*), geht nahezu wörtlich auf die Nachricht der Annales Quedlinburgenses zum Jahre 844¹³ zurück und kann erst nachträglich in die Interpolation eingefügt worden sein, da beim AS, der sich sonst sehr getreu an seine Vorlage hält, dieser Satz fehlt. Einmal wäre nämlich nicht zu ersehen, aus welchem sonstigen Grunde der AS ihn hätte auslassen sollen; zweitens aber sagt uns die Tatsache, daß eben dieser Satz fast wörtlich von einer Hand des 12. Jahrhunderts den Annales Corbeienses zum Jahre 844,¹⁴ möglicherweise sogar den ebendort in margine beigefügten Nachrichten des erst um 1148 schreibenden sog. Korveyer Chronographen¹⁵ nachgetragen ist, daß es sich um eine erst verhältnismäßig spät in Korvey als zweckdienlich und daher der Eintragung für würdig befundene Bemerkung handelt; bleibt doch selbst nach der Auffassung von Wilmans,¹⁶ der die Entstehung der Fälschung schon in den Anfang des 12. Jahrhunderts legt,¹⁷ immer noch bis zum Jahre 1147 dafür Spielraum,

Germ., p. 201 u. 238, das Stifterverzeichnis bei Wilmans a. a. O. S. 508 ff., die Einleitung des Abtskataloges, die für uns allein von Wichtigkeit ist, ebda. S. 511. Ein vollständiger Abdruck des Abtskataloges steht bei Jaffé, Bibl. rer. Germ. I., p. 66 ff. — Eine synoptische Übersicht, wenn auch mit verkehrten Nutzenwendungen (vgl. Kessel a. a. O.) findet sich bei Bartels a. a. O.

11. VIII, 13 (VII, 9); s. Kurzes Ausg. p. 201.

12. VIII, 75 (VII, 53); a. a. O. p. 238.

13. SS. III, p. 46.

14. SS. III, p. 3.

15. Vgl. Jaffé, Bibl. I., p. 43.

16. a. a. O. S. 99.

17. Sein einziges Argument hierfür ist paläographischer Art: die Hand, die den fraglichen Satz in den Ann. Corb. nachgetragen hat, soll dem An-

denn erst die von Wilmans herangezogene Briefstelle des Wibald¹⁸ deutet mit einiger Sicherheit darauf hin, daß in diesem Jahre das „Original“, d. h. die uns verlorene gefälschte Schenkungsurkunde¹⁹ und im Zusammenhang damit wohl auch die Nachträge in Korveyer Aufzeichnungen vorhandengewesen sind. Möglicherweise war es sogar ein und derselbe Schreiber, der im Original der Korveyer Thietmarinterpolation und in den Ann. Corb. bzw. dem Chronographen den Einschub über die Rügener Schenkung vorgenommen hat.

Wie dem aber auch sei, so scheint der natürlichste Weg, das Fehlen des Satzes beim AS zu erklären, doch der zu sein, den Zeitpunkt seiner Einsichtnahme in den Korveyer Thietmarkodex entsprechend vorzuverlegen, was dann auch zu der Annahme zwingt, daß dieser letztere schon geraume Zeit vor 1158, nämlich sogar schon vor 1147 einschließlich seiner Interpolationen — mit Ausnahme eben des Satzes über Rügen — fertig vorgelegen haben muß.²⁰

Weiterhin stimmt in der ersten Thietmarinterpolation der auf die Nachricht über Rügen folgende Satz *Insuper reges — excrevit* mit dem Korveyer Stifterverzeichnis, abgesehen von den wenigen

fang des 12. Jhdts. angehören. Wie schwankend jedoch solcher Boden besonders bei geringfügigen Altersunterschieden ist, zeigt die Edition von Jaffé (p. 43), der gerade diesen Satz als Nachtrag zu dem erst 1148 schreibenden Chronographen auffaßt.

18. Wibaldi epp. Nr. 150 ed. Jaffé, Bibl. I., p. 245.

19. Es sind nur Abschriften erhalten; vgl. Wilmans a. a. O. S. 94.

20. Daß die Korveyer Thietmar-Überarbeitung im Jahre 1120 allerwenigstens schon begonnen war, geht mit unbestreitbarer Deutlichkeit aus der bis jetzt noch nirgends berücksichtigten, vom Abschreiber des 15. Jhdts. aus der Vorlage mitübernommenen Randbemerkung zur Gründung der Kirchenprovinz Magdeburg hervor. Dort heißt es nämlich zu dem bei Thietmar unter dem Jahr 970 angeführten Ereignis: *Ab hoc anno usque in presens, qui est millesimus centesimus vicesimus, sunt anni centum quinquaginta*. Demnach bestünde sogar eine Möglichkeit, die Überarbeitung — natürlich ohne den oben behandelten Satz über Rügen — schon für 1120 oder wenig später anzusetzen; jedoch möchte Verf. von der ausdrücklichen Verfechtung dieser Ansicht absehen, da gegen sie der zwar die Frage unnötigerweise komplizierende, aber immerhin nicht positiv widerlegbare Einwand erhoben werden kann, daß in der verlorenen Vorlage des Brüsseler Kodex nicht nur die Rügener Schenkung, sondern überhaupt sämtliche auf Korvey bezügliche Interpolationen aus späteren, wenn auch zu verschiedenen Zeiten erfolgten Nachtragungen bestanden haben könnten.

letzten Worten, auch nur dem Sinne nach überein. Dies muß umso mehr wundernehmen, als der Interpolator in der zweiten Interpolation sich bei dem — vom AS infolge der sonst entstehenden sachlichen Wiederholung nicht mitübernommenen — Satze *electis probatissimis* — *dedicari fecit* n a h e z u w ö r t l i c h an den Text des Stifterverzeichnisses anlehnt. Da sich für diesen Methodenwechsel keinerlei Grund ersehen läßt — die a b w e i c h e n d e n Stellen zeigen nämlich weder eine Kürzung noch eine epische Verbreiterung des Textes, wie er im Stifterverzeichnis steht, sondern lediglich eine völlig andersartige Formulierung —, so sollte man auch hier wiederum annehmen, daß der Thietmarinterpolator eine f r ü h e r e, gegenüber der überlieferten von 1158 formal in gewissen Teilen anders gefaßte Version des Stifterverzeichnisses benutzt und diese in k o n s e q u e n t e n g e r Anlehnung, soweit sie für ihn von Interesse war, ausgeschrieben hat.

Wenn die zuletzt angeführten Argumente auch nicht geeignet sind, für sich allein die Wilmannsche These zu erschüttern, so dienen sie doch dazu, im Verein mit den übrigen Erwägungen, namentlich den mit Hinsicht auf den Erzbischof Wichmann und die Korveyer Nachträge zur Rügener Schenkung angestellten, die Vermutung zu rechtfertigen, daß der Korveyer Thietmarinterpolator nicht die im Kodex von 1158 überlieferten Abts- und Stifterverzeichnisse, sondern eine ältere nicht mehr erhaltene Quelle zur Vorlage gehabt hat. Damit entfällt aber auch der Zwang, die Vollendung des auf diesen Interpolator zurückgehenden AS frühestens für etwa 1160 ansetzen zu müssen, und die alte Waitzsche Auffassung von dem 1152 oder bald danach erfolgten Abschluß erscheint aufs neue zur Geltung gebracht.

Wettinische Urkundenstudien.

Von

Walther Holtzmann.

Die urkundliche Überlieferung des alten, von dem Markgrafen Rikdag, dem „eigentlichen Begründer der Größe Meißens“¹ gegründeten Kanonissenstiftes und späteren Benediktinerinnenklosters Gerbstedt in der Grafschaft Mansfeld² ist kläglich dezimiert. Immerhin besitzen wir aus dem 12. Jahrhundert einige Urkunden, die uns über seine Geschichte und Rechtsverhältnisse seit dem Ausgang des 11. Jahrhunderts unterrichten und für die Geschichte des wettinischen Hauses von großer Wichtigkeit sind. Es sind vor allem zwei Urkunden Konrads des Großen, die ich hier erörtern will. In der einen, auf 1118 datierten, wird die Neueinrichtung des Klosters durch die wettinische Familie erzählt; ich will sie daher kurz die Reformatio nennen. Die andere trägt die Jahreszahl 1135 und regelt die Vogtei-verhältnisse, weshalb sie die Vogteiurkunde genannt sei.³ Die Echtheit beider Urkunden ist früher und zuletzt von dem ausgezeichneten Kenner wettinischer Geschichte, O. Posse, angezweifelt

1. So Robert Holtzmann in: Sachsen und Anhalt VIII (1932) 110.

2. Über seine Geschichte zuletzt zusammenfassend M. Gerstenberg, Untersuchungen über das ehemalige Kloster Gerbstedt, phil. Diss. Halle 1911, und Dr. med. Fritz Buttenberg, Das Kloster zu Gerbstedt in: Zs. des Harzvereins f. Gesch. u. Altertumskunde LII (1919) 1—30. Ältere Literatur verzeichnet W. Schultze, Die Geschichtsquellen der Provinz Sachsen im Mittelalter und in der Reformationszeit (Halle 1893) 66.

3. Gedruckt sind die Gerbstedter Urkunden zuletzt bei M. Krühne, Urkundenbuch der Klöster der Grafschaft Mansfeld in: Geschichtsquellen der Provinz Sachsen Bd. 20 (Halle 1888) 1—109 (Ergänzungen dazu bei Buttenberg a. a. O. 28—30) und bei O. Posse, Codex diplomaticus regiae Saxoniae 1. Hauptabteilung, Bd. 2 (= Die Urkunden der Markgrafen von Meißen Bd. 2, Leipzig 1889).

worden;⁴ aber derselbe Posse hat später seine Meinung geändert und sie als echt hingestellt; auf seine Autorität gestützt haben jüngere sie in lokal- und rechtsgeschichtlichen Untersuchungen unbedenklich verwertet.⁵ Ich gestehe jedoch, daß mich die Argumente, mit denen Posse ihre Glaubwürdigkeit verteidigt hat, keineswegs überzeugt, sondern in der Meinung bestärkt haben, daß vor der Verwertung ihrer Angaben noch einmal der Diplomatiker zu Wort kommen müsse; hat doch auch die Urkundenlehre in den fünfzig Jahren seit Posse mancherlei dazugelernt. Diese Untersuchung sei hier vorgelegt.

Wir beginnen mit der anscheinend jüngeren, der Vogteiurkunde. Mit ihrer Überlieferung steht es schlecht; sie ist nur in Abschriften aus dem 16. Jahrhundert im Magdeburger und Berliner Archiv erhalten.⁶ Von den äußeren Merkmalen her ist ihr also nicht beizukommen; so war denn die Kritik schon früher auf ihre inneren, auf die tatsächlichen Angaben, angewiesen. Zunächst stieß man sich da an dem unmöglichen Datum: *Acta sunt hec anno dominice*

4. Nämlich die Vogteiurkunde zuerst von A. Schultes, *Directorium diplomaticum* II 111 N.; auf ihn berufen sich A. Ahrens, *Hist. Nachrichten . . der Grafschaft Mansfeld* II (Eisleben 1835) 32 f. und A. Cohn, *Wettinische Studien* in: *N. Mitteilungen* XI (1867) 135; ferner J. L. O. Lobeck, *Markgraf Konrad von Meißen* (Diss. Leipzig 1878) 37 u. 77; über die *Reformatio* s. S. 175. Beide Urkunden verwarf dann O. Posse, *Die Markgrafen von Meißen und das Haus Wettin* (Leipzig 1881) 248 N. 115 = *Cd. Sax.* I 1, 133.

5. Posse, *Cd. Sax.* I 2, 46 n. 55 und 179 n. 263 in den Vorbemerkungen, ähnlich unabhängig von ihm kurz zuvor Krühne 8 n. 8 und 4 n. 6. An jüngeren Autoren nenne ich außer Gerstenberg und Buttenberg (S. 167 N. 2) noch W. Hoppe, *Markgraf Konrad von Meißen, der Reichsfürst und Gründer des wettinischen Staates* in: *N. Archiv f. sächs. Gesch. u. Altertumskunde* 40 (1919; auch separat Dresden 1919) 49 f. und G. Rathgen, *Untersuchungen über die eigenkirchenrechtlichen Elemente der Kloster- und Stiftsvogtei vornehmlich nach thüringischen Urkunden* in: *Zs. der Savigny-stiftung für Rechtsgesch.* XLVIII, *Kanonistische Abt.* XVII (1928 = *phil. Diss. Halle* 1928) 13 f. u. ö.

6. Posse *Cd. Sax.* I 2, 179 n. 263 und Krühne 4 n. 6. Die Abschrift in dem Band *Miscellanea Saxonica* Rep. 94. V Ga 2 fol. 147 wurde erst von Buttenberg S. 28 nachgewiesen. Sie bietet einige bessere Lesarten. Buttenbergs Texte sind durch Lesefehler entstellt, wie ich mich durch Einsicht in die Vorlage überzeugen konnte. Für die Übersendung des Bandes nach Halle sage ich der Verwaltung des Geh. Staatsarchivs in Berlin meinen verbindlichsten Dank.

incarnationis millesimo centesimo tricesimo quinto, kalendas decembris, indictione quinta, regnante gloriosissimo Romanorum imperatore Friderico, anno vero imperii sui primo. Posse⁷ änderte das Inkarnationsjahr in 1156 — wozu die fünfte Indiktion stimmt — und das Kaiserjahr in 2. Er tat das im Hinblick auf die dann nahezu gleichzeitige Urkunde Konrads des Großen für seine Lieblingsstiftung Petersberg,⁸ die im Original⁹ erhalten ist und deren Actumzeile — abgesehen von den Zahlen — genau mit der Gerbstedter Zeile übereinstimmt. Aber wie in der Überlieferung die Änderung der Zahl 1156 in 1135 paläographisch möglich gewesen sein soll, das hat Posse nicht verraten. Immerhin wurde durch die Umdatierung auch die Schwierigkeit behoben, daß unter den Zeugen der Bischof Gerung von Meißen genannt wird, der erst seit 1152 regierte, und Posse glaubte sich zu seiner Konjekture umso eher berechtigt, als er zwischen den Zeugen der Gerbstedter Vogteiurkunde und des Petersberger Privilegs weitgehende Übereinstimmung feststellen konnte. Das Petersberger Stück hat zwei Zeugenreihen; die erste gehört zu der Handlung in Meißen, die zweite zu der um wenige Wochen späteren Beurkundung. Die Gerbstedter Zeugen sind diesen beiden Listen entnommen — mit einer einzigen Ausnahme: der Vogt Beringer von Halberstadt fehlt in den Petersberger Reihen. Da nun dieser Beringer zuletzt 1135 (richtig: 1128) erwähnt werde, meinte Krühne, die Urkunde sei zuerst 1135 ausgestellt, 1156 aber erneuert worden.¹⁰

7. a. a. O. in der Vorbemerkung.

8. Cd. Sax. I 2, 176 n. 262.

9. Eine Photographie verdanke ich der Leitung des Dresdener Staatsarchivs. Vgl. über das Original O. Posse, Die Lehre von den Privaturkunden (Leipzig 1887) 32 und A. Bierbach, Das Urkundenwesen der älteren Magdeburger Erzbischöfe Teil I (Diss. Halle 1913) 65 und 67.

10. a. a. O. 6 in der kritischen Erörterung. Krühnes spätester Beleg für den Vogt Beringer ist hinfällig geworden, seit E. v. Ottenthal, Die Urkundenfälschungen von Hillersleben in der Kehr-Festschrift (München 1926) 334 f. nachgewiesen hat, daß die Zeugen der Urkunde vom 7. April 1135 (G. Schmidt, UB. des Hochstifts Halberstadt I 147 n. 176) sich auf eine zwischen 1126 und 1131, wahrscheinlich 1128 erfolgte und erst hinterher 1135 beurkundete Handlung beziehen. Der letzte sichere Beleg für den Stiftsvogt Beringer ist eine Urkunde vom 7. April 1128 (E. Jacobs, UB. des Klosters Ilseburg I 15 n. 13).

Man sieht: auch in der Zeugenliste ist etwas nicht in Ordnung. Wir brauchen uns mit ihrer Kritik nicht länger aufzuhalten — das würde uns in schwierige und z. T. unlösbare Fragen der Genealogie ostsächsischer Dynastenfamilien führen —, sondern wollen die Lösung auf anderem Wege versuchen. War schon einmal die Aufmerksamkeit auf das Petersberger Privileg gelenkt, so lag es nahe, es weiter zur Vergleichung des Formulars heranzuziehen. Schon kurz vor der Zeugenliste bemerkt man im Text beider Urkunden eine merkwürdige Übereinstimmung:

Petersberg 1156.

Ut igitur hec omnia rata et inconvulsa persistent, presenti scripto (!) et sigilli mei impressione confirmavi et auctoritate... archiepiscopi Magdeburgensis Wichmanni.. communiri impetravi.

Gerbstedt 1135.

Ut igitur hec rata et inconvulsa permaneant, paginam presentem sigilli nostri appensione fecimus communiri et a domino papa Innocencio.. stabiliri impetravimus.

Das ist eine abgegriffene Formel, mit der man, auch in der Zeit der Empfängerherausfertigung, nicht viel beweisen kann. Interessanter als die Übereinstimmung ist die Abweichung: in der Petersberger Urkunde ist aufgedrucktes Siegel angekündigt und auch noch erhalten,¹¹ in der Gerbstedter aber Hängesiegel. Hierzu ist zu bemerken, daß nach Posse das Anhängen des Siegels die jüngere Befestigungsart ist: in den klösterlichen Urkunden unseres Gebietes hat er Hängesiegel an Originalen zuerst 1174 beobachtet.¹² Sieht das nicht sehr danach aus, als ob der Mann, der die Gerbstedter Vogteiurkunde verfaßte, eine Petersberger Formel der ihm geläufigen Besiegelungsart angepaßt hat? Dann müßte das frühestens im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts geschehen sein.

Es bestehen noch andere, beweiskräftigere Berührungen zwischen den beiden, bisher betrachteten Stücken. Bevor wir auf sie eingehen, muß aber das Vergleichsmaterial erweitert werden. Unsere Vogteiurkunde ist eingeleitet von einer eigenartigen, volltönenden Arenga. Solche Arengen sind zum Nachweis von For-

11. O. Posse, Die Siegel der Wettiner bis 1324 und der Landgrafen von Thüringen bis 1247 (Leipzig 1888) Tafel 1 n. 3, dazu S. 13.

12. Die Lehre von den Privaturkunden 157 N. 3.

mularverwandtschaften immer besonders geeignete Objekte; aber in dem kärglichen Urkundenvorrat von Gerbstedt fand ich sie nicht wieder: sie ist also offenbar kein Gerbstedter Erzeugnis. Dagegen war mein Suchen in den Meißner Markgrafenurkunden von Erfolg gekrönt — und wieder führt die Spur nach dem Petersberg. Im Jahre 1181 haben die Markgrafen Otto und Dietrich, Söhne Konrads des Großen, die Petersberger Vogtei in einer — wieder im Original erhaltenen¹³ — Urkunde geregelt und sich dabei auf eine Verfügung ihres Vaters, eben das Privileg von 1156, berufen. Liest man das Stück genauer, so erlebt man eine Überraschung: in der ersten Hälfte von der Arenga (einschließlich) ab stimmt es, die Namen natürlich ausgenommen, wörtlich und zwar bis in die Dispositio hinein, mit der Gerbstedter Vogteiurkunde überein.

Es erhebt sich nun die Frage, wie diese Beziehungen zwischen den Petersberger Urkunden und unserer Gerbstedter zu erklären sind. Es ist bekannt, daß das Chorherrnstift auf dem Petersberg, von Konrad nach dem Tode seines Bruders Dedo etwa 1127 eingerichtet, im 12. Jahrhundert enge mit dem Gerbstedter Kloster verbunden war. Beides waren Wettiner Hausklöster, das eine für die männlichen, das andere für die weiblichen Mitglieder der Familie. Die geistliche Versorgung der Gerbstedter Nonnen geschah durch eine kleine Gemeinschaft von Augustinerchorherrn; Chorherrn vom Petersberg wurden Pröpste in Gerbstedt und einmal auch ein Gerbstedter Propst nach Petersberg berufen.¹⁴ Bei diesen engen Beziehungen wäre es sehr leicht denkbar, daß die beiden Stifter sozusagen nur eine gemeinsame Kanzlei gehabt hätten, daß also für Gerbstedt bestimmte Urkunden auf dem Petersberg mündiert worden wären, und daß der Petersberger Chorherr, der 1181 den Auftrag erhielt, eine Vogteiurkunde zu verfassen, dabei als Vorlage die ältere Gerbstedter Vogteiurkunde benutzt hätte. Aber so harmlos liegen die Dinge nicht, ganz abgesehen davon, daß der rechtliche Inhalt in beiden Urkunden ganz verschieden ist: Die Petersberger Vogteiurkunde bemüht sich um eine möglichst genaue Bestimmung

13. Cd. Sax. I 2, 308 n. 446. Teilfacsimile bei Posse, Privaturkunden Tafel X a, dazu Bierbach a. a. O. 68.

14. Vgl. die Auszüge aus dem Chron. montis Sereni bei Krühne 4 n. 4 und 13 n. 15.

über die Stellung der slawischen Hintersassen des Stiftes zum Vogteigericht,¹⁵ die Gerbstedter legt dagegen das Hauptgewicht auf die dem Vogt zu zahlenden Servitien. Es ist nötig, um diese Dinge klar zu machen, die Texte sprechen zu lassen:¹⁶

Petersberg 1156

Hoc quoque indissolubili perpetuitatis lege filiis meis et eorum legitimis heredibus servandum instituo, ut quicumque principalis advocatus huius ecclesie fuerit, nulli umquam hominum advocatiam in ius beneficiale concedat.

Petersberg 1181.

Quoniam generatio preterit..... noverit omnium bonorum universitas..., qualiter.. Conradus Misinensis marchio... in loco, qui Mons Serenus dicitur, basilicam.. a fundamentis erexit et de proprietate sua heredum suorum voluntate dedicatam dotavit, libertate donavit, privilegio firmavit, advocatie prerogativam sibi soli vendicans et seniori heredum suorum per successionum tempora eam assignans, beneficii autem iure nulli umquam debere concedi sub interminatione perpetue maledictionis affirmans. De singulis vero causis et negotiis vel querimoniis ad prepositum loci iussit referri, de gravioribus tantum questionibus, ubi res postulaverit, defensorem

Gerbstedt 1135.

Quoniam generatio preterit... noverit omnium bonorum universitas... qualiter.. Themo comes de Wethin... basilicam in loco, qui Gerbestad dicitur, dotavit, libertate donavit, privilegio confirmavit advocatie prerogativam sibi vendicans et seniori heredum suorum per successionum tempora eam assignans, beneficii autem iure nulli umquam debere concedi et constituta pro ecclesie defensione¹⁷ servitia nullatenus excedenda sub interminatione perpetue maledictionis affirmans. De singulis vero negotiis et querelis ad ecclesiam iussit referri, de gravioribus autem questionibus, ubi res postulaverit,¹⁷ defensorem placuit adhiberi consilii non questus gratia. Nos quoque boni patris et

15. Vgl. darüber ausführlich Rathgen 113 ff. und neuestens — über die slawischen Stände — R. Kötzschke, Zur Geschichte der Westslaven in: Jahrb. f. Kultur und Geschichte der Slaven NF. VIII (1932) 5—36.

16. Petitdruck in der zweiten Spalte bedeutet Entlehnung aus dem Privileg von 1156, in der dritten: Entlehnung aus der Petersberger Vogteierkunde von 1181, Petit gesperrt in der dritten Spalte: Entlehnung aus dem Petersberger Privileg von 1156.

17. So die Berliner Hs. (vgl. S. 168 N. 6).

placuit adhiberi consilii non questus gratia. Nos quoque boni patris vestigia sequi cupientes... loco iamdicto eternam pacem et prosperitatem imprecantes possessionibus et hominibus cuiuscumque conditionis sint, qui ecclesie vel in solvendo censu vel serviendo obnoxii sunt, libertatem donamus, ut nullus videlicet a parte nostra vel heredum nostrorum ekonomus aut preco seu alter aliquis vim eis inferat vel alicuius rei vel operis aggravatione seu precaria exactione aut quolibet malo ingenio sollicitare presumat. Statutis tantum temporibus...

inclitorum parentum vestigia sequi cupientes predicto loco pacem et prosperitatem exoptantes possessionibus, hominibus cuiuscumque conditionis¹⁷ fuerint,¹⁷ qui ecclesie vel in solvendo censu vel in serviendo obnoxii sunt, libertatem donamus firmissime inhibentes, ut nullus a parte nostra vel heredum nostrorum yconomus aut preco seu alius aliquis vim eis inferat vel alicuius rei vel operis aggravatione seu precaria exactione vel quolibet malo ingenio sollicitare presumat. Preterea secundum eorundem parentum nostrorum fundatorum scilicet ecclesie traditionem rationabiliter ad nos devolutam perpetuitatis lege indissolubili filiis nostris et eorum heredibus legitimis servandum statuimus, ut principalis sive senior de cognatione advocatus existens nulli umquam advocatiam in ius beneficiale concedat, nec aliud quam constitutum est pro ecclesie defensione speret emolumentum, sed de celo premium prestoletur sempiternum.

Vergleicht man zunächst die beiden Petersberger Spalten mitein-

ander, so fällt auf, daß in der Urkunde Konrads von einem Seniorat in der Vogtei nirgends ausdrücklich die Rede ist. Aber hierfür konnte man sich in Petersberg auf ältere Tradition berufen¹⁸ und die Interpretation, die die beiden Markgrafen der — wörtlich benutzten — Urkunde ihres Vaters gaben, ist sicher richtig. Die Gerbstedter Urkunde kann nicht die Vorlage für das Petersberger Vogteiprivileg sein; sie bringt eine Bestimmung doppelt, das Verbot der Verleihung der Vogtei, nämlich zuerst in der Narratio und dann noch einmal in der Dispositio. Die Narratio ist, wie der Paralleldruck zeigt, völlig der Petersberger Vogteiuurkunde von 1181 entnommen; in der Dispositio stammt aber dieselbe Bestimmung wörtlich aus dem Privileg Konrads von 1156. Hier verrät sich der ungeschickte Redaktor des Gerbstedter Privilegs: er hat seinen Text aus zwei echten Petersberger Urkunden von 1156 und 1181 zusammengestoppelt: aus der zweiten nahm er Arenga, Narratio und Anfang der Dispositio, aus der ersten den zweiten Satz der Dispositio, die Zeugen und die Actumformel. Ein ungeschickter Redaktor? Nennen wir ihn doch gleich mit dem Wort, das ihm zukommt: ein Fälscher hat die Gerbstedter Vogteiuurkunde nach 1181 fabriziert.

Um das Mosaik, aus dem das Machwerk zusammengesetzt ist, voll zu machen, fehlt uns noch eine Vorlage, die dem Fälscher den Satz über die Vogteiservitien geliefert hat. Das ist die Gerbstedter

18. In dem nur im Chron. montis Sereni überlieferten Traditionsbrief Konrads an den Papst (MG. SS. XXIII 141; Cod. Sax. I 2, 59 n. 73) von etwa 1127 heißt es: *me dum vixero et post me seniore de filiis meis vel quemlibet heredem meum seniore advocatum habeant, cui nihil nisi ad proprium velle secularis servitii debeant, predictum etiam montem nulli umquam bellicosus propugnaculis munire audeant*. Ich gestehe allerdings, daß ich diesem Brief nicht recht traue; der vorhergehende Passus: *Crisma, oleum sanctum* . . . usw. ist nämlich wörtlich dem Formular des Papstprivilegs entnommen: wie sollte ein Markgraf dazu kommen, einem Papst über diese rein geistlichen Dinge mit seinen eigenen Worten Vorschriften zu machen? A. Nebel, Die Anfänge und die kirchliche Rechtsstellung des Augustinerchorherrnstifts St. Peter auf dem Lauterberge in: Thüring.-sächs. Zs. f. Gesch. und Kunst VI (1916 = Diss. Halle 1916), der über den Brief und die Urkunde Honorius' II. JL. 7297 sehr gelehrte Erörterungen bringt, hüllt sich über diesen Punkt völlig in Stillschweigen, offenbar weil er den wahren Sachverhalt nicht bemerkt hat. Im Petersberger Material steht die Crismaformel zuerst in dem Privileg Innocenz' III. Potthast 1644.

Reformatio von 1118.¹⁹ Mit ihrer Überlieferung steht es wesentlich besser; sie steht auf einem stattlichen Pergamentblatt, das sogar noch den vierten Teil eines aufgedruckten Siegels enthält, allerdings auch ein Loch aufweist, so daß bei dem auffälligen Fehlen jeder sonstigen Überlieferung der Text nicht ganz vollständig erhalten ist. Aber trotz dieses befriedigenderen Äußeren hat man dem Stück, schon bald, nachdem es bekannt geworden war,²⁰ nicht recht getraut. Schultes²¹ stieß sich an der Unvereinbarkeit des Datums 1118 mit dem Markgrafentitel, den die Urkunde Konrad beilegt, den er aber erst nach dem Tode Heinrichs II. von Eilenburg, 1123 oder 1127,²² habe führen können. Weitere Unstimmigkeiten wurden von anderen aufgedeckt, so die Bezeichnung des erst 1122 verstorbenen Bischof Reinhard von Halberstadt als *bone memorie* in einer Urkunde von angeblich 1118.²³ Endlich wurden auch Zweifel an der Originalität des Pergaments geltend gemacht; Lobeck²⁴ wollte seine Schriftzüge erst dem 13. Jahrhundert zuweisen, und so hat Posse²⁵ anfangs das Stück für eine Fälschung gehalten, wenn auch nach echter Vorlage. Aber wieder hat er später seine Ansicht geändert: in der Vorbemerkung zu seiner Ausgabe der Urkunde schrieb er ihre Schrift der Mitte des 12. Jahrhunderts zu; das Siegel sei von einem erst nach 1150 benutzten Stempel abgedrückt und das Pergament eine „Renovation der nicht mehr erhaltenen Urkunde von 1118, und zwar mit verändertem Texte“; noch später erklärt er sogar, daß sich diese wie auch die Gerbstedter Vogteiurkunde „als vollkommen echt erwiesen“ hätten.²⁶ Etwas vorsichtiger äußerte sich Krühne: „man

19. Cod. Sax. I 2, 46 n. 55, Krühne 8 n. 8.

20. Zuerst hat es gedruckt G. E. Kreysig, Beyträge zur Historie derer Chur- und Fürstlichen Lande II (Altenburg 1755) 344—49, dann Fr. L. B. von Medem, Beiträge zur Gesch. des Kl. Gerbstedt in: N. Mitt. III 3, 91.

21. Directorium diplomaticum I 250 not.

22. In Wirklichkeit 1123; siehe O. Posse, Die Markgrafen von Meißen und das Haus Wettin 277 mit N. 206 = Cd. Sax. I 1, 148; Hoppe 6.

23. So v. Stieglitz, Über den ältesten Ursprung des Hauses zu Sachsen in: Mitt. d. kgl. sächs. Vereins f. Erforschung und Erhaltung vaterländ. Altertümer (Dresden 1847) 4. Heft 80 N. 96 und A. Cohn, Wettin. Studien in: Neue Mitteilungen a. d. Gebiet hist.-antiquar. Forschungen XI (1867) 135.

24. a. a. O. 43.

25. Die Markgrafen von Meißen 279 N. 210 = Cd. Sax. I 1, 149.

26. Die Wettiner, Genealogie des Gesamthauses Wettin (Leipzig und Berlin 1897) 40 N. 16.

würde die etwas unansehnliche Schrift unbesehen des Inhalts der Urkunde höchstens in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts herabsetzen können“. Da aber Konrad 1156 starb, schien das möglich zu sein.²⁷

Im Cd. Sax. I 2 hat Posse Tafel 1 dankenswerter Weise eine photographische Nachbildung dieser seiner Meinung nach „ältesten von einem Wettiner Fürsten ausgestellten und im Original erhaltenen Urkunde vom Jahre 1118“ veröffentlicht „mit Rücksicht darauf, daß dieses für die älteste Geschichte des Wettiner Gesamthauses hochwichtige, durchaus echte Dokument bisher für gefälscht gehalten wurde“.²⁸ Jedermann war nun also in der Lage, sich durch den Vergleich dieses Stückes mit den Proben thüringisch-sächsischer Klosterurkunden, die derselbe Posse zwei Jahre vorher in seiner Lehre von den Privaturkunden vorgelegt hatte, ein Urteil zu bilden. Das hat anscheinend noch niemand getan, auch Posse nicht, sonst wäre sein Fehlurteil nicht zu verstehen. Denn auf den ersten Blick fällt auf, daß die Reformatio nicht in Urkunden-, sondern in Buchschrift geschrieben ist, und daß darin auch nicht der geringste Versuch gemacht ist, das äußere Aussehen einer Urkunde des 12. Jahrhunderts vorzutäuschen. Weder verlängerte Schrift in der ersten Zeile noch durchgezogene Ober- und Unterlängen oder verzierte Schäfte, gar nichts als eine schmucklose, nüchterne Buchschrift — also im besten Falle eine Kopie. Aber da fängt nun die Schwierigkeit an, denn über die Datierung dieser Schrift kann man sehr wohl verschiedener Meinung sein. Meines Erachtens gehört sie in die Zeit um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert,²⁹ etwa in die Jahre 1180 bis 1220. Ohne in die Schriftbeschreibung einzutreten, stelle ich fest, daß geschwänztes e nirgends, doppelter i-Strich öfters, einfacher einmal (*cervise*) vorkommt, und bitte, die bei Arndt-Tangl Schrifttafeln³ II 58 und 59 wiedergegebenen Petersberger Schriften vom Jahre 1216 zu vergleichen: man wird die Ähnlichkeit, besonders in den Großbuchstaben, leicht erkennen. Und mit dem Siegelfragment hat es auch eine besondere Bewandnis. Posse behauptet, daß Konrad es erst nach 1150 geführt habe, aber der Siegeltypus,

27. In der kritischen Bemerkung zu der Urkunde.

28. Cd. Sax. I 2 Vorbericht.

29. So datiert den Schriftcharakter auch — nach liebenswürdiger Mitteilung — Herr Archivdirektor Dr. W. Möllenberg in Magdeburg.

der einen nach links gerichteten Reiter zeigt, ist nur in einem Exemplar auf dem Petersberger Privileg von 1156 vollständig erhalten und das Fragment auf der Reformatio zeigt davon doch beträchtliche Abweichungen. Sie sind so, daß man den Verdacht einer Fälschung sehr wohl hegen und aussprechen darf.³⁰

Ist damit die Originalität des Stückes in Frage gestellt, so tritt wieder die Kritik der inneren Merkmale in ihr Recht. Wieder will ich zunächst das Formular befragen. Es verrät nicht eben sehr viel, aber am Anfang wieder eine Beziehung zu Petersberg:

Konrad für Petersberg 1156:

In nomine sancte et individue trinitatis. Ego Cuonradus divina favente clementia marchio Misnensis et Lusicensis omnibus Christi fidelibus in perpetuum. Apud universos Christi fideles notum esse volo et perpetue memorie commendari desidero, qualiter ego...

Reformatio:

In nomine sancte et individue trinitatis. Conradus divina favente clementia marchio Misnensis omnibus Christi fidelibus notum esse volo et perpetue memorie commendari desidero, qualiter vir ecclesiasticus...

Liest man weiter, so wird auch der Grund klar, weshalb die Reformatio so wenig mit den anderen, bisher betrachteten Urkunden gemein hat. Als „Urkunde“ ist sie überhaupt ein sehr merkwürdiges Produkt und wer sie mit der herkömmlichen Terminologie der Diplomatie in ihre Bestandteile, Protokoll, Eschatokoll, Narratio, Dispositio usw. zerlegen wollte, würde in nicht geringe Verlegenheit geraten. Überblickt man sie als Ganzes, so erkennt man sofort, daß sie in jene Gattung der „Fundationes“ gehört, die eine eigentümliche Zwischenstellung zwischen Urkunden und erzählender Literatur einnehmen.³¹ In anderen Gegenden stehen derartige Erzählungen

30. Vgl. die Abbildungen bei O. Posse, Die Siegel der Wettiner Tafel I n. 2 (das Fragment der Reformatio) und n. 3 (das Petersberger Siegel von 1156). Der ältere Typus mit einem nach rechts gewendeten Reiter, a. a. O. n. 1, ist erhalten auf Cd. Sax. I 2, 50 n. 58 für Reinhardsbrunn von 1119, aber erst später „erneuert“ und besiegelt, 65 n. 82 von 1130 („die Urkunde kann erst nach 1140 Aug. 31 . . . angefertigt sein“) und 154 n. 223 von 1150 oder später. Man sieht, daß die Chronologie der Siegel keineswegs klar ist.

31. Vgl. hierzu O. Meyer, Die Klostergründung in Bayern und ihre Quellen, vornehmlich im Hochmittelalter, Zs. der Sav.-Stiftung für Rechtsgesch. LI, Kan. Abt. XX (1931) 123 ff.

oder Gründungsnotizen am Anfang der Traditionsbücher und eine irgendwie geartete rechtliche Absicht liegt ihnen immer zu Grunde; wenn in unserem Falle die Aufzeichnung äußerlich in die Form einer Urkunde gebracht ist, so darf man sich dadurch nicht irre leiten lassen; die inhaltliche Kritik wird versuchen müssen, ihre Bestandteile, die vorauszusetzenden Quellen und die Tendenz aufzudecken.³²

Die grundlegende Neuordnung des Klosters Gerbstedt wurde nach dieser Erzählung getroffen von der älteren Wettinergeneration, als deren Angehörige genannt werden der Bischof Friedrich von Münster (1064—84), der Markgraf Dedo († 1075), die Grafen Gero (gest. nach 1089), Konrad (Todesjahr unbekannt) und Thiemo, der Vater Konrads des Großen (Todesjahr unbekannt, nach jüngerer Überlieferung 1091).³³ Diese genealogischen Angaben stimmen überein mit denjenigen der *Genealogia Wettinensis*;³⁴ ihre Glaubwürdigkeit zu bezweifeln, liegt kein Grund vor.³⁵ Als führend bei der ganzen Angelegenheit tritt der Bischof Friedrich von Münster hervor; neben ihm wird auch noch der Bischof Bucco (II). von Halberstadt (1059—88) genannt. Die Neuordnung³⁶ besteht in der

32. Cohn a. a. O. 135 hat das Stück schon ganz richtig beurteilt: „Die ganze Urkunde macht den Eindruck, als hätten wir ein mit Benutzung einer Klosterchronik verfaßtes unechtes Aktenstück, dessen Angaben zum Teil immerhin richtig sein können, anderseits aber eine sehr einseitige und parteiliche Färbung tragen“.

33. Die Daten nach O. Posse, *Die Wettiner, Genealogie des Gesamt-hauses Wettin* (Leipzig und Berlin 1897); ebda. S. 41 N. 16 über das Todes-jahr Thiemos.

34. Ed. Posse a. a. O. 99-101, vorher MG. SS. XXIII 226f. In der Vogtei-urkunde ist in den genealogischen Angaben ein Irrtum, indem Heinrich I. (von Eilenburg) unter die Brüder von Konrads des Großen Vater gerechnet wird, während er in Wirklichkeit Konrads Vetter war. Über die Geneal. Wettin. vgl. zuletzt E. Rundnagel, *Die Chronik des Petersberges bei Halle und ihre Quellen* (Ausgew. hallische Forschungen 1, Halle 1929) 153 ff.; er führt ihre Angaben über die älteren Wettiner auf die (verlorenen) Nien-burger Annalen zurück, was aber in unserem Falle nicht nachprüfbar ist.

35. Vgl. Posse, *Die Wettiner* 41 N. 16 gegen die abweichende Meinung Cohns. Allerdings kann ich den Gerbstedter Urkunden keine verstärkende Beweiskraft gegenüber den Angaben der Geneal. Wettin. beimessen; beide geben die am Ende des 12. Jhdts. geläufige Tradition über die älteren Wettiner wieder.

36. Ob damals schon oder erst 1118 die Benediktinerregel eingeführt

Einsetzung einer Äbtissin *more totius Romane ecclesie*, in der Regelung der Pfründen für sie, 24 Nonnen, 6 Priester und einen Diakon — der Rest des Klostergutes wird an die der Äbtissin unterstellten Ministerialen vergeben³⁷ — und in der Unterstellung des Klosters unter die Oberaufsicht des Bischofs von Münster. *Quicumque Monasterie esset episcopus* soll eine Kurie mit Zubehör in Gerbstedt besitzen und bestimmte, genau umschriebene Rechte genießen. Außerdem wird die Vogtei geregelt, was später noch genauer zu betrachten ist. Alle diese Bestimmungen sind offensichtlich schriftlich niedergelegt worden; die Aufzeichnung redet von einem *pactum*³⁸ — man könnte an einen Familienvertrag denken; jedenfalls ist das die Auffassung unserer Erzählung. Wann dieses Abkommen getroffen wurde, läßt sich nach den Lebensdaten der genannten Wettiner nur ungefähr bestimmen: zwischen 1064 und 1075. Und zur Kontrolle steht nur eine einzige Nachricht zur Verfügung: die Magdeburger Erzbischofschronik bestätigt, daß der Bischof Friedrich von Münster *bona proprietatis sue in Gerbizstede* seinem westfälischen Bistum übertragen habe.³⁹ Danach würde also nicht nur Gerbstedter Klostergut, sondern auch wettinisches Allod an Münster gekommen sein. Von einer Teilnahme der Staatsgewalt, des Königtums, an dieser Güterverschiebung ist nirgends die Rede. Aber man wird die Frage danach um so eher erheben dürfen, als es sich um ein Gebiet handelt, das gerade in den Sachsenkriegen Heinrichs IV. stark umkämpft war. Gerbstedt liegt im alten Schwabengau, ganz an der Südgrenze gegen den Hochseegau zu. Die Grafschaft in diesen Gegenden war bis 1069 in den Händen der Wettiner; damals verlor sie der Markgraf Dedo als Strafe für seine erste

worden ist, ist dem Texte des Reformatio nicht zu entnehmen; erst das Privileg Innocenz' II. JL. 7855 nennt sie ausdrücklich.

37. *Que vero supererant, ipsis laicis, qui dicebantur ministeriales ecclesie, ad mandatum solius abbatisse servire debentes . . . inpenderunt.* Vgl. dazu Rathgen a. a. O. 103.

38. Reformatio: *Hac igitur re tam honeste ordinata quamdiu idem F(ridericus) episcopus vixit, status eiusdem ecclesie securus permansit nec aliquis pactum ullo modo infregit.*

39. Gesta archiepp. Magdeburgen. ad a. 1064, MG. SS. XIV 400; vgl. Gerstenberg a. a. O. 21. Die Magdeburger Chronik ist für diese Jahre eine gute, nahezu gleichzeitige Quelle, vgl. E. Kessel in: Sachsen und Anhalt VII (1931) 140—42.

Empörung gegen Heinrich IV.⁴⁰ Wenn nun die wettinische Familie, deren Allodialbesitz eben in diesen Gegenden von alters her lag,⁴¹ einen Teil ihrer Güter einem ihrer geistlichen Mitglieder übertrug, so sieht das ganz danach aus, als habe man sie auf alle Fälle sicher stellen wollen und es fragt sich, ob sich eine Situation ausfindig machen läßt, in der die Neuordnung Gerbstedts in Anwesenheit aller dabei von der Reformatio genannten Personen möglich war. Ich glaube, im Jahre 1073 eine derartige Situation gefunden zu haben. Damals bildete sich unter Führung Buccos von Halberstadt die gefährliche Verschwörung gegen Heinrich IV., die den Ausgangspunkt der langjährigen Sachsenkriege bildete. Auch der Markgraf Dedo ließ sich wieder für die Opposition einfangen, hat aber dabei, zunächst wenigstens, eine gemäßigte, mehr vermittelnde Haltung eingenommen,⁴² doch wohl mit Rücksicht auf seinen Bruder, den Bischof Friedrich von Münster, der, aus der Kanzlei hervorgegangen,⁴³ gerade im Sommer 1073 am königlichen Hofe in Goslar weilte und auch von Heinrich IV. als Unterhändler mit den unzufriedenen Sachsen verwendet wurde.⁴⁴ Wir werden daher kaum fehlgehen, wenn wir die Gerbstedter Neuregelung in dieses Jahr setzen; damals, als der Ausgang des Kampfes noch recht ungewiß war, konnte gerade diese Ordnung für die Wettiner nur Vorteile bieten.

Nach der Schilderung der Reformatio nahmen die Dinge aber eine andere Wendung, denn der neue Bischof Erpo von Münster (1085—97) verletzte das *pactum* dadurch, daß er Gerbstedter Klostergut seinen weltlichen Verwandten gab.⁴⁵ Der Graf Thiemo⁴⁶

40. Vgl. S. 189 N. 76.

41. Vgl. Posse, Die Markgrafen von Meissen 211ff. = Cd.Sax. I 1, 114ff.

42. Vgl. ebenda 169—172 = Cd.Sax. I 1, 91—93; auch G. Meyer von Knonau, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V, Bd. II 293 N. 87. Die vermittelnde Haltung Dedos erhellt aus Bruno, De bello Saxonico c. 23.

43. Vgl. H. Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre ²I 476.

44. Bruno De bello Sax. c. 27. Vgl. hierzu auch Kl. Löffler, Die westfälischen Bischöfe im Investiturstreit und in den Sachsenkriegen unter Heinrich IV. und Heinrich V. (Diss. Halle 1903 = Münsterische Beiträge zur Geschichtsforschung, NF. 2) 8 ff.

45. Reformatio: *liberis viris cognatis suis*. Dadurch findet der Nachweis Löfflers a. a. O. 18—20, daß Erpo „aus sächsischem oder thüringi-

berief darauf seine Neffen, den Markgrafen Heinrich (I. von Eilenburg, gest. 1103), die Grafen Conrad (Todesjahr unbekannt), Wilhelm und Dietrich (beide gest. vor 1116) zu einem neuen Familientag, auf dem Erpo von Münster erschien und sich zu einer Erneuerung des *pactum* bewegen ließ. Erpo von Münster war eine Kreatur Heinrichs IV. und ist ihm immer treu geblieben;⁴⁷ er ist nicht oft in Ostsachsen gewesen, aber bei einer Gelegenheit treffen wir ihn in der Gesellschaft der Wettiner am kaiserlichen Hof: das war im Jahre 1088, als Heinrich IV. in Quedlinburg Gericht hielt über den Markgrafen Ekbert von Meißen.⁴⁸ In dieses Jahr würde also die Erneuerung des *Pactum* fallen.

Neue Schwierigkeiten gab es unter Burchard, dem Nachfolger Erpos (1099—1118). Auch er war ein Anhänger des Kaisers.⁴⁹ Er versäumte die Ernennung einer neuen Äbtissin, vertrieb Sanctimonialen und einen Kanoniker, *quia obedientes erant Romane ecclesie*, beließ nur vier seiner Parteigenossen in ihren Stellen, übertrug das Klostergut zum Teil seiner bischöflichen Mensa, zum Teil aber auch an Laien, unter denen ein *comes H.*, ein *dominus Wibertus* und andere genannt werden. Hier ist nun ganz deutlich, wie die Parteiungen des Investiturstreites in die stille Klosterwelt Gerbstedts hineinragen: die Leute, denen der münsterische Bischof Gerbstedter Klostergut übertrug, müssen Kaiserliche gewesen sein, und es liegt nahe, in dem *dominus Wibertus* den berühmten Wiprecht von Groitzsch zu erblicken, der anfänglich, mindestens bis 1112, ein treuer Anhänger der Salier war.⁵⁰ Den *comes H.* hat man schon

schem Geschlechte stammte“, eine gewisse Bestätigung.

46. *qui tunc superstes more instituto eiusdem ecclesie advocatiam tenuit*. Nach den Bestimmungen des *Pactum* sollte der Vogt nur *provec-tioris etatis*, nicht unbedingt der älteste sein, so daß aus diesen Worten für die unbekannten Todesjahre der älteren Wettiner (s. S. 178) nichts Sicheres zu entnehmen ist.

47. Vgl. Löffler a. a. O. 18—25.

48. St. 2893; vgl. Meyer von Knonau IV 218 f.

49. Vgl. Löffler a. a. O. 25—34.

50. Dann müßte diese Vergebung von Gerbstedter Klostergut in die früheren Jahre Burchards fallen. Über Wiprecht vgl. zuletzt K. Heine, Wiprecht von Groitzsch in: Mansfelder Blätter XI (1897) 30 ff. An einer zweiten Stelle der *Reformatio* — gegen Schluß —, wo die Namen teilweise nochmals genannt werden, ist das Pergament leider sehr zerstört; die Aus-

früher mit einem Grafen Hoyer von Mansfeld identifiziert,⁵¹ wir werden sehen: mit Recht. Es scheint also Gerbestedt unter dem Einfluß der münsterischen Bischöfe ein Nest des kaiserlichen Widerstandes gegen die sächsische Opposition gewesen zu sein, nicht das einzige in diesen Gegenden.⁵²

So blieben die Dinge, bis nach dem Tode Burchards von Münster der Bischof Reinhard von Halberstadt (1107—23), ein eifriger Gregorianer, den jungen Konrad zum Eingreifen bewog. Die Nonnen wurden zurückgerufen und ihnen ein Konvent von Augustinerchorherrn beigesellt, für den freie Propstwahl vorgesehen wurde. Da aber griff nun wieder der münsterische Bischof Dietrich (1118—27) ein, versuchte die Reform zu verhindern, konnte aber angeblich nur 50 Hufen sich aneignen. Die Folge war ein Rekurs an den Papst mit der Bitte um Zurückgabe der von dem Grafen H. und anderen Laien und der von dem münsterischen Bischof entfremdeten Güter. Ein Privileg des Papstes soll der Erfolg dieses Schrittes gewesen sein: *Tali modo, ut supradictum est, Gerbestede locus a parentibus meis institutus est, taliter est per me reformatus, presentibus domino cardinali, qui tunc mecum fuit, ac domino meo R. Halverstadensi episcopo et ceteris episcopis, abbatibus, clericis ac laicis multis presentibus, anno dominice incarnationis 1118 in ipso loco Gerbestede*. In diesem Schlußteil der Aufzeichnung fällt zunächst auf, daß eine Fülle von Ereignissen in das Jahr 1118 zu-
zusammengedrängt ist. Das Datum 1118 gehört offenbar zu dem unmittelbar vorhergehenden Satz, aus dem man wird folgern dürfen, daß eine kirchliche Versammlung, etwa eine Diözesansynode,⁵³

gaben (Krühne und Posse) bieten: *comiti H. et de . . . ingerothe et ceteris*. Ich glaube auf der Reproduktion bei Posse zu erkennen, daß vor *de* noch ein Buchstabe stand; die Lücke umfaßt höchstens sieben Buchstaben.

51. So H. Größler, Geschlechtskunde der Grafen von Mansfeld in: *Mansfelder Blätter* III (1889) 65. Allerdings bezieht Größler diese Stelle auf Hoyer III., während wir sie auf den in der Schlacht am Welfesholz 1115 gefallen Hoyer II. deuten. Vgl. zur Sache S. 189.

52. Vgl. dazu meine Bemerkungen über Quedlinburg in *N. Arch.* L (1933) 310—12.

53. Auch schon vorher: *Ego vero, quia locu[s ipse] ad meam spectabat tutelam et defensionem, quamvis in ecclesi[astici]s rebus adhuc essem tener et fatuus, tamen multorum venerabilium virorum episcoporum, abbatum ceterorumque fidelium Christi preceptis et monitis . . .*

stattgefunden hat. Der Kardinal, von dem hier die Rede ist, ist Kuno von Palestrina, der in der Tat im Frühsommer 1118 in Sachsen, wahrscheinlich in Gernrode, war, bevor er am 28. Juli 1118 die Synode in Fritzlar eröffnete.⁵⁴ Auf dieser Synode erscheint aber zum ersten Male der Bischof Dietrich von Münster — sein Vorgänger Burchard war am 19. März gestorben — und zwar als Anhänger der Päpstlichen. Sein Übergriff auf Gerbestedter Gut muß also später fallen, ebenso wie die ganze Geschichte von der Appellation an die Kurie. Die Erzählung drängt demnach die Dinge sehr stark zusammen, und wenn darin eine Papsturkunde erwähnt wird, so darf man den Verdacht wohl hegen, daß der Verfasser dabei das Privileg Innocenz' II. von 1137 im Auge hat, denn darin ist, wenn auch in sehr abgeschwächter Form, von Ansprüchen des münsterischen Bischofs die Rede.⁵⁵

Diese kritische Inhaltsübersicht zeigt, daß in der Reformatio sehr verschiedene Dinge zusammengearbeitet sind. Wie weit schriftliche Vorlagen benutzt wurden, ist schwer zu sagen; eine Aufzeichnung über eine Synode von 1118 und das Papstprivileg von 1137 werden mit ziemlicher Sicherheit als Quellen bezeichnet werden dürfen. Ob dagegen das alte Pactum von 1073, wenn es je schriftlich fixiert war, unverändert übernommen wurde, das ist sehr zweifelhaft. Denn schon die Bestimmung über die Ausstattung des Bischofs von Münster mit einer Kurie widerspricht dem Papstprivileg von 1137: Innocenz II. nennt als Besitz des Bischofs: *due curie, una quidem in parvulo Gerbestadt, alia vero in Retecheburch* (die Rückscheburg, südwestlich von Mansfeld).⁵⁶ Hier ertappen

54. Vgl. Meyer von Knonau VII 79 f.; O. Schumann, Die päpstlichen Legaten in Deutschland zur Zeit Heinrichs IV. und Heinrichs V. (Diss. Marburg 1912) 105 f., dem aber unser Stück entgangen ist.

55. JL. 7855 (Krühne 7 n. 7): *Prohibemus etiam, ne Monasteriensi episcopo liceat aliquod vestro monasterio gravamen inferre . . .* Krühne hat wegen der Erwähnung dieses Papstprivilegs die Reformatio auf 1137—1156 datieren wollen. Die Papsturkunde gibt übrigens — trotz schlechter Überlieferung — zu kritischen Bemerkungen keinen Anlaß; sie ist völlig echt, auch die Kardinalsunterschriften sind durchaus richtig.

56. Die Besitzungen des Bischofs von Münster in und um Gerbestedt sind sogar noch größer gewesen, als das Papstprivileg erkennen läßt. In einer erst durch Buttenberg a. a. O. 29 n. 3 bekanntgemachten Urkunde schenkt der Bischof Ekbert von Münster (1127—32) *curale quoddam in su-*

wir den Verfasser der Reformatio bei dem Bestreben, die Ansprüche des Bischofs von Münster möglichst herabzuschrauben, wie denn ja die gegen Münster gerichtete Tendenz des Stückes ganz deutlich ist. Aber auch die dem Pactum zugeschriebenen Vogteibestimmungen unterliegen schweren Bedenken, und damit führt unsere Untersuchung wieder zu dem Ausgangspunkt zurück.

Wir stellen zunächst die Vogteibestimmungen der Reformatio denjenigen der Vogteiurkunde gegenüber:

Reformatio:

Hoc etiam, ut [h]is, qui provectionis etatis inter eosdem cognatos esset, advocatiam haberet et, quod nullus ex ipsis eandem advocatiam aliquo modo alienaret, collaudaverunt. Ipsi etiam statuerunt dari servitium advocato ter in anno, dum presidere deberet iudicio, primo videlicet post Epiphaniam tres plenos porcos, tres modiolos et dimidium salis, tria maldra et dimidium farine, triginta caseos, dimidium sexagene scutellarum, quindecim bicaria, quinque gallinas, quinquaginta ova, septem sexagenas avene, viginti urnas cervise, quinque ollas, tria plaustra lignorum. In ebdomada post Pascha dandi sunt tres porci, quorum quilibet valeat quatuor solidos, bernam cum interioribus excepto arvina, capite et pedibus ac fulta reliqua sicut in Epiphania. Item proxima die dedicationis dabuntur sex oves et reliqua omnia sicut in Pa-

Vogteiurkunde:

Que autem advocato legitimo fieri debent ab ipsa ecclesia, hec sunt: post Epiphaniam, dum iudicio presidet, dabuntur tres porci slagbradales, tria maldra farine, tres modiol salis, triginta casei, triginta scutelle, quindecim bicarii, viginti urne cervisie, quinque olle, quinque galline, quinquaginta ova, tres plaustrate lignorum, septem sexagene⁵⁷ avene. Post octavas Pascho dabitur perna⁵⁸ cum suis interioribus excepta arvina et extremitatibus, tres porci, quorum quilibet valeat quatuor solidos et cetera sicut in Epiphania. Post diem de-collationis Iohannis dabuntur sex castrati porcorum loco et cetera sicut in Epiphania. Quicquid in placitis acquiritur, tertia pars erit advocati, due partes erunt ecclesie;

periori villa Gerbstedt, quod cuiusdam ministerialis Popponis beneficium fuit, den Gerbstedter Nonnen. Offenbar ist dieses Gut nicht identisch mit der curia in parvulo Gerbestadt des Papstprivilegs (das ja auch später ausgestellt ist), sondern stammt wohl aus dem wettinischen Allodialgut in Gerbstedt.

57. So die Berliner Abschrift (vgl. S. 168 N. 6).

58. In der Berliner Abschrift: *baco unus*.

scha sed sine porcis et berna. Hec ideo statuerunt, ne advocatus gravis esset hominibus ecclesie, sed eos defensaret. Quicquid etiam de iustis causis in placito suo ab hominibus ecclesie obtineret, tertia pars sua esset et due partes ecclesie cederent.

preter hec in bonis ecclesie sub obtentu gratie Dei nichil audeat usurpare.

Die Abweichungen der beiden Fassungen schließen den Gedanken einer Verfälschung aus: wäre man am Ende des 12. Jahrhunderts, als die Vogteiurkunde fabriziert wurde, mit der Höhe der dreimal im Jahr zu zahlenden Vogteiservitien unzufrieden gewesen, so hätte sich ein Fälscher wohl kräftigere Abstriche erlaubt. Die Fragwürdigkeit des Satzes liegt in der Stelle, an der er in der Reformatio steht. Denn diese Vogteiservitien sollen festgesetzt sein bei der ersten Neuordnung des Klosters Gerbstedt durch die ältere Wettinergeneration, die wir ins Jahr 1073 gesetzt haben.

Aber das halte ich nach dem, was die neueren Forschungen über die Geschichte der Vogtei erbracht haben, für völlig unmöglich. Zwar fehlt bisher noch eine Untersuchung über die Vogteiservitien, die vermutlich für die Kenntnis der zahlreichen Vogteifälschungen des 12. Jahrhunderts aufschlußreich sein würde, aber so viel kann man mit Sicherheit schon jetzt behaupten, daß Servitien in der Höhe, wie sie Gerbstedt zu zahlen hatte, im 11. Jahrhundert unmöglich sind.⁵⁹ Dazu kommt ein weiteres. Die Gerbstedter Vogtei trägt, wie die übrigen Vogteirechte der Wettiner, noch deutlich Züge des Eigenkirchenrechtes an sich: sie ist eine Stifterfamilienvogtei mit Senioratsfolge,⁶⁰ sie wahrt, wenn auch in stark abgeschwächter

59. Zu den Vogteiservitien, die in der sich vorzugsweise um die Klärung der vogteilichen Gerichtsbarkeit bemühenden Literatur meist nur nebenbei behandelt sind, vgl. u. a. A. Heilmann, Die Klostervogtei im rechtsrheinischen Teil der Diözese Konstanz (Görres Gesellschaft, Sektion f. Rechts- und Sozialwissenschaften 3, Köln 1908) 97 f., 101 ff.; G. Schreiber, Kurie und Kloster im 12. Jahrh. II (Kirchenrechtl. Abh. 67/68, Stuttgart 1910) 265 ff.; H. Hirsch, Die Klosterimmunität seit dem Investiturstreit (Weimar 1913) 57 ff.; A. Waas, Vogtei und Bede in der deutschen Kaiserzeit II (Arbeiten zur deutschen Rechts- und Verfassungsgesch. 5, Berlin 1923) 8 ff.

60. Allerdings ist die Senioratsfolge erst in der Vogteiurkunde — nach

Form, die Gerichtsbarkeit dem Vogte: in der Reformatio wie in der Vogteirurkunde ist das übliche Drittel der Gerichtsgefälle dem Vogte vorbehalten.⁶¹ Daneben aber stehen in der Reformatio Bestimmungen, die der alten, herrschaftlichen Vogtei zuwiderlaufen und die neuere Auffassung von dem beamteten Vogt verraten; dahin gehört das Verbot einer Weitervergebung der Vogtei auf dem Lehnswegen, also der Einsetzung von Untervögten, und die Festsetzung der dreimal fälligen Vogteiservitien. Das sind Programmpunkte der kirchlichen Partei, die erst im Laufe des Investiturstreits aufgekomen sind und um die der Kampf vorzugsweise ging. Sie sind zum ersten Male formuliert in dem berühmten, viel umstrittenen Diplom Heinrichs IV. für Hirsau vom Jahre 1075, das, wie wir jetzt wissen,⁶² eine wenig spätere Fälschung ist. Das Programm wurde im Südwesten des Reiches aufgestellt; wenn unsere Reformatio es schon in eine Abmachung, die vor 1075 getroffen sein muß, versetzt, so ist sie also offenbar bestrebt, die Gerbstedter Vogteirechte der Wettiner älter erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit sind.

Für das 12. Jahrhundert aber sind diese Bestimmungen durchaus zeitgemäß. Das Dynastentum hat zwar ein Stück weit den Forderungen der Kirche, mit der es in dem politischen Kampfe gegen das Königtum verbündet war, nachgeben müssen, aber der eigenkirchenrechtliche Gedanke war doch auch bei ihm zu tief eingewurzelt, als daß er sich nicht in veränderter Form und unter sich ändernden wirtschaftlichen Verhältnissen hätte behaupten können. Markgraf Konrad der Große, den ein neuerer Historiker lieber „den Frommen“ nennen wollte,⁶³ gehört zu diesem neuen, durch den Investiturstreit emporgekommenen Fürstentyp. Trotz aller Kirch-

Petersberger Vorbild — an die Stelle der unklaren Bestimmungen der Reformatio getreten.

61. Vgl. hierfür auch H. Glitsch, Untersuchungen zur mittelalterlichen Vogteigerichtsbarkeit (Bonn 1912) 154, und H. Hirsch, Die hohe Gerichtsbarkeit im deutschen Mittelalter (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Gesch. hg. v. d. hist. Komm. zur Förderung deutscher Wissenschaft ... in Böhmen 1, Prag 1922) bes. 111 ff., wo, wie auch in den anderen Arbeiten Hirschs, das Vogteiproblem am schärfsten erfaßt ist.

62. Vgl. A. Brackmann, Die Anfänge von Hirsau in der Kehr-Festschrift (München 1926) 215 ff.

63. So E. Jacobs, Geschichte der in der preußischen Provinz Sachsen vereinigten Gebiete (Gotha 1884) 171.

lichkeit — wie schon sein Ende in dem Petersberger Stift zeigt — finden sich in seinen Vogteien alte und neue Elemente nebeneinander, aber das Nachgeben gegenüber den Forderungen der Kirche überwiegt. So, wenn er den Mönchen des neugegründeten Klosters Bosau für die Vogtei die Wahl läßt zwischen einem Mitglied seiner Familie oder einem Fremden,⁶⁴ wenn er in seiner eigenen Gründung Petersberg die Einsetzung von Untervögten verbietet und auf jegliche Einkünfte verzichtet,⁶⁵ oder wenn er mit dem Naumburger Bischof sich in eine Regelung der Vogteibezüge einläßt, die ihn allerdings einige Kirchenlehen als Entschädigung für die Halbierung der Vogteiservitien einbringt.⁶⁶ In die Zeit Konrads würden also die Vogteibestimmungen der Reformatio sehr wohl passen.

Was war aber dann der Anlaß für ihre Übernahme in die sicher erst nach 1181 gefälschte Vogteiurkunde? Um dieses Rätsel zu lösen, ist noch ein Blick auf die Inhaber der Vogtei nötig.⁶⁷ Nach unseren Urkunden soll sie ja in den Händen der Wettiner liegen und zwar nach der Senioratsfolge. Aber von einer tatsächlichen Ausübung der Vogtei ist in den Urkunden selbst sehr wenig die Rede. Wenn der Markgraf Heinrich von Meißen und der Graf Dietrich von Brehna im Jahre 1238 (?) die Vogteirechte über die Dörfer Liehmena (Kr. Delitzsch) und Burghausen (Amtshauptmannschaft Leipzig) an das Kloster Gerbstedt verkaufen,⁶⁸ so ist daraus — ganz abgesehen von der schlechten Überlieferung des Textes — nichts zu entnehmen, denn es handelt sich dabei um eine Teilvogtei. Erst in einer späteren Urkunde desselben Heinrich ist von der *advocatia monasterii sanctimonialium in Gerbestede* die Rede; sie wird im Jahre 1284 als Lehen den Herren von Hadmersleben übertragen, und

64. F. Rosenfeld, UB. des Hochstifts Naumburg I (Magdeburg 1925) 105 n. 123.

65. Vgl. S. 172 f. Der Passus in dem Petersberger Traditionsbrief an den Papst, S. 174 N. 18, scheint das wiederzugeben, was die große Petersberger Urkunde von 1156 mit den Worten: *ut nullus deinceps aliquo gravamine exactionis vel petitionis cuiuslibet servitii vel operis has b. Petri possessiones et possessionum cultores infestare presumat* sagt. Auch in der Petersberger Vogteiurkunde von 1181 ist von Vogteiservitien nicht die Rede.

66. Rosenfeld a. a. O. 135 n. 153 u. 142 n. 161 (Stumpf 3470).

67. Vgl. hierzu Krühne S. VIII, Buttenberg a. a. O. 8.

68. Krühne 18 n. 28.

dabei heißt es ausdrücklich, daß sie *eandem advocatiam possidere et tenere debeant eo iure et honore, secundum quod dominus Conradus quondam illustris Misnensis marchio et alii nostri progenitores fundatores eiusdem cenobii dinoscuntur statuisset et prout in privilegio predicti domini marchionis super hoc confecto plenius est expressum*.⁶⁹ Hier ist also ausdrücklich auf die Reformatio Bezug genommen. Aber in anderen Urkunden werden die Mansfelder Grafen als Vögte von Gerbstedt genannt, so zuerst in einem Mandat des Kardinallegaten Konrad von Porto und S. Rufina 1225, in dem sogar von Bedrückungen des Klosters durch den Vogt, Grafen Burchard I. von Mansfeld, die Rede ist,⁷⁰ und 1271 hören wir von einer Konstitution über das Vogtkorn und eine Hühnerabgabe, die ebenfalls ein Graf Burchard (III.) von Mansfeld *per totam advocatiam ecclesie in Gerbizstede* erlassen hatte.⁷¹ Die Ansprüche der Grafen von Mansfeld auf die Gerbstedter Vogtei sind aber älter als 1225; ich glaube sogar ihre Herkunft wahrscheinlich machen zu können. Zwischen 1173 und 1184 vertauschte nämlich der Bischof Hermann von Münster das Saaleufer bei Rothenburg und den anliegenden Forst an das Praemonstratenserstift Unser Lieben Frauen in Magdeburg, das dagegen eine halbe Hufe in Zickeritz (auf dem linken Saaleufer, zwei Kilometer südwestlich von Rothenburg) hingab. Die Vogtei über die abgetretenen und die vom Bischof neu erworbenen Güter hatte der Graf Hoyer von Mansfeld; das Tauschgeschäft wurde vollzogen vor dem Markgrafen Dietrich (von der Lausitz) und dem Grafen Dedo (von Groitzsch; beides Wettiner), später bestätigt *in placito sepedicti Hogeri comitis in Bisinburg* (Bösenburg) . . . *in presentia iudicum scabinorum* und sowohl von dem Bischof Hermann von Münster wie von dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg beurkundet.⁷² Und in einer noch älteren

69. Buttenberg a. a. O. 28 n. 1. Über die Herren von Hadmersleben vgl. Engeln, Die Edlen von Hadmersleben in: Magdeb. Geschbl. X (1875) 342—77.

70. Krühne 18 n. 27; vgl. über Burchard I. H. Größler in: Mansfelder Blätter III (1889) 73—78.

71. Krühne 23 n. 35; vgl. über ihn R. Leers in: Mansfelder Blätter XXI (1907) 106—23.

72. G. Hertel, UB. des Klosters Unser lieben Frauen zu Magdeburg (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen X, Halle 1878) 52 n. 58 (Hermann)

Urkunde eines anderen Bischofs von Münster, Ekberts (1127—32), in der er dem Kloster Gerbstedt seinen Anteil am Welfesholz, einen Hof in (Ober)gerbstedt und drei Hufen in Bösenburg schenkt, unterschreibt als erster Laienzeuge ein *Hogerus advocatus*.⁷³ Daß dieser Hoyer mit dem Grafen Hoyer III. von Mansfeld identisch ist,⁷⁴ ist natürlich nur eine Vermutung, während bei dem vorher genannten Hoyer IV. (1140—83) ein Zweifel nicht möglich ist. Aber diese Vermutung läßt sich stützen: erscheint in dem späteren Falle der Graf Hoyer IV. von Mansfeld als Vogt der münsterischen Besitzungen im Schwaben- und nördlichen Hochseegau, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß dasselbe Dynastengeschlecht dieses Amt schon früher innegehabt hat. Und nun erinnern wir uns, daß die Reformatio schon dem Bischof Burchard von Münster die Vergebung von Gerbstedter Klostergut an einen Grafen H. zum Vorwurf macht, daß diese westfälischen Bischöfe bis ins zweite Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts hinein treue Anhänger des Kaisers waren und daß der Graf Hoyer II. von Mansfeld, offenbar jener von Burchard von Münster belehnte, in der Schlacht beim Welfesholz 1115 als Führer kaiserlicher Truppen fiel⁷⁵ — sind da die Zusammenhänge nicht mit den Händen zu greifen und ist die Behauptung zu kühn, daß eben diese münsterische Vogtei der Mansfelder Herrn noch in die Epoche des Investiturstreits zurückreicht, ja vielleicht der Ausgangspunkt für die mansfeldische Territorienbildung war?⁷⁶ Ist es ein Wunder,

und 53 n. 59 (Wichmann), beide Stücke nur im Codex Viennensis überliefert (vgl. W. Möllenberg in: Sachsen und Anhalt III, 1927, 161 n. 45 u. 44).

73. Buttenberg a. a. O. 29 n. 3; es ist die vorhin S. 183 N. 56 angeführte Urkunde.

74. Größler a. a. O. 65 führt als ersten Beleg für Hoyer III. die Reformatio mit dem Jahr 1118 an; die Stelle ist aber auf Hoyer II. zu beziehen, vgl. S. 181 f. Der nächste Beleg für Hoyer III. ist von 1133. Da die Urkunde des Bischofs Ekbert auf alle Fälle älter ist (er starb 1132), wäre sie der früheste Beleg. Über Hoyer IV. vgl. Größler a. a. O. 69—73. In münsterischen Bischofsurkunden der Zeit ist ein *Hogerus advocatus* sonst nicht zu finden.

75. Vgl. Größler a. a. O. 63 f.; Meyer von Knorau VI 324.

76. Die Forschung nimmt allgemein an, daß die Grafschaft im Schwaben- und nördlichen Hochseegau 1069 an die Mansfelder überging, so F. Winter in: N. Mitteilungen XIV (1875) 283 f., Posse, Die Markgrafen von Meißen 166 f. = Cd. Sax. I 1, 90, Größler a. a. O. 62 und zuletzt

wenn das aufstrebende Geschlecht im 12. Jahrhundert seine Hand auch nach der Gerbstedter Vogtei ausstreckte? Um die Wende der 70er Jahre fungiert Hoyer IV. noch als eine Art von Untervogt, noch müssen die Wettiner bei jeder Besitzveränderung, die der Bischof von Münster vornimmt, um ihre Zustimmung gefragt werden; 1225 haben die Mansfelder Grafen die Gerbstedter Vogtei inne und der Territorialherr in der Nähe wird von den Nonnen als „Bedrucker“ beim Kardinallegaten verklagt. Die Wettiner ziehen sich in der Zwischenzeit immer mehr auf die zukunftsreicheren Kolonialgebiete jenseits der Saale zurück. Aber das sind ja nun auch gerade die Jahrzehnte, die wir für die Fabrikation der Vogteiurkunde und die Niederschrift der Reformatio in Anspruch genommen haben. Damals wird man in Gerbstedt allen Anlaß gehabt haben, sich der wettinischen Anfänge des Stiftes zu erinnern; indem man den Wettinern die recht erheblichen Vogteieinkünfte garantierte, hoffte man offenbar auf ihre Unterstützung im Abwehrkampf gegen den emporstrebenden Landesherrn.

Das Ergebnis unserer Untersuchung ist also, daß die Gerbstedter Vogteiurkunde eine in Petersberg hergestellte Fälschung aus dem Ende des 12. Jahrhunderts ist mit dem Zwecke, die Rechte der Wettiner gegenüber dem Drängen der Mansfelder Grafen zu verteidigen. In derselben Absicht hat man damals auch ältere, zum größten Teil echte und glaubwürdige Überlieferung über das Schicksal Gerbstedts in der Investiturstreitszeit in die äußere Form einer Urkunde gebracht. Davon, daß sie „die älteste von einem Wettiner Fürsten ausgestellte und im Original erhaltene Urkunde“ sei, ist keine Rede; wohl aber eröffnet die Reformatio unerwartete Einblicke in das Ringen des salischen Königtums um seine Machtstellung im Harzgebiet und in das Emporkommen der lokalen Gewalten.

K. Schmidt, Die Grundlagen der territorialen Entwicklung der Grafschaft Mansfeld in: *Mansfelder Blätter* XXXVI—XXXVII (1930) 30—36. Das einzige direkte Zeugnis für die von Hoyer IV. ausgeübte Grafengerichtbarkeit ist eben die Urkunde UB. ULFr. in Magdeburg 53 n. 59. Die Zusammenhänge mit der münsterischen Vogtei hat Schmidt nicht bemerkt.

Über Otto von St. Blasien, Burchard von Ursberg und eine unbekannte Welfenquelle mit Ausblick auf die Chiavennafrage.

Von
Ferdinand Güterbock.

Wenn wir auch über die Begebenheiten der Regierungen Barbarossas und Heinrichs VI. durch zahlreiche zeitgenössische Zeugnisse im großen und ganzen gut unterrichtet sind, so bieten uns die Quellen der folgenden Epoche doch im einzelnen noch manche bedeutsame Ergänzungen, die dort freilich meist mit sagenhaften Nachrichten vermengt sind und aus wertloser Spreu erst durch kritische Forschung sorgsam ausgesondert werden müssen. Dies gilt namentlich von einer Gruppe südwestdeutscher Geschichtswerke aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts, so ganz besonders von dem Werk, das Otto von St. Blasien als Fortsetzung der Chronik Ottos von Freising um die Wende des Jahres 1209 verfaßt hat, wie auch von der um 1230 entstandenen Chronik des Propstes Burchard von Ursberg.

Mit Recht betont Hofmeister, der letzte Herausgeber Ottos von St. Blasien, in der Einleitung seiner Edition, daß die Fragen nach der Glaubwürdigkeit und nach den Quellen des Werks zwar durch die vor Jahrzehnten erschienene scharfsinnige Dissertation Thomaes¹ und durch Arbeiten anderer Forscher stark gefördert, aber nicht in jeder Beziehung gelöst sind und noch einer eingehenderen Untersuchung bedürfen.² Wenn bisher Hofmeister eine solche Untersuchung, die er damals in Aussicht stellte,³ im Drange seiner vielfachen weiteren Verpflichtungen nicht liefern konnte, so möchte

1. H. Thomae, Die Chronik des Otto von St. Blasien, kritisch untersucht (Leipzig 1877).

2. Script rer. Germ., Ottonis de Sancto Blasio Chronica ed. A. Hofmeister (1912), in der Einleitung S. XXIV.

3. Ebendort in der Einleitung S. XXV.

ich ihm jetzt nicht vorgreifen, sondern im Gegenteil ihn oder einen seiner Schüler zur Fortführung der Forschung und zur Lösung der hier vorliegenden lohnenden Aufgabe anlocken, indem ich zu ihrer Klärung meinerseits nur nach beschränkter Richtung einen kleineren Beitrag zu bringen versuche.

Von Otto von St. Blasien ist ja ohne Frage anzunehmen, daß er in der Hauptsache aus mündlicher Überlieferung schöpfte, wobei allerdings doch soviel feststeht, daß er in seiner Darstellung der Anfänge Barbarossas die Werke Ottos von Freising benutzte, so außer der Chronik auch die *Gesta Friderici* mit der Fortsetzung Rahewins, die er unter Ottos von Freising Namen zitiert. Daß er ferner auch den „Appendix“ zu Rahewins Werk kannte, erscheint mir nicht nur mit Hofmeister⁴ möglich, sondern sicher, da er bei Erzählung der römischen Katastrophe (von 1167) in Übereinstimmung mit dem „Appendix“ die Worte *pestilencia exercitum extinxit* gebraucht und Namen damals gestorbener Fürsten in gleicher Reihenfolge bringt.⁵ Im übrigen bestehen Zweifel, ob ihm auch die Weingartener „*Historia Welforum*“ mit den anderen welfischen Aufzeichnungen als Quelle diente und wie die Ähnlichkeit seiner Nachrichten mit denen Burchards von Ursberg, der Marbacher Annalen und der St. Galler Geschichtswerke zu erklären ist. Hofmeister hält hier mit dem Urteil vorsichtig zurück: er neigt zu der Annahme, Otto von St. Blasien habe die älteren welfischen Aufzeichnungen wohl kaum benutzt, aber vielleicht gekannt;⁶ und er möchte Ottos Verwandtschaft mit dem jüngeren Burchard von Ursberg und anderen Annalisten nur auf den Einfluß gemeinsamer in Schwaben verbreiteter Überlieferungen zurückführen,⁷ während Holder-Egger und Simson in der Neuausgabe Burchards die Ansicht äußern, Burchard habe wohl aus Ottos Chronik geschöpft.⁸

Aus diesem ganzen noch zu klärenden Fragenkomplex will ich hier zunächst das Verhältnis Burchards zu der Chronik Ottos be-

4. Vgl. ebendort S. X Anm. 4 am Schluß.

5. Siehe *Script. rer. Germ., Ottonis et Rahewini Gesta Friderici I. imperatoris* S. 349 und *Ottonis de S. Blasio Chronica* S. 26 (c. 20).

6. So Hofmeister in der Einleitung der Edition S. XI.

7. Ebendort S. XVII.

8. *Script rer. Germ., Die Chronik des Propstes Burchard von Ursberg*, hsg. von O. Holder-Egger und B. v. Simson (1916), Einleitung S. XVI.

rühren. Zwischen den Nachrichten beider Chronisten besteht an verschiedenen Stellen eine sachliche, ja zum Teil eine stilistische Kongruenz, und zwar in noch ausgedehnterem Maß, als dies bisher von Hofmeister, Holder-Egger und Simson beobachtet worden ist.⁹ Die Übereinstimmung erstreckt sich nämlich, wie vorweg bemerkt sei, anscheinend nicht nur auf Berichte der Jahre 1164 bis 1191, sondern auch schon vorher auf die Schilderung der ersten Regierungsjahre Barbarossas. Als beachtenswert hebe ich hervor, wie in beiden Werken in unmittelbarem Anschluß an die Königswahl Friedrichs von dem Tod Eugens III. und der Aufeinanderfolge der Päpste Anastasius IV. und Hadrian IV. fast gleichlautend die Rede ist: *Eugenius papa obiit (moritur), cui Anastasius successit (succedit Anastasius) . . . Anastasius papa obiit, cui Adrianus successit*.¹⁰ Entsprechend wird auch erzählt, wie der Streit der beiden Heinriche um den *ducatus Noricus* durch König Friedrich beigelegt wurde, indem Friedrichs Blutsverwandtschaft (*linea consanguinitatis*) mit den Fürsten in stilistisch ähnlicher Fassung unterstrichen wird.¹¹ Wenn beide Chronisten weiterhin erzählen, Friedrich sei nach Ordnung der deutschen Angelegenheiten¹² nach Italien gezogen, habe Tortona erobert, den Aufstand der Römer niedergeworfen und habe auf seiner Heimkehr den Widerstand der Veronesen in einem Engpaß des Gebirges überwunden, so sind hier freilich die Übereinstimmungen gegenüber den Abweichungen der Berichte von ge-

9. Vgl. die Edition Ottos von St. Blasien S. XVI Anm. 5 und die Edition Burchards von Ursberg S. XVI Anm. 8 und 9.

10. Vgl. Otto von St. Blasien S. 6 (c. 5); Burchard von Ursberg S. 45. Ebenso übereinstimmend lautet bei Otto (S. 37 c. 25) und Burchard (S. 58) auch der spätere Bericht über den Tod Alexanders III. und die Nachfolge Lucius' III.; vgl. dieselbe Nachricht ähnlich auch in den Marbacher Annalen (*Annales Marbacenses qui dicuntur*, ed. H. Bloch, 1907, S. 52) und in den Annalen von St. Georgen auf dem Schwarzwald (Hofmeister in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins XXXIII, 47 Anm. 2).

11. Otto von St. Blasien S. 6 (c. 6): *utrumque enim linea consanguinitatis tangebatur*; Burchard von Ursberg S. 24: *principes Alamannie proxima linea consanguinitatis imperatori adherebant*, wie schon S. 23 bei Schilderung der Wahl Friedrichs: *principes Alamannie proxima linea consanguinitatis eum attingerent*.

12. Otto von St. Blasien S. 7 (c. 7): *dispositis pro voluntate sua in Gallia et Germania rebus universis*; Burchard von Ursberg S. 25: *... in Alamannia dispositisque negotiis imperii et rebus pacatis*.

ringerer Bedeutung. Und dasselbe gilt von der Erzählung, Friedrichs Ehe mit *Adala (Adila)*, der Tochter des Markgrafen von Vohburg, sei in Konstanz geschieden worden, bevor seine Heirat mit der Burgunderin Beatrix stattgefunden habe.¹³ Dasselbe gilt ferner auch von der Darstellung der lombardischen Kämpfe Barbarossas bis zur Zerstörung Mailands, wo sich ja Burchard einer eigenen italienischen Quelle, und zwar vermutlich dem uns verlorengegangenen Geschichtswerk des Johannes von Cremona, anschliebt.¹⁴ Trotzdem finden sich bei ihm gelegentlich auch hier wieder Worte wie *miseri cives, attriti* u. a., die an Ottos Ausdrucksweise erinnern.¹⁵

Von weit größerem Gewicht ist dann die schon von anderen¹⁶ bemerkte Kongruenz der Quellen bei Schilderung der tübingsch-welfischen Fehde von 1164/66: dort folgt zwar Burchard fast durchweg im Wortlaut dem Bericht der „*Historia Welforum*“, der sich von Ottos Darstellung stark unterscheidet; doch verrät er zwischendurch in einzelnen Redewendungen, daß er daneben auch Ottos Darstellung oder ihre Vorlage gekannt hat. Entscheidend ist namentlich die wohl schon früher beachtete, aber in ihrer Bedeutung noch nicht voll gewürdigte Stelle, wo es nach der welfischen Niederlage bei Tübingen in der „*Historia Welforum*“ heißt: *Guelfo pater ... audito quod acciderat*, dagegen in Burchards Chronik: *Welfo senior audito tali infortunio filii sui*, und entsprechend in Ottos Chronik: *Quo infortunio filii Welf senior inflammatus*.¹⁷ Dazu kommt, daß an eben dieser Stelle Burchards Worte *et cum imperatore hoc egit* sachlich der Darstellung Ottos, nicht der des welfischen Geschichtschreibers entsprechen, daß dann Burchard bei der folgenden Nachricht, Herzog Friedrich habe den Böhmenherzog herbeigerufen, den Ausdruck *e duxit* wie Otto (*e d ucto*) statt dem *a d d uxit* der welfischen Quelle bringt, daß

13. Otto von St. Blasien S. 10 (c. 10); Burchard von Ursberg S. 26, der hier abweichend von Otto die offiziöse Begründung der Ehescheidung wiedergibt, was freilich für die Quellenfrage wenig besagt.

14. Vgl. hierzu Holder-Egger und Simson in der Einleitung ihrer Edition S. XX ff.

15. Vgl. Otto von St. Blasien S. 19 (c. 16); Burchard von Ursberg S. 38 und 43.

16. Siehe hierzu oben Anm. 9.

17. Vgl. die „*Historia Welforum*“, M.G. SS. XXI, 470 (c. 31); Otto von St. Blasien S. 21 (c. 18); Burchard von Ursberg S. 47.

Burchards Nachricht von Hugos Unterwerfung in Ulm (*ut dictus palatinus in manus Welfonis se traderet*) stilistisch wieder an Ottos Schilderung (*palatino, ut ... in manus ipsorum se tradat*), aber in keiner Weise an den hier völlig abweichenden welfischen Text anklingt¹⁸ und daß auch schon zu Beginn der Erzählung von dem Anlaß der ganzen Fehde die von Burchard im Widerspruch zu der welfischen Darstellung gebrauchte Wendung *pro suis excessibus captivos* sich sachlich in Beziehung zu Ottos Bericht von den *tres latrones* setzen läßt.¹⁹

Eine Reihe weiterer Übereinstimmungen Ottos und Burchards, die sich auf Nachrichten von 1168 bis 1191 erstrecken, hat man schon früher zur Genüge hervorgehoben: so den Bericht von einer Übertragung der Güter des Grafen von Pfullendorf wie des Herrn von Schwabeck auf Kaiser Friedrich, ferner die ähnliche Erwähnung der fünf Söhne des Kaisers, sodann die Erzählung von der Schwertleite der Söhne Heinrich und Friedrich auf dem vielbesuchten Mainzer Hoffest und schließlich das tadelnde Urteil, das gegen Heinrich VI. wegen der Preisgabe Tusculums an die Römer gefällt wird.²⁰ Hiermit ist aber die Zahl der Parallelstellen keineswegs erschöpft. Ich verweise, um Unwichtigeres zu übergehen, vor allem auf gemeinsame Ungenauigkeiten oder Irrtümer. So erwähnen beide Chronisten nach der Verurteilung Heinrichs des Löwen stilistisch ähnlich und in gleich falscher Reihenfolge zuerst die Belehnung Ottos von Wittelsbach mit dem bayrischen Herzogtum, dann die Bernhards von Anhalt mit dem sächsischen Herzogtum,²¹ was freilich entsprechend auch in den Marbacher Annalen und stilistisch abweichend in den Schwarzwälder Annalen von St. Georgen geschieht, so daß man dort mit Hofmeister an eine mündliche lokale Tradition

18. Vgl. „Historia Welforum“ a. a. O.; Otto von St. Blasien S. 22 (c. 19); Burchard von Ursberg S. 48.

19. Vgl. Otto von St. Blasien S. 20 (c. 18); Burchard von Ursberg S. 46; anders „Historia Welforum“ S. 469 (c. 30): *iniusto, ut aiunt, iudicio dampnatos*.

20. Vgl. Otto von St. Blasien S. 29, 30 f., 37 f., 48 f. (c. 21, 26, 33), hierzu Einleitung S. XVI Anm. 5; Burchard von Ursberg S. 49, 56 f., 57, 71, hierzu Einleitung S. XVI Anm. 8.

21. Otto von St. Blasien S. 36 (c. 24); Burchard von Ursberg S. 55.

denken könnte.²² Dazu kommt aber ein noch auffälligerer Irrtum, der sich nur bei Otto und Burchard nachweisen läßt: die Nachricht, der von Feinden bedrängte Kaiser habe nach der Hilfsverweigerung Heinrichs des Löwen, ehe er gegen diesen den Prozeß begann, über den Großen St. Bernhard (*per montis Iovis angustias — per montem Iovis*) Italien verlassen,²³ wobei in beiden Quellen der Alpenübergang von 1178 über den Mont Genève mit dem ein Jahrzehnt früher erfolgten Alpenübergang, der über den Mont Cenis, also auch nicht über den Großen St. Bernhard führte,²⁴ offensichtlich vermengt wird, da ja der Kaiser das Land nur 1168 unter dem Druck der aufrührerischen Lombarden flüchtend verlassen hat.²⁵ In die damalige frühere Zeit setzt Otto zutreffend die anekdotenhaft ausgeschmückte Erzählung von Barbarossas heimlicher Flucht aus Susa (*in habitu servi ... egressus est*), während Burchard eine ähnliche noch sagenhaftere Erzählung von Barbarossas Verkleidung als Knecht (*egressus est ... accepta tunica servientis*) im Zusammenhang mit der Überschreitung des Großen St. Bernhard wieder irrig in die spätere Epoche verlegt.²⁶

Zum Jahr 1189 werden dann bei Schilderung des Aufbruchs zum dritten Kreuzzug in Ottos Chronik, allerdings nur in einem späteren Zusatz, die Verse erwähnt:

Annis undenis demptis de mille ducentis,

Christus ut est natus, transit mare rex Fridericus,

von denen der erste Vers ebenso bei Burchard steht, während dort der zweite Vers abweichend lautet:

22. Vgl. Script. rer. Germ., Annales Marbacenses qui dicuntur ed. H. Bloch S. 52; A. Hofmeister, Die Annalen von St. Georgen auf dem Schwarzwald, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins XXXIII, 47 Anm. 1; auch in der Einleitung zur Edition Ottos von St. Blasien S. XI Anm. 5.

23. Otto von St. Blasien S. 35 (c. 24), Burchard von Ursberg S. 54.

24. Zum Jahr 1168 werden in der „Chronica regia Coloniensis“ (Script. rer. Germ. S. 120) *iuga montis Iovis* anlässlich der Heimreise Philipps von Köln erwähnt. Vielleicht gingen damals wenigstens Teile des Heeres über den Großen St. Bernhard.

25. Hierzu siehe Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit VI, 552; Hofmeister in der Edition Ottos von St. Blasien, S. 35 Anm. 3.

26. Vgl. Otto von St. Blasien S. 27 f. (c. 20); Burchard von Ursberg S. 54 (Anm. 5).

*It pater et natus, dux et rector Fridericus.*²⁷

Da mir Burchards weniger klarer Text als der abgeleitete erscheint,²⁸ dürfte als seine Vorlage doch wohl Ottos Text trotz dessen unsicherer Überlieferung gelten, zumal sich noch neben den Versen wenigstens eine kurze stilistische Kongruenz beider Werke in den Worten *per Ungariam iter arripiens — iter Iherosolimitanum arripuit . . . per Ungariam* feststellen läßt.²⁹

Auch bei den folgenden Begebenheiten unter Heinrich VI. und Philipp von Schwaben finden sich in den beiden Chroniken wieder ähnliche Darstellungen wie der schon oben erwähnte Bericht über die Preisgabe Tusculums anlässlich der Kaiserkrönung Heinrichs,³⁰ ferner Nachrichten über die anfänglich unrühmlichen süditalienischen Kämpfe, bei denen die Kaiserin Konstanze in Gefangenschaft geriet,³¹ oder über die Gefangensetzung und Lösung König Richards von England³² oder über die zur Beilegung des Thronstreits zwischen Philipp und Otto durch die Kardinäle Hugo von Ostia und Leo von S. Croce geführten Verhandlungen, bei denen schon das Projekt von Ottos Ehe mit einer Tochter Philipps zur Erwägung stand,³³ oder über die Ermordung Philipps durch Otto von Wittelsbach in Bamberg, wobei der Truchseß Heinrich von Waldburg eine Verwundung erlitt,³⁴ und schließlich über die Rächung dieses Mordes durch Marschall Heinrich von Kalden.³⁵ Wichtiger als solche sachlichen Berührungspunkte ist, daß hierbei gelegentlich wieder stilistische Anklänge bemerkbar werden, so z. B. die Worte Ottos von St. Blasien: *Nam mortuo Wilhelmo rege quidam . . . Tancredus*

27. Vgl. Otto von St. Blasien S. 46 in Sternnote; Burchard von Ursberg S. 70 (hierzu S. 69 Anm. 4).

28. Ottos Worte *transit mare* gehen zwar in die Irre, sind aber verständlicher als das kurze *it* Burchards.

29. Vgl. Otto S. 46 (c. 32); Burchard S. 69.

30. Vgl. oben Anm. 20.

31. Vgl. Otto von St. Blasien S. 55 ff. (c. 37), Burchard von Ursberg S. 71 f.

32. Otto S. 57 ff. (c. 38), Burchard S. 72.

33. Otto S. 79 f. (c. 48), Burchard S. 89; vgl. hierzu Otto S. 84 f. (c. 51), Burchard S. 97.

34. Otto S. 82 f. (c. 50), Burchard S. 89 f.

35. Otto S. 84 (c. 51), Burchard S. 91.

nomine, die ähnlich bei Burchard von Ursberg (*Nam ... mortuo Wilhelmo ... quidam Dancredus*) wiederkehren.³⁶

Ich breche hier ab und überlasse es jüngeren Fachgenossen, den Vergleich der Darstellungen beider Chronisten systematisch durchzuführen und so noch ergänzendes Material zu Tage zu fördern. Denn für meine Zwecke genügt schon das, was hier kurssorisch zusammengetragen worden ist, da sich daraus hinreichend sichere Schlüsse ergeben: die Übereinstimmungen, die sich durch beide Werke, soweit ihre gemeinsame Erzählung reicht, von etwa 1152 bis 1209 hindurchziehen und die besonders evident in den Berichten von der tübingsch-welfischen Fehde von 1164/66 erkennbar sind, lassen darüber keinen Zweifel, daß namentlich für die mehrfach nachweisbare stilistische Kongruenz die Erklärung aus mündlicher Tradition nicht ausreicht, sondern daß man entweder eine gemeinsame schriftliche Quelle oder die direkte Abhängigkeit der einen Chronik von der anderen annehmen muß. Bei solcher Wahl sprechen die verschiedensten Gründe für die Abhängigkeit Burchards von Otto von St. Blasien, zumal Burchard auch die Chronik Ottos von Freising, von der ja die Ottos von St. Blasien die Fortsetzung bildet, gekannt hat.³⁷ Allerdings hat Burchard wohl nicht regelmäßig die Chronik Ottos von St. Blasien als Quelle benutzt, sondern sie nur stellenweise zu Rate gezogen. Daß er außerdem gleich Otto häufig der mündlichen Tradition gefolgt ist, steht außer Frage und soll selbstverständlich in keiner Weise bestritten werden.

Ich will dieses Thema hier nicht weiter verfolgen, sondern mich statt dessen noch der komplizierteren und auch bedeutsameren Frage zuwenden, ob oder inwieweit Otto von St. Blasien sich welfischen Quellen angeschlossen hat.

Daß in eine Untersuchung von Ottos und Burchards Nachrichtenmaterial auch die welfischen Quellen einbezogen werden müssen, das hat bereits 1908 (Reinke-)Bloch betont.³⁸ Nun ist inzwischen Burchards Abhängigkeit von den uns überlieferten

36. Otto S. 56, Burchard S. 71.

37. Vgl. Holder-Egger u. Simson in der Einleitung ihrer Edition S. XI f.

38. Vgl. H. Bloch, *Die elsässischen Annalen der Stauferzeit*, Bd. I, Teil 1 der „Regesten der Bischöfe von Straßburg“, S. 127 Anm. 3 und S. 129 Anm. 7.

welfischen Geschichtswerken in der Edition Holder-Eggers und Simsons weitgehend klargestellt.³⁹ Und entsprechend liegen treffende Beobachtungen Hofmeisters über Ottos Beziehungen zu der welfischen Quellengruppe vor.⁴⁰ Aber gerade diese Beziehungen bedürfen, was ja auch Hofmeister nicht leugnet,⁴¹ noch der Aufklärung durch eine tiefer dringende Untersuchung.

Ich stelle hierzu einige markante Quellenstellen zusammen, ohne das Thema irgendwie erschöpfen zu wollen. Schon die nach Weingarten benannte „Historia Welforum“⁴² enthält gegen Schluß einzelne stilistische Übereinstimmungen mit Ottos Darstellung, so namentlich zum Jahr 1167 in dem Bericht, daß an der römischen Seuche zahlreiche Fürsten, die ähnlich aufgezählt werden, starben (*occubuerunt*) und daß die Gebeine des jungen Welf nach Steingaden überführt wurden (*translata ... ossa Guelfonis nostri et in monasterio Staingadem a patre suo fundato reposita sunt — ossa itaque Welfonis in Alemanniam translata a patre Welfone ... apud Staingadin ... reconduntur*).⁴³ Später bietet die Steingadener Fortsetzung der Welfenquelle eine mit dem Bericht Ottos sich wenigstens sachlich berührende Erzählung: der nach seines Sohnes Tod des direkten Erben entbehrende alte Welf habe wie seine italienischen Lehen auch seine deutschen Eigengüter nicht Heinrich dem Löwen übertragen, sondern dem Kaiser Friedrich, der Welfs Geldgier befriedigte, ihm die Nutznießung der Güter zunächst beließ, ja ihm eigene Güter noch hinzugab (*quedam etiam de suis superaddidit — pluribus aliis*

39. Siehe hierzu die Einleitung der Edition Burchards von Ursberg S. XIII f.

40. Vgl. die Einleitung der Edition Ottos von St. Blasien S. XI Anm. 2 und 3.

41. Siehe hierzu ebendort S. X und XXIV f. (vgl. schon oben S. 191).

42. MG. SS. XXI, 454 ff. Jüngst hat Fräulein H. Wieruszowski bei Besprechung einer neuen Handschrift (Neues Archiv XLIX, 56 ff.) die Herkunft der „Historia Welforum“ aus Weingarten angezweifelt; doch haben mich ihre Argumente nicht voll überzeugt. Bei dieser Gelegenheit sei ein böser Druckfehler, der sich in ihre Abhandlung (S. 56) eingeschlichen hat, verbessert: der neue Codex der Berliner Staatsbibliothek trägt die Signatur 795, nicht 479!

43. Vgl. MG. SS. XXI, 471 (c. 32) und die Edition Ottos von St. Blasien S. 26 (c. 20).

additis).⁴⁴ Weitere Parallelstellen mit Ottos Chronik, auf die bereits Hofmeister hinwies,⁴⁵ finden sich sodann in den aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammenden Weingartener Aufzeichnungen, die früher „Chronographus Weingartensis“ hießen und jetzt den Namen einer Fortsetzung der Chronik Hugos von St. Victor tragen: dort trifft man wieder auf eine ähnliche Erwähnung der Söhne Barbarossas⁴⁶ wie auf eine ähnliche Nachricht über die nach Verurteilung Heinrichs des Löwen erfolgte Austeilung der welfischen Herzogtümer (*ducatum Saxonie Bernardo filio Alberti marchionis de Anehalde, Noricum vero Ottoni palatino comiti de Wivilinspach concessit — Ottoni palatino de Wivilinspach ducatum Noricum concessit ac Bernhardum comitem de Anehalde ducatu Saxonico sublimavit*);⁴⁷ und in der Erzählung von dem Vordringen Saladins im Heiligen Lande ähneln die Worte Ottos von St. Blasien (*excepta Tiro et Sydona, Tripoli et Antiochia ac paucis aliis civitatibus et castellis*) auffallend dem Satz des Weingartener Geschichtschreibers (*exceptis Tripoli et Sôr, que et Tyrus, et Anthiochia et paucis castellis*);⁴⁸ daß ferner⁴⁹ Heinrich VI. im Jahr 1196 nach dem Tode seines Bruders Konrad dem jüngsten Bruder Philipp das Herzogtum Schwaben gab, daß dieser Philipp die griechische Kaisertochter, die frühere Braut von Tankreds Sohn (*filio Tancredi desponsatam*), heiratete und *in loco qui Concio legum dicitur* zu Pfingsten 1197 mit den Waffen umgürtet wurde und nachher *assumptis terre maioribus — assumptis militibus* über

44. MG. SS. XXI, 4/1 (c. 32); Otto von St. Blasien S. 28 f. (c. 21). Man beachte hier S. 28 Z. 25 ff. die welfische Tendenz: *quorundam pravorum consilio* . . .

45. Otto von St. Blasien, Einleitung S. XI Anm. 2.

46. MG. SS. XXI, 478 Zeile 34 ff.; Otto von St. Blasien S. 30 f. (c. 21) und S. 46 (c. 32); vgl. schon oben S. 195 (Anm. 20).

47. MG. SS. XXI, 475 Z. 17 f.; Otto von St. Blasien S. 36 (c. 24). In der welfischen Quelle wird hier die Belehnung Bernhards richtiger vor der Belehnung Ottos von Wittelsbach erwähnt; vgl. hierzu oben S. 195 (Anm. 21).

48. MG. SS. XXI, 475 Z. 23 f.; Otto von St. Blasien S. 42 (c. 30).

49. Man beachte auch zum Jahr 1191 die Worte *Neapolim obsidione vallavit* (MG. SS. XXI, 477 Z. 36 und Otto von St. Blasien S. 56, c. 37).

die Alpen nach Italien zurückkehrte (*rediit*), das wird in beiden Werken meist sachlich ähnlich und verschiedentlich auch im Wortlaut übereinstimmend berichtet.⁵⁰

Aus solchen Parallelstellen braucht man aber noch nicht den Schluß zu ziehen, daß Otto von St. Blasien notwendigerweise die uns bekannten welfischen Geschichtswerke benutzt hat. Vielmehr möchte ich, zumal ja die Kongruenz nicht allzu stark ist, die Frage aufwerfen, ob Otto etwa aus einer ähnlichen welfischen Quelle, die uns nicht mehr im Wortlaut vorliegt, geschöpft hat. Zu dieser Hypothese führt uns nämlich die Beobachtung, daß Otto da, wo er denselben Gegenstand wie die auf uns gekommene welfische Geschichtschreibung behandelt, zu der welfischen Darstellung meist noch ergänzende eigenartige Nachrichten zu bringen weiß, wobei freilich nicht immer festzustellen ist, inwieweit Ottos Ergänzungen, beziehungsweise Abweichungen, wirklich Verbesserungen der welfischen Darstellung bedeuten.⁵¹

Sachlich wie auch stilistisch lehrreich erscheint mir in diesem Zusammenhang namentlich der schon oben erwähnte Bericht von der Beisetzung der Gebeine des jungen Welf:⁵² *cunctisque ipsius terre maioribus apud Staingadin cum maximo planctu reconduntur*. Denn da in der *Historia Welforum* die entsprechende Nachricht knapper und weniger warm gehalten ist und da gerade die Ausdrücke *terre maioribus* und *cum maximo planctu*, die dort fehlen, in jener Welfenquelle sonst anderwärts

50. MG. SS. XXI, 479 Z. 30 f. und vor allem S. 478 Z. 15 ff.; Otto von St. Blasien S. 70 f. (c. 43 und 44).; ähnliche Nachrichten auch bei Burchard von Ursberg S. 74. Strittig ist, ob, wie u. a. Winkelmann (Philipp von Schwaben S. 3 Anm. 3 und S. 29) im Anschluß an Otto von St. Blasien und Burchard von Ursberg annimmt, Philipps Hochzeit damals zusammen mit der Schwertleite in Gunzenleh gefeiert wurde oder ob, wie Böhmer (bei Ficker, *Regesta Imperii* V, Nr. 10^d) auf Grund der welfischen Darstellung meint, die Hochzeit schon vorher stattgefunden hatte, wobei die abweichende Angabe Ottos und Burchards vielleicht aus einem Mißverstehen der Worte des welfischen Geschichtsschreibers *adducta uxore* zu erklären wäre (siehe hierzu in der Edition Burchards S. 74 Anm. 14).

51. Siehe die vorausgehende Anmerkung.

52. Vgl. oben Anm. 43. Auch unmittelbar vorher bietet Otto (S. 26) genauere Angaben z. B. über Friedrichs von Rothenburg Tod *in partibus Tuscie* und über Welfs Tod *apud Sienem*; auch folgt noch ein Zusatz über die Beisetzung des Rothenburgers.

vorkommen,⁵³ so liegt die Vermutung sehr nahe, daß der Bericht Ottos aus einer Parallelquelle, die mit der „*Historia Welforum*“ ähnlich, aber nicht identisch war, herrührt.

Für diese These gewinnt man eine noch festere Stütze, wenn man die Schilderung der tübingsch-welfischen Fehde von 1164/66 näher betrachtet.⁵⁴ Dort findet man nämlich in dem Bericht Ottos und in dem der „*Historia Welforum*“ wohl manche Ähnlichkeit: in beiden Werken knüpft schon anfangs an den ersten Satz, der von dem Vorgehen des Pfalzgrafen Hugo gegen welfische Dienstleute bei Möhringen handelt, der zweite Satz gleicherweise mit *Pro quo* an; ähnlich heißt es weiterhin, der junge Welf habe gegen den Pfalzgrafen und gegen Herzog Friedrich, den Sohn König Konrads, sich namentlich den Herzog Berthold von Zähringen zu Hilfe geholt (*in adiutorium ascivit — in adiutorium ascito*), doch sei er bei Tübingen unter Verlust von 900 Gefangenen besiegt worden; der alte Welf habe dann das Land des Pfalzgrafen verwüstet und die Burgen Kellmünz und Pfalzgrafenweiler zerstört, worauf die von Herzog Friedrich herbeigerufenen Böhmen mordbrennend in Schwaben eindringen; schließlich sei (1166) auf einem allgemeinen Hoftag zu Ulm, auf dem der Kaiser und Herzog Heinrich (der Löwe) erschienen, der Pfalzgraf dem jungen, bzw. dem alten Welf⁵⁵ zu Füßen gefallen und gefangen abgeführt worden. Aber die Ähnlichkeit der Darstellung erstreckt sich nur auf die Hauptereignisse. In zahlreichen Einzelheiten weicht Otto von St. Blasien von der Erzählung der „*Historia Welforum*“ wesentlich ab: so stellt er zum Beispiel schon zu Beginn den Anlaß zur Fehde grundlegend anders dar, indem er von Hinrichtung eines (!) welfischen Räubers (!) durch Pfalzgraf Hugo spricht;⁵⁶ die Schlacht bei Tübingen schildert

53. Siehe MG. SS. XXI, 463 Z. 34 f. (*maiores terre*), S. 469 Z. 45 (*terre nostre maioribus*), S. 478 Z. 20 (*terre maioribus*) und ähnlich (*regni huius maioribus*) unmittelbar vor unserer Stelle S. 471 Z. 13; ferner S. 461 Z. 26 f. (*cum maximo planctu*).

54. MG. SS. XXI, 469 f. c. 30 und 31; Otto von St. Blasien S. 20 ff. c. 18 und 19 (vgl. bereits oben S. 194 f.). Der Anlaß zu der Fehde gehört schon in die Zeit vor 1164 (siehe hierzu Giesebrecht, *Geschichte der deutschen Kaiserzeit* V, 455. VI, 439).

55. Nach der „*Historia Welforum*“ ist hier der junge Welf, nach Otto von St. Blasien wohl der alte Welf gemeint.

56. Vgl. hierzu auch oben S. 195 (Anm. 19).

er kürzer; dagegen weiß er unter anderem genauer zu berichten, daß der alte Welf außer Kellmünz und Pfalzgrafenweiler auch Hildrizhausen und Gültstein zerstörte, dann durch Herzog Friedrich und die Böhmen von Gaisbeuren bis nach Ravensburg verjagt wurde, daß der Kaiser nach seiner Rückkehr aus Italien dem Pfalzgrafen Hugo die Rückgabe der welfischen Gefangenen befahl,⁵⁷ daß auf dem Ulmer Hoftag, an dem die Welfen mit dem Herzog von Zähringen *ac multis aliis terre maioribus* teilnahmen, der Pfalzgraf auf Befehl des Kaisers sich vor Welf demütigen mußte und nach Currätien in die Verbannung auf die Feste Neuburg abgeführt wurde.

Wie ist diese Darstellung Ottos im Vergleich zu der der „Historia Welforum“ zu bewerten? Abgesehen von der Schilderung des Anlasses zur Fehde, der bei Otto vielleicht nicht richtig wiedergegeben wird,⁵⁸ und abgesehen von einer offenbar durch Otto verschuldeten chronologischen Verwirrung⁵⁹ — mit der Chronologie steht Otto ja auch sonst auf Kriegsfuß — macht seine Erzählung mit ihren präzisen Einzelangaben einen vorzüglichen Eindruck; und es kann meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, daß diese detaillierte Erzählung nicht aus mündlicher Überlieferung geflossen ist, sondern auf eine schriftliche Quelle zurückgeht. Daß diese Quelle alsdann welfischen Ursprungs war, das ergibt sich einwandfrei, auch wenn man von dem hier wiederkehrenden Ausdruck *terre maioribus*⁶⁰ absieht, aus der ganzen Tendenz der Berichterstattung, wie sie namentlich gegen Schluß in der Schilderung des Triumphs der Welfen auf dem Ulmer Hoftag hervortritt und wie sie auch schon vorher in der Darstellung des Böhmeneinfalls deutlich erkennbar ist, da dort berichtet wird, der alte Welf habe zwar vor

57. Richtiger läßt die „Historia Welforum“ diese Rückgabe der Gefangenen schon bald nach der Schlacht von Tübingen und ein Jahr vor dem Kriegszug des alten Welf stattfinden. Dafür sagt aber Otto genauer, daß die Freilassung der Gefangenen auf Befehl des Kaisers erfolgte.

58. Dieser Ansicht ist Giesebrecht, der (Geschichte der Kaiserzeit VI, 439) daraufhin ein ungünstiges Urteil über Ottos Darstellung abgibt, aber ihre weiteren Angaben doch durchweg verwertet (siehe Giesebrecht a. a. O. V, 456 f., 500 f., 502).

59. Siehe oben Anm. 57.

60. Vgl. hierzu oben S. 201 f. (Anm. 53).

den Feinden bis Ravensburg flüchten müssen, doch habe zur Vergeltung (*non inipune cessit eis hec temeritas*) Heinrich von Landsberg einen vornehmen Böhmen erschlagen, der *cum maximo planctu*^{60a} von den Seinen begraben wurde, die dann nach Niederbrennung welfischer Ortschaften heimgekehrt seien. Mit dieser augenscheinlich welfischen Tendenz der Darstellung Ottos steht in Einklang, daß seine Angaben — wohl nur ausgenommen die Angabe über den Ursprung der Fehde — sich in die Erzählung der „*Historia Welforum*“ als Ergänzungen trefflich einfügen lassen. Nach alledem wird man, wenn man die verschiedenen Beobachtungen zusammenfaßt, zu dem Ergebnis gelangen, daß uns hier bei Otto Spuren einer verlorengegangenen welfischen Quelle, einer Parallelquelle zu der „*Historia Welforum*“, erhalten sind.

Fragen wir nun, ob wir für diese unbekannte Quelle etwa noch andere Nachrichten Ottos, für die sich in der „*Historia Welforum*“ kein entsprechendes Zeugnis findet, in Anspruch nehmen können. Auffällig ist ja, daß Otto, der um 1209 schrieb, über manche Ereignisse, die weit über ein Menschenalter, zum Teil ein halbes Jahrhundert zurücklagen, gut unterrichtet war und uns eigenartige, in zeitgenössischen Quellen sonst nicht überlieferte Nachrichten bietet, wobei allerdings gelegentlich strittig ist, ob solche Nachrichten aus schriftlicher Quelle stammen und ob sie glaubwürdig sind. Dazu kommt, daß Otto, der sichtlich staufisch gesinnt ist und das Kaisertum stets in den Vordergrund rückt, einzelne mit dieser Tendenz schwer vereinbare Berichte, die den Staufern und dem Kaisertum abträglich sind, in die Darstellung einstreut. In solchen Fällen wird man wohl am ehesten einen Zusammenhang mit der uns verlorenen welfischen Quelle annehmen dürfen.

Dies gilt möglicherweise schon von Ottos Nachricht, daß Friedrichs Gattin Adela wegen Hurerei in üblem Ruf gestanden habe und daß aus diesem Grunde die Ehescheidung erfolgt sei.⁶¹ Während in den Weingartener Annalen und in den Weingartener Aufzeichnungen vom Ende des 12. Jahrhunderts nur die Tatsache der Ehescheidung erwähnt⁶² und sonst in zeitgenössischen Quellen die

60a. Vgl. hierzu oben S. 201 f. (Anm. 53).

61. Otto von St. Blasien S. 10 (c. 10): *causa fornicationis sepius in-jamata repudiavit*.

62. Vgl. MG. SS. XVII, 309 und MG. SS. XXI, 475.

Blutsverwandtschaft als offizieller Grund der Ehescheidung angegeben wird,⁶³ redet also Otto von St. Blasien ähnlich wie andere noch spätere Chronisten in krasser Weise von Adelas Ehebruch. Diese Nachricht wurde wohl von Simonsfeld als wenig glaubwürdig verworfen, aber mit einer Begründung, die Hofmeister als unzureichend ablehnt.⁶⁴ In der Tat scheint mir für die Glaubwürdigkeit vor allem der Umstand zu sprechen, daß Adela nach der Ehescheidung einen einfachen Dienstmann, mit dem sie auch Kinder zeugte, geheiratet hat; und wenn der zeitgenössische Bericht der Würzburger Annalen gerade an der Stelle, wo von dem Anlaß der Ehescheidung die Rede ist, eine auffallende Lücke läßt, so kann dies unsere Zuversicht nur verstärken.⁶⁵ Aber gleichviel, ob man die Nachricht für richtig oder falsch hält, sie offenbart jedenfalls eine für den Kaiser nicht eben freundliche Tendenz, so daß man sie eher aus welfischer als aus staufischer Quelle ableiten wird.

Kann man hier immerhin schwanken, so tritt bei einer anderen Nachricht die Tendenz noch deutlicher zu Tage. Von dem Eindringen des deutschen Heeres in Rom (im Sommer 1167) gibt Otto von St. Blasien wieder eine eigenartige Schilderung:⁶⁶ die Ritter des Kaisers hätten im Kampf die Flügeltüren der Peterskirche aufgesprengt und unter Führung Friedrichs von Rothenburg den Altar der Kirche durch Niedermetzelung vieler Menschen besudelt, wie sie auch die benachbarte Marienkirche, die sie in Brand steckten, durch Morden und Rauben entweiht hätten; diesem unseligen Sieg sei der Ausbruch der Pest mit der Vernichtung des deutschen Heeres auf den Fuß gefolgt. Entsprechend stellt wohl auch die „Historia Welforum“ den Untergang des Heeres als die gerechte Strafe Gottes für die von dem Kaiser in Rom begangenen Scheußlichkeiten wie für die Zerstörung der Kirchen und die Niedermetzelung der Völker

63. So namentlich in der Darstellung Ottos von Freising (vgl. H. Simonsfeld, *Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Friedrich I.* S. 167 Anm. 63; hierzu auch oben Anm. 13).

64. Vgl. Simonsfeld a. a. O. S. 167 ff.; hierzu Hofmeister in der Rezension, *MIÖG.* XXXVIII, 352.

65. *MG. SS.* XVI, 9. Die hier (Note a) von Pertz vorgeschlagene Ergänzung (*quod sine prole erat*) halte ich abweichend von Simonsfeld für kaum annehmbar.

66. Otto von St. Blasien S. 25 f. (c. 20).

dar, aber in allgemeiner Fassung ohne jede Einzelangabe.⁶⁷ Was Otto hierzu an Detail positiv mitteilt, mag allerdings auf Übertreibungen und nicht immer auf Wahrheit beruhen, da namentlich der Bericht von dem Kampf in der Peterskirche mit Besudelung des Altars in zeitgenössischen Zeugnissen keine genügende Bestätigung findet.⁶⁸ Aber eins dürfte doch mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen sein, daß Ottos merkwürdige Nachricht nicht aus staufischer, sondern aus welfischer Quelle geflossen ist. In diesem Zusammenhang beachte man noch im besonderen, daß Otto als Führer der frevelnden Deutschen den jungen Herzog von Rothenburg nennt, der sonst in fast allen Quellen gelobt und in hohen Tönen gepriesen wird, der aber gerade in dem vorausgehenden Bericht der „Historia Welforum“ von der tübingsisch-welfischen Fehde wie auch in Ottos entsprechender Erzählung als ein Hauptgegner der Welfen und als Anstifter des verbrecherischen Böhmeneinfalls in Schwaben erscheint.⁶⁹ Alsdann liegt es überaus nahe, diese Erzählungen Ottos von der tübingsischen Fehde von 1164/66 und von dem römischen Frevel von 1167 und seine sich anschließenden Nachrichten von Tod und Beisetzung des jungen Welf wie Friedrichs von Rothenburg derselben welfischen Quelle zuzuschreiben, die der „Historia Welforum“ ähnelnd sichtlich aus gemeinsamer Vorlage schöpfte.

Erinnern wir uns jetzt, daß auch Ottos spätere Berichte zu den überlieferten welfischen Aufzeichnungen der entsprechenden Epoche wieder sachliche und stilistische Beziehungen mit eigenem Einschlag offenbaren,⁷⁰ so drängt sich uns von selbst die Vermutung auf, daß jene späteren Berichte Ottos wohl ebenfalls mit der verschollenen Quelle welfischen Ursprungs in Zusammenhang stehen, woraus sich eine Ausdehnung der Quelle bis etwa zur Wende des 12. Jahrhunderts ergeben würde. Vielleicht verlohnt es sich, dieser Hypothese nachzugehen, indem man zu der Untersuchung noch andere Parallelwerke heranzieht und die verschiedenen Geschichtswerke

67. MG. SS. XXI, 471 (c. 32).

68. Giesebrecht (a. a. O. V, 546 in der Sternnote 2 und VI, 468) lehnt Ottos Nachricht als unglaubwürdig ab, während freilich Hofmeister in der Edition Ottos (S. 25 Anm. 2) demgegenüber Bedenken äußert.

69. Vgl. oben S. 194 und 203.

70. Vgl. oben S. 199 ff. Siehe hierzu z. B. Ottos Darstellung S. 29 Z. 3 f. (*usque ad terminum vite*) u. a. m.

auch stilkritisch⁷¹ durcharbeitet. Und vielleicht gelingt es dann auf diesem oder ähnlichem Wege den Umfang und Charakter der verschollenen Schrift genauer zu bestimmen.

In dem Rahmen dieser kleinen Studie lassen sich derartig weit ausschauende Forschungen nicht zur Ausführung bringen. Ich will daher hier zum Schluß nur noch eine pikante Einzelheit streifen: die Frage, ob Ottos Chiavennabericht der verlorenen Welfenquelle angehört haben kann.

Eine solche Möglichkeit ist kaum zu bestreiten, wenn man bedenkt, daß die Art des Chiavennaberichts⁷² auch eher auf einen welfischen als auf einen staufischen Ursprung deutet, und wenn man ferner beachtet, daß Otto, der noch seine Schilderung des gegen Heinrich den Löwen geführten Prozesses mit einer Bezugnahme auf die vorher erwähnte Chiavennaszene einleitet,⁷³ ebenfalls die folgende Neuauteilung der welfischen Herzogtümer aus der verlorenen Quelle geschöpft zu haben scheint.⁷⁴ Ist also eine solche Möglichkeit unleugbar vorhanden, dann entsteht die weitere Frage, ob hierdurch die Chiavennanachricht wesentlich an Glaubwürdigkeit gewinnen würde.

Bei Prüfung dieser Frage ist nun freilich zu beachten: auch böse Skeptiker wie ich haben nicht den ganzen Bericht Ottos verworfen und haben niemals die Goslarforderung des Herzogs als Anlaß seines Konfliktes mit dem Kaiser in Zweifel gezogen,⁷⁵ sondern nur die persönliche Begegnung, die ja von Otto nach Chiavenna wie von dem Lauterberger Chronisten nach Partenkirchen und von anderen allgemeiner teils an den Comer See, teils nach Deutschland, bald in die siebziger, bald in die sechziger Jahre verlegt wird. Ein Hauptgrund für den Zweifel liegt hier weniger in der immerhin

71. Eine Andeutung hierzu siehe oben S. 201 f. (Anm. 53).

72. Vgl. Otto von St. Blasien S. 33 f. (c. 23): *...ut periclitanti imperio subveniret, plus quam imperialem deceret maiestatem, humiliter efflagitavit. Dux itaque Henricus utpote solus ad subveniendum imperio hoc tempore potencia et opulencia idoneus...*

73. Ebendort S. 35 (c. 24): *Itaque memor contemptus a duce Hainrico apud Clavennam sibi exhibiti in ipsum vehementissime exarsit...*

74. Vgl. oben S. 200 (Anm. 47).

75. Siehe meinen Aufsatz „Barbarossa und Heinrich der Löwe“ in „Vergangenheit und Gegenwart“ Jahrgang XXIII (1933), S. 262 f.

auffallend späten Aufzeichnung als in der legendenhaften Fassung der Nachrichten und vor allem in ihren unüberbrückbaren Widersprüchen, aus denen wie aus Einzelzügen der Anekdoten hervorgeht, daß der historische Stoff der Erzählung vor seiner schriftlichen Fixierung bereits in den neunziger Jahren des 12. Jahrhunderts — vermutlich durch Bänkelsänger — mit Anekdoten verknüpft und volksliedartig ausgeschmückt worden ist.⁷⁶ Unter den Berichten ist die Darstellung Ottos von St. Blasien die einzige, die an sich nicht unglaublich klingt und in einem historisch annehmbaren Gewande erscheint, die also isoliert betrachtet kein Bedenken erregt; und so hat Otto stets als der Kronzeuge für die Authentizität der persönlichen Begegnung gegolten.⁷⁷ Aber abgesehen davon, daß für sein Chiavennazeugnis jeder Eideshelfer fehlt⁷⁸ und daß er selbst erst ein Menschenalter nach dem Ereignis schreibt, läßt sich feststellen, daß er gerade in seinen Berichten über den Prozeß Heinrichs des Löwen und über die vorausgehenden italienischen Begebenheiten besonders viele Fehler begeht, wie er ja auch sonst oft Wahres mit Unwahrem vermischt und gern Anekdoten erzählt.⁷⁹ Muß so in

76. Zu der Kontroverse vgl. mein 1920 veröffentlichtes zweites Buch „Die Gelnhäuser Urkunde und der Prozeß Heinrichs des Löwen“ (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens XXXII) S. 168 ff. und 177 f. Seitdem wurde das Thema nicht mehr eingehender behandelt: die meisten Forscher haben ohne nähere Begründung zu meiner These Stellung genommen. Aber auch Gegner wie Hampe (vgl. z. B. „Herrschergestalten des deutschen Mittelalters“ S. 256, wie schon in der Historischen Zeitschrift CIX, 70) haben die frühe anekdotische Ausschmückung des Stoffes entschieden betont, so daß in dieser Hinsicht ein Streit kaum mehr besteht.

77. Siehe hierüber mein erstes Buch „Der Prozeß Heinrichs des Löwen“ (Berlin 1909) S. 20.

78. Ohne Beweiskraft ist insbesondere die ganz verworrene Erzählung Burchards von Ursberg von einer Zusammenkunft am Comer See, wie ich in meinem zweiten Buch (vgl. oben Anm. 76) S. 174 f. dargetan habe. Wenn nun obendrein nach meinen hier gebrachten Ausführungen Burchard die Chronik Ottos von St. Blasien gekannt hat, dann verliert sein Zeugnis vollends jede Bedeutung.

79. Dies ist u. a. von Thomae, Varrentrapp, Toeche, Winkelmann, Giesebrecht wie auch von mir zur Genüge festgestellt. Wenn Hofmeister in der Edition Ottos von St. Blasien (Einleitung S. XXIV Anm. 5) sich mir gegenüber auf Wattenbachs Urteil beruft, so spricht doch auch Wattenbach (Deutschlands Geschichtsquellen Bd. II, 6. Aufl., S. 285) von Ottos „leichtfertiger Ungenauigkeit“ und „zahllosen Feh-

nicht geringem Maß mit der Möglichkeit von Irrtümern bei Otto gerechnet werden, dann bleibt für die Verwertung seiner Darstellung selbst bei der Annahme, daß er die welfische Quelle benutzte, immer noch Vorsicht geboten, zumal auch jene welfische Quelle nicht vor Ende des 12. Jahrhunderts entstanden zu sein scheint und nicht frei von Fehlern gewesen zu sein braucht. Nach alledem vermögen hier quellenkritische Argumente schwerlich eine unanfechtbare Entscheidung herbeizuführen.

Andererseits sollte aber der Wert quellenkritischer Untersuchungen für diese wohl nie ganz sicher lösbare Streitfrage doch in keiner Weise unterschätzt werden. Denn gegenüber dem bisherigen Stand der Forschung, bei dem die mündliche Überlieferung als Wurzel der erhaltenen Quellenberichte gelten durfte,⁸⁰ würde es schon einen außerordentlichen Fortschritt bedeuten, wenn für die Nachricht auch nur einer Quelle eine schriftliche Vorlage zu ermitteln wäre, und zwar um so mehr, wenn sich gerade unser Hauptzeugnis in Ottos später und wenig zuverlässiger Chronik auf frühere Zeiten zurückführen und auf einen festeren Boden stellen ließe. Ich möchte daher die Hoffnung aussprechen, daß es auf dem hier gewiesenen Wege einmal gelinge, das verwickelte Problem seiner Lösung näher zu bringen.

So schenke ich heute ritterlich ohne Eigennutz meinem alten Freunde und wissenschaftlichen Widersacher Robert Holtzmann, dem tapferen Verteidiger der Chiavennazusammenkunft, in der neu entdeckten Welfenquelle eine zunächst freilich wenig wirksame Waffe, die er aber vielleicht noch gründlicher schärfen und dann wohl zum Hieb gegen mich und andere Skeptiker benutzen kann.

lern“, die er freilich milde nicht auf willkürliche Erdichtung, sondern darauf zurückführt, daß Ottos ganzer Richtung „die gefällige Darstellung höher als die Genauigkeit in Einzelheiten“ stand.

80. Vgl. mein zweites Buch (siehe oben Anm. 76) namentlich S. 163 f., wo ich Hallers These von der Benutzung eines kaiserlichen Manifestes zurückweise und die Gründe für mündliche Überlieferung zusammenstelle.

Deutsche Glashüttenkolonisation in der Grafschaft Glatz während des späten Mittelalters.

Von

Margarete Klante.

Die Frage der deutschen Ostkolonisation ist in Bezug auf Böhmen seit etwa zwei Jahrzehnten heiß umstritten: Zuwanderung vom Reich oder Aufbau aus deutschböhmischer Volkskraft lauteten die Thesen, die sich anfangs schroff gegenüberstanden. Allmählich hat sich freilich in der Forschung mehr und mehr die Erkenntnis von der Bedeutung des bodenständigen Deutschtums in Böhmen durchgesetzt. Es ist ein Verdienst von Robert Holtzmann, zur Vertiefung dieser Erkenntnis wesentlich beigetragen zu haben.¹

Ganz allgemein wird der wirtschaftliche Rückhalt der gesamten deutschen Kolonisation hauptsächlich in der Landwirtschaft gesucht. Eine genauere Beachtung auch anderer Wirtschaftszweige in der Geschichte der Kolonisation findet sich im allgemeinen wohl nur in der Untersuchung der Entwicklung in den größeren Bergwerksstädten, für die übrigens der Zustrom vom Reich im großen und ganzen nicht bestritten ist.

Nun war es aber nicht allein der Bergbau, der die rein bäuerliche Existenzform durchbrach. Auf dem Höhepunkt der Kolonisation, oder doch zeitlich in dichter Folge hebt sich neben dem Bergbau der Glashüttenbetrieb aus den auf landwirtschaftlicher Grundlage ruhenden Siedlungen heraus, beide Industrien von vornherein als „wälderverzehrend“ bekannt.

Mit diesem Beiwort ist auch bereits ihr über das industrielle Interesse hinausgehender Wert für die Urbarmachung ursprüng-

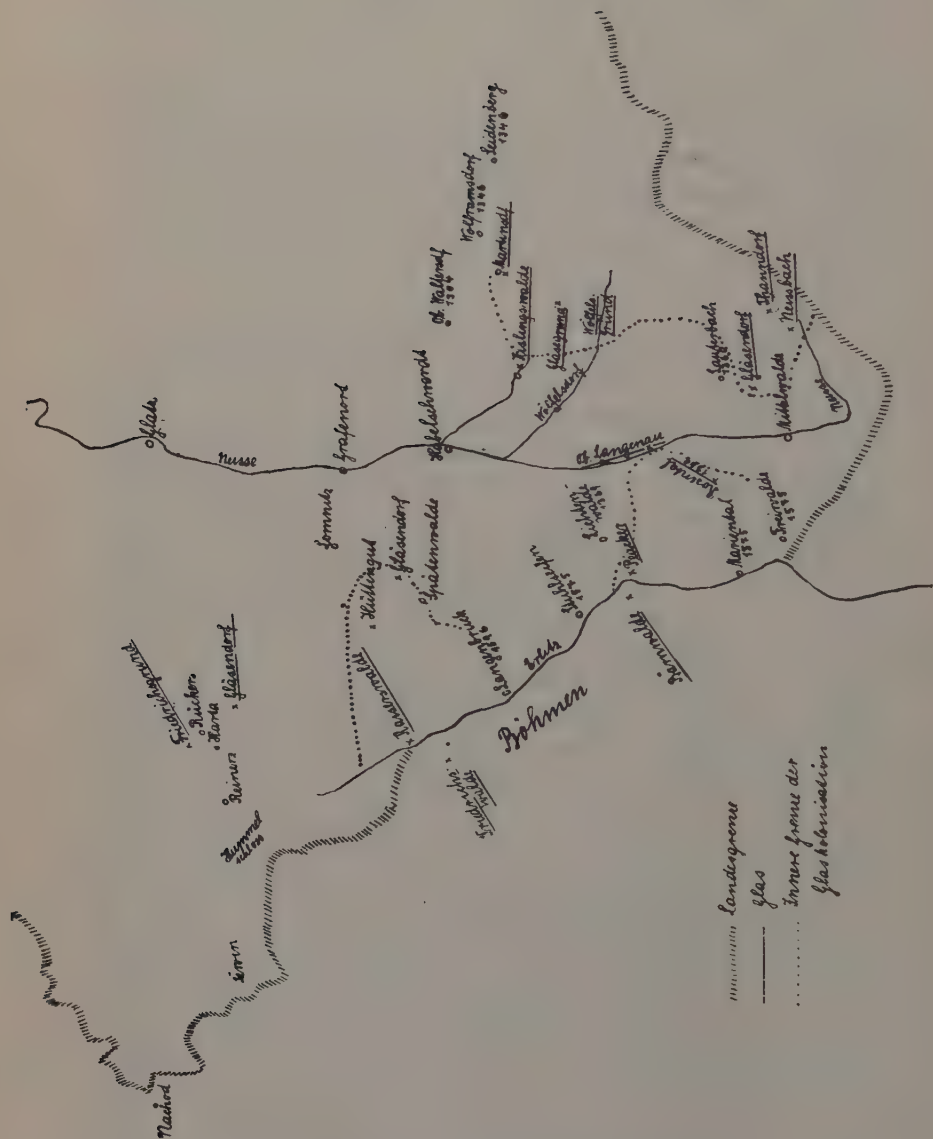
1. R. Holtzmann, Zur deutschen Besiedlung Böhmens u. Mährens, Zeitschrift des deutschen Vereins für die Geschichte Mährens u. Schlesiens, 26. Jg. 1924 S. 3 ff.

lichen Waldbodens umrissen: der Schmelzprozeß beider Industrien forderte ungeheure Holzmengen. Eisenhämmer und Glashütten haben auf weite Strecken den Wald verbraucht und Raum für den nachrückenden Bauern geschaffen. Ja, in den höheren und steinigern Gebirgsgegenden des böhmischen Randes wären rein bäuerliche Niederlassungen ohne Verbindung mit der Industrie niemals lebensfähig gewesen. Hier hat das Zusammenwirken von Industrie und Landwirtschaft die dauernde Besitzergreifung des Berglandes durch den Menschen überhaupt erst ermöglicht. Ein Blick auf eine Sprachenkarte zeigt sofort die Bedeutung dieses Vorganges für das Deutschtum.

In dem folgenden kurzen Aufsatz soll von der Glaskolonisation in dem begrenzten Raum der Grafschaft Glatz als eines Teilchens der großen deutschen Ostbewegung die Rede sein; sie ist bisher von der Wissenschaft noch nicht behandelt worden.

Eine allgemein gültige Forderung stellt der Hüttenbetrieb zu jeder Zeit an den Unternehmer: neben genügendem finanziellen Rückhalt muß er die Technik der Glasbereitung voll beherrschen, da niemand in seiner Nähe ihm Rat und Hilfe geben kann. Diese technische Schulung wie sein Gerät konnte der Unternehmer des 14. Jahrhunderts nur auf dem alten Kulturboden des Westens erwerben. Träger der Glasfabrikation des Mittelalters ebenso wie Verbraucher waren die Klöster. Die Kunst der Glasschmelze galt als etwas Außerordentliches, als ein auch Jahrhunderte später noch sorgsam gehütetes Geheimnis. Erst um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert tauchen — fast immer auf Klosterland — weltliche Glashütten auf. Wie es scheint, legten die Klöster bei den ungeheuren Anforderungen, die die Rodung weiter Waldgebiete und die Verpflanzung der Orden nach dem Osten an sie stellten, klösterliche Betriebe zur Entlastung in Laienhände. Sie kamen damit der steigenden Nachfrage aus Laienkreisen entgegen. Meister in den ersten Glashütten des deutschen Ostens können aber nur Einwanderer aus westlichen klösterlichen Kreisen gewesen sein. Diese Feststellung findet ihre Bestätigung auch in den spärlichen Überlieferungen der Quellen.

In Schlesien muß es bereits im 13. Jahrhundert Glashütten gegeben haben. Das Liber fund. epis. Wrat. (ca. 1305) nennt mehrfach den Ortsnamen Glesendorf oder Glasirdorf: an der nörd-



Landesgrenze

glas

..... Innere Grenze der
Glaskolonisation

lichen waldigen Grenze der Kastellanei Ottmachau, in der Gegend der Klöster Heinrichau und Kamenz, und dicht neben Pimpkenau, das nach den dem Liber fund. vorausgeschickten Erläuterungen erst kurz vor der Abfassung des Registers gegründet sein kann. Hier zeigt sich räumlich die Verbundenheit der Glashütten mit geistlichem Besitz.

Im slawisch besiedelten Teil der Grafschaft Glatz um Lewin und das Hummelschloß, durch den die uralte West-Ost-Straße von Prag über Nachod nach Glatz, Schlesien und Polen führte, sind bisher keine Spuren alter Glashütten gefunden worden. Auf Glasweisende Namen tauchen erst im 14. Jahrhundert auf, als die deutsche Besiedlung der Grafschaft vor den höheren Grenzbergen angelangt war.² Dazu kommt noch, daß die aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts überlieferten wenigen Namen von Glasmachern deutsch sind.

Die erste urkundlich belegte Glashütte wird 1358 genannt. Sie lag in der Nachbarschaft des Städtchens Mittelwalde, das 1294 mit der unliegenden Herrschaft von König Wenzel I. aus Kronbesitz an das Cistercienserkloster in Kamenz geschenkt wurde. Die Urkunde³ nennt das Städtchen Mittelwalde mit allen Dörfern, Äckern, Feldern, Wäldern, Mühlen, usw., jedoch keine Glashütte. In den folgenden unruhigen Zeiten trat das Kloster die ganze Herrschaft an Otto von Glubos (Glaubitz) ab, der in der Nähe von Kamenz bei Gallenau ansässig war. Die Abtretungsurkunde ist bisher nicht aufgefunden worden, doch ist Otto von Glaubitz 1323 als Besitzer bezeugt. Nach seinem Tode teilten seine Söhne das Erbe, und eben diese Teilungsurkunde von 1358⁴ führt beim Anteil Mittelwalde an: Hof und Stadt . . . *glasehuttin, smidewerk* und unter den Dörfern *Gleserdorf*, während der *obirste hamir* dem anderen Erben zufiel. Besitzurkunden der Folgezeit fehlen. Die Herrschaft wurde im 15. Jahrhundert wieder landesherrlich, und 1472⁵ belehnte Herzog Heinrich von Münsterberg, Graf von Glatz, den Balthasar von Zischwitz mit

2. Vgl. die Karte von Maetschke in der Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz 8. Jg. 1888/89 S. 193 ff.

3. Codex dipl. sil. 10 Nr. 55.

4. Codex dipl. sil. 20 Nr. 123.

5. J. Kögler: Geschichte der Herrschaft u. Pfarrei Schönfeld, Vierteljahrsschrift für Geschichte u. Heimatkunde der Grafschaft Glatz 8.

ihr. In der Urkunde wird Glesendorf mit Erbscholtisei, Mahlmühle und Wald am „Glaserberg“ aufgezählt. 1479⁶ kam die Herrschaft an Georg von Bischofsheim. In der Urkunde finden wir Glesendorf, ferner Eisenhämmer und Glashütten (*Shlenářovice, ... s hut' mi železnými i sklennými*).⁶ Obgleich die Besitzer der Herrschaft in den folgenden Jahren mehrfach wechselten, blieb die Glashütte bestehen, sicher ein Beweis ihrer Nützlichkeit. Sie rückte mit dem weichenden Walde höher in das Gebirge hinauf. Über ihren letzten Standort gibt das älteste Schöppenbuch der Gemeinde Neißbach Auskunft. Die darin eingetragene Gründungsurkunde des Dorfes lautet:

Im Jore als man schreibt nach der Geburt unsers lieben Herrn und Seligmachers Jesu Christi 1564 die Mitwoch vor der Himmelfahrt Jesu Christi: das ist die tzeit des 10. Tages des Meien Da ist gar ein neu Dorff an einer alden⁷ Glasehütten Stelle am selben Hüttenflosse hinder dem Nappenbache Durch die Edlen Ehrenvesten Herrn Herr Daidt und Herr Michel von Tschirnhaus und Polckenhain auff Mittelwalde und bede Gebrüder angegeben worden tzu bauen Und die IIII Erbe sind gelegen: das erste, do die Hütte auffgestanden ist . . .“⁸

Dem Holzschlag durch die Hütte ist zweifellos auch die Anlage des 1575 auf „gerodetem Waldboden“ entstandenen Dorfes Thanndorf zuzuschreiben.

Länger als 200 Jahre hat somit diese Mittelwalder Glashütte nachweisbar bestanden. Auf dem Boden des von ihr genutzten Waldes liegen die 3 Dörfer Glesendorf, Neißbach und Thanndorf. Die Hütte hatte menschliche Siedlung bis zur überhaupt möglichen Höchstgrenze getragen, liegen doch die 3 Dörfer unmittelbar vor dem Schneegebirge.

Wie die meisten Glaskolonien des späten Mittelalters erhielt die Glashütte ihren Namen nach dem seltenen Werk, nicht nach dem

6. E. L. Wedekind: Geschichte der Grafschaft Glatz (Neurode 1857) S. 191, Český Archiv 8, S. 383.

7. Unter „alt“ wird immer eingestellt, nicht unbedingt abgebrochen verstanden.

8. Herr Pfarrer Rathmann-Thanndorf hatte die Freundlichkeit, die wortgetreue Abschrift zu senden. Vgl. auch den nicht ganz korrekten Abdruck in der Vierteljahrsschrift 5 (1885/6).

Besitzer. Gleich den Hüttenmeistern anderer Gebirge besaß der erste wagemutige Glasmeister für seine Siedlung die Gerichtsbarkeit, eine Mahlmühle, das Brau- und einen größeren Wald, wie aus den vorgenannten Urkunden geschlossen werden kann. Seine Rechte übertrafen, was die Waldnutzung anbelangt, somit die der Lokatoren. „Dorf“ nannte nur Schlesien diese frühen Hütten-siedlungen, — sehr mit Recht. Eine Niederlassung, die mit der landwirtschaftlichen Autarkie Handwerk und Handel verband, konnte den Vergleich mit mancher großen Ortschaft wagen. Die gleiche Ortsbezeichnung, für Schlesien früher als für Glatz belegt, deutet auch den Weg der Einführung dieser Industrie an.

Nördlich vom Mittelwalder Hüttenkomplex liegt, ebenfalls im hohen Gebirge, das Dörfchen Glasegrund.

Es gehörte wohl ursprünglich als Hof zum Richtergut in Kieslingswalde. Im 15. Jahrhundert gehörte zu diesem Richtergut auch die heutige Ortschaft Martinsberg, die 1344 als *Mertetindorf* zuerst auftritt, nach dem Hussitensturm jedoch als *wüstung* bezeichnet wird.

1412 verkaufte der *glaser Richel* als Besitzer das Richtergut in Kieslingswalde.⁹ Sein Nachkomme Hannus Reychel veräußerte 1465¹⁰ das gleiche Gut mit der dazugehörigen Wüstung Mertetin-dorf. Die Glashütte, demnach ursprünglich in Kieslingswalde errichtet und dann nach dem wüsten Martinsberg verlegt, rückte tiefer in den Wald in den nach ihr genannten Glasegrund. Als landesherrliches Lehen gehörte dieses Vorwerk 1482 dem adeligen Besitzer des Mittelhofes in Kieslingswalde und wurde dessen Schwiegersohn Nickel Kayser zur Nutzung überlassen. 1489 kam das Gut an die Witwe des herzoglichen Stallmeisters, wobei von einer Glashütte nicht die Rede ist. Die zwischen 1465 und 1489 liegenden Urkunden fehlen. Die Hütte dürfte 1482 nicht mehr in Betrieb gewesen sein. Als selbständige Gemeinde wird Glasegrund erst 1571 aufgezählt.

Die Hütte scheint eine Fortsetzung im Wölfelsdorfer Tal gefunden zu haben, wo heute die Ortschaft Wölfelsgrund liegt. 1498 verkaufte der Richter von Wölfelsdorf seinen Hof mit allem Zubehör

9. Volkmer, Urkunden und Regesten 1401—1500 in Geschichtsquellen der Grafschaft Glatz 5 (1891).

10. Vgl. ebenda.

an seinen Eidam Nickel Glaser,¹¹ der mit dem oben genannten Nickel Kaiser identisch sein könnte.

Derartige Namensgebungen und -verschiebungen sind im Glas zu jener Zeit wiederholt zu beobachten. In Erinnerung an die Hütte heißt ein kleiner Wasserlauf das „Glasewasser“, und auch die „Glasebrücke“ ist noch nicht aus der Erinnerung geschwunden. Die Ortschaft Wölfelsgrund wurde um 1580 auf grafschaftlichem Forstboden angelegt, als die Hütte erloschen war.

Wir wissen nicht, ob der Glaser Richel die Kieslingswalder Hütte anlegte. Die Betonung des Berufes und nicht des Richteramtes läßt auf einen längeren Bestand schließen. Jedenfalls darf mindestens ein Teil des langgestreckten Kieslingswalde, die Neugründung von Martinsberg, Glasegrund am nördlichen Hang des Spitzberges und das südöstlich von diesem gelegene Wölfelsgrund dem Wirken dieser Glashütte zugeschrieben werden, und damit rückte auch hier die deutsche Siedlung an das Schneegebirge heran.

Der Weg im Tal der Neiße führt von Mittelwalde ab durch ein deutsches Siedlungsgebiet, das etwa um 1350 urkundlich auftritt. Links der Neiße steigt das Habelschwerdter Gebirge bis ca. 1000 m auf und bildet an seinem westlichen Abfall im Hochtal der Erlitz die Grenze gegen Böhmen. Schon auf böhmischer Seite erhebt sich der Böhmisches Kamm. Ein großer Teil dieses Berglandes dies- und jenseits der Grenze verdankt der Glasindustrie seine Urbarmachung. Zu einer lückenlosen Aufhellung dieser Leistung fehlen auch hier die Urkunden; der Vorgang läßt sich daher nur in Umrissen zeichnen.

Im Tal der Neiße liegt Oberlangenu, 1413 mit Richtergut ohne Glashütte erwähnt. Vor 1487 gehörte das Richtergut mit einer Glashütte dem Meister Wenzel Glaser, der es noch bei Lebzeiten dem Meister Hannus Glaser, wohl seinem Sohne, weitergab. Die Tätigkeit der Hütte muß demnach wenigstens bis etwa 1450/60 zurückdatiert werden. Als Meister Hannus das Richtergut 1487¹² verkaufte, stand seinem Vorbesitzer noch eine Forderung an ihn zu. Entweder hatte der Käufer die Übereignung des Richtergutes nur

11. *glaser* bedeutet Glasmacher, neben dem der *glasesetzer* vorkommt.

12. Vgl. Volkmer, Urkunden u. Regesten, Geschichtsquellen 2.

vorgenommen, um eine Geldforderung auf ein verschuldetes Anwesen zu sichern — was das wahrscheinlichere ist — oder das Oberlangenauer Richtergut ist damals von der Glashütte abgetrennt worden. Denn 1496¹² ist die Hütte wieder im Besitz eines Glaser. Herzog Heinrich gab dem vorsichtigen Meister Jacob Glaser zu Oberlangenau in der Glashütte eine Wiese am Bach. — Meister Hannus ist zweifellos identisch mit dem im ersten Habelschwerdter Stadtbuch genannten Hannus Glaser oder Hannus der Glaser. Der Beruf dürfte bereits zum Familiennamen geworden sein, was der Entwicklung im Erz- und Fichtelgebirge wie dem Bayernwald zur gleichen Zeit entsprechen würde. — 1523 gehörte das Richtergut dem Nickel Kuntz, der es an Balthasar Rüdel verkaufte, — zwei in der Glasfabrikation des Iser- und Riesengebirges führende Namen. Immerhin möchte ich aus dem Vorkommen der Namen allein ohne Prädikat keinen Schluß auf den Fortbestand der Hütte unter ihnen wagen. 1559 ist die Glashütte jedenfalls erloschen. Anlässlich eines Grenzstreites wurden Ortsansässige über das Nutzungsrecht in den Grenzwäldern vernommen. Die Protokolle bezeugen,¹³ daß die Hütte im genannten Jahr nicht mehr in Oberlangenau stand. Ihr Recht auf Aschenbrand hatte den Wald bis Lichtenwalde eingeschlossen.

Auch in Rosenthal, tiefer in das Habelschwerdter Gebirge hinein gelegen und 1360 erwähnt, stand ehemals eine Glashütte. Ein Hof am tiefsten östlichen Ende des Dorfes hieß im 16. Jahrhundert das Hüttengut. Er umfaßte eine Ackerwirtschaft und einen großen Wald, den Brandbusch.¹⁴ 1537 gab der Besitzer der Grafschaft dieses Hüttengut gegen jährlichen Zins aus. 1562 wird es nur noch als Bauerngut erwähnt.

Wahrscheinlich entstand nach dem Erlöschen der Langenauer eine neue Hütte in Peucker an der böhmischen Grenze. Das Schöppnenbuch von Peucker beginnt mit einer Grenzziehung im Jahre 1564; damals rechneten die Höfe zu Lichtenwalde. 1571 ist Peucker laut Urbar selbständige Gemeinde. Das letzte Gut des Dorfes in

13. Vgl. Allinger, Beiträge zum Grenzstreit im Erlitztal, 8. Jahresbericht des Glatzer Gebirgsvereins (1888/89) S. 70 ff.

14. J. Kögler, Beschreibung der Herrschaft Rosenthal, Vierteljahrschrift 3 (1883/84) S. 89 ff.

Richtung nach Stuhlseifen wird im Urbar von 1571¹⁵ Hüttengut genannt und als ödes Stück bezeichnet. Die Hütte war 1564 bereits eingegangen. Anschließend daran wird die Aufteilung der Felder und die Gemeindegründung erfolgt sein. Über die Persönlichkeit der Besitzer fehlt jede Spur. Vielleicht stand die Hütte in Beziehung zu der auf böhmischer Seite seit 1515 urkundlich belegten Rokitzner Hütte.

Die Glashütten in Rosenthal, Oberlangenau und Peucker drangen tief in das Gebirge ein und überstiegen den Habelschwerdter Kamm. Die im 16. Jahrhundert jenseits des Kammes an der böhmischen Grenze im Walde des Erlitztales angelegten Gemeinden sind nicht auf Rechnung der Hüttenordnung zu setzen,¹⁶ würden aber ohne deren Pionierdienste schwerlich einsam im Walde Bestand gehabt haben. —

Westlich von Habelschwerdt bei Lomnitz liegt das zweite Gläserndorf. Die Gegend ist vor der deutschen Kolonisation slawisch besiedelt gewesen. Auch die erste Anlage der Ortschaft läßt darauf schließen, daß hier vor der Waldhufenteilung der Deutschen ein slawisches Haufendorf stand.¹⁷

Nach der ersten urkundlichen Erwähnung gehörte Gläserndorf, das damals als *Gleserdorf* bezeichnet wird, 1416 zum Gericht Lomnitz, ging durch Verkauf an den adligen Besitzer des Mittelhofes in Lomnitz über und blieb mit dieser Herrschaft vereinigt. Wir wissen darüber folgendes: 1416¹⁸ verkaufte Lucas und Nyse, seine Frau, das Gericht zu Lomnitz mit allem Zubehör, wie Mühle, Handwerk und *die inlosunge zu Gleserdorf* an den Herrschaftsbesitzer von Pannwitz, *vnd sy mogen inlosen Gleserdorf mit 39 Mark gr, wenn sy wollen*. 1417 leistete Barbara, des Siegmund Beyer Tochter, Verzicht auf das Richtergut zu Lomnitz und Gleserdorf. Von da ab blieb Gleserdorf im Besitz der Pannwitz; 1421 wird es als Dörfchen bezeichnet, und von etwa 1500 ab heißt es Gläserndorf.

15. Vierteljahrsschrift Bd. 3.

16. M. Tschischke, Die Besiedlung des Erlitztales, Arnestuskalender 1926 S. 225 ff.

17. W. von Zeschau, Die Germanisierung des vormals tschechischen Glatzer Landes im 13. u. 14. Jahrhundert in Vierteljahrsschrift 7 (1887/88) S. 3 ff.

18. Vgl. Volkmer, Regesten a. a. O.

Die Glashütte dürfte 1416 bei Verkauf des Hofes nicht mehr betrieben worden sein. Wahrscheinlich trat an ihre Stelle eine neue Hütte jenseits des Gebirgskammes, wo heute das „Hüttengut“ steht. Dieses Gut ist 1571 für 150 Schock vom Richter von Spätenwalde verkauft worden, gehörte also anfangs zu diesem Besitz.¹⁹ Christoph Peschke, der Käufer, entstammte einer in der Gegend, in Grafenort, ansässigen Familie. Im Dekanatsbuch des Neaetius von 1560²⁰ findet sich unter den *vitrici* der Kirche Grafenort ein N. Peschke, und ein Valten Peschke ist 1571 Besitzer des Lomnitzer Richtergutes. Es scheint daher nicht ausgeschlossen, daß Christoph Peschke auf dem Gute noch eine Glashütte in Betrieb hielt. Weitere Urkunden fehlen.

Den Abschluß der Glaskolonisation an diesem Teil des Gebirges brachte erst die zweite Kolonisationswelle, die Böhmen hauptsächlich unter Führung deutscher Glasgeschlechter aus dem Erzgebirge und dem Bayernwald im 16. Jahrhundert erreichte und von Böhmen nach Glatz und Schlesien überschlug.

Adam Peterhansel, Glasmeister in Friedrichswald bei Kronstadt in Böhmen, gründete auf kaiserlichem Waldboden 1662 im Erlitztal eine Glashütte, die bis in unsere Tage besteht. Um die Hütte bildete sich durch Teilparzellierung des Gutes der Ort Kaiserswalde. Erst mit dieser Gründung hat die Glassiedlung im Habelschwerdter Gebirge den Grenzwald völlig überwunden.

Die weiteren Hüttengründungen: Gläsendorf 3 bei Reinerz, Hausdorf, Volpersdorf, Friedrichsgrund fallen meist in diese zweite, von Deutschböhmen befruchtete Siedlungsperiode, die hier nicht mehr zur Debatte steht. Für die Grafschaft kommt zudem mit Ausnahme von Kaiserswalde eine wesentliche Kolonisation durch diese Hütten nicht mehr in Frage.

Die Wirkung der ersten Glaskolonisation kann für Glatz dahin zusammengefaßt werden, daß die Hütten den schwierigsten Teil der Rodung im höheren Gebirge durchführten und den Grenzwald im Osten und Süden durchquerten. Jede Hütte verfügte über ständige Holzhauer, die selbstverständlich eine andere Übung in

19. Vgl. Volkmer, Verzeichnis der Städte, Dörfer und wichtigsten Kolonien der Grafschaft Glatz, Vierteljahrsschrift 9 (1889/90) S. 206 ff.

20. Vgl. Geschichtsquellen 3.

ihrem Beruf besaßen als Bauern-Kolonisten. Es ist sehr fraglich, ob die Urbarmachung der Gebirge von Bauern überhaupt hätte durchgeführt werden können.

Über das reine Rodungsergebnis hinaus haben die Glashütten den Weg gewiesen, in der Verbindung von ländlichem und städtischem Wesen, von Landwirtschaft und Industrie, auch Gebirge dauernd bewohnbar zu halten. Der Bergbau hat zwar die gleiche Funktion geübt. Jedoch er kam und ging, während die Glasindustrie, einmal eingebürgert, die Jahrhunderte überdauerte und in der Grafschaft vielen Hunderten noch heute die Existenz sichert. Ihr Anteil an der Kolonisation ist ungleich nachhaltiger als der des Bergbaues gewesen.

Die ersten Pioniere der Glasindustrie sind so anonym wie die Bürger und Bauern der Kolonisationszeit überhaupt. Sie mußten ein ungeheures Maß von Zähigkeit und Kraft aufwenden, um in unwirtlichen Gebirgen ein Kunsthandwerk einzubürgern. Gerade sie sind es, die den hervorragenden Anteil bei der Überwindung der Gebirge als Völkerscheide für sich zu buchen haben, eine Leistung, die von J. Pfitzner²¹ als ein so bedeutender Beitrag des schlesischen Stammes zur ostdeutschen Kolonisation gekennzeichnet wird.

21. Vgl. J. Pfitzner, *Schlesischer Stammesraum und seine Besiedlung*, Schles. Jahrbuch 1931, S. 19 ff.

Carlina (Karlsdistel) und die Karlslegende.

Von

Günther Schmid.

Carlina ist ein Pflanzengenus mit rund zwanzig Spezies in Europa, Vorder- und Mittelasien. Der mit der heimischen Flora Vertraute denkt bei dem Namen an zwei Arten, *Carlina acaulis* L. und *Carlina vulgaris* L., deren Verbreitungsgebiet einen großen Teil Deutschlands mit einschließt. Die eine fehlt allerdings in West- und Nordwestdeutschland und auf großen Strecken des übrigen Norddeutschlands, aber sonst sind beide, besonders in Mittel- und Süddeutschland auf steinigen Hügeln, sonnigen dürrn Plätzen zu Hause. *Carlina vulgaris* ist unauffällig. *Carlina acaulis*, in Lehr- und Florenbüchern auch stengellose Eberwurz, Wetter- oder Silberdistel geheißen, ist eindrucksvoll abweichend und unter den heimischen Distelpflanzen eine der schönsten. Ein überaus großer Blütenkopf, silbrig schimmernd von einem Strahlenkranz flach ausgebreiteter Hüllkelchblätter umgeben, sitzt stengellos oder scheinbar stengellos inmitten der bodenständigen Rosette fiederschlitziger stacheliger Blätter. Jener Hüllkelch schließt bei feuchtem Wetter zusammen, er ist hygroskopisch beweglich; nur bei trockener Luft öffnet sich der Blütenkopf. „Beiläufig sei bemerkt, daß es auch eine Abart mit ziemlich hohem Stengel, var. *caulescens* Lmck., gibt. Von „Eberwurz“ abgesehen, sind die genannten deutschen Namen aus der Erscheinung und den Eigenschaften der Pflanze verständlich. Die wissenschaftliche Benennung der Gattung — *Carlina* — das heißt die in den letzten zwei Jahrhunderten seit Linné's Buch *Species plantarum* von 1753 verbindliche, bilde den Gegenstand unserer Mitteilung.

Wir schlagen in einem neueren Wörterbuch, Fr. Kanngiesser, Die Etymologie der Phanerogamennomenclatur, Gera 1909, *Carlina* auf: „Karl der Große soll sich mit Erfolg der Pflanze bedient haben, um seine Kriegsleute von der Pest zu heilen — von Linné soll sie nach Kaiser Karl V. benannt sein.“ (S. 37.) L. Pfeiffer's von Botanikern viel benutzter Nomenclator botanicus, Cassel 1873, entscheidet sich (Bd. I S. 600) kurzerhand für Karl V.: „Dicat. imperatori Carolo V. (Linné)“, G. C. Wittstein's Etymologisch-botanisches Handwörterbuch, Ansbach 1852, S. 158, teilt mit: „*Carlina*. Nach Karl dem Großen, dessen Armee durch diese Pflanze von der Pest geheilt worden sei“ und erweitert Linnés angebliche Mitteilung so: „Linné gibt an, der deutsche Kaiser Karl V. (1500—1558), dessen von der Pest in der Berberei befallene Armee diese Pflanze mit Nutzen gebraucht habe, sei die Veranlassung jenes Namens. A. Martin (Die Pflanzennamen der deutschen Flora etc., Halle 1851, S. 26) läßt wiederum Karl den Großen selber die Pflanze arzneilich angewandt haben, mit dem Hinzufügen, es handle sich um die Spezies *Carlina vulgaris* L., deren italienischer Name *Carlina* sei. Diese Angabe hat übrigens auch Ch. Pickering in Chronological history of plants, Boston 1879, S. 625. Ich will sofort richtig stellen, daß in Italien für *Carlina vulgaris* unter einer Reihe anderer Dialektnamen diese: *Carline* (so!) und *Erba del Carlino* vorkommen, jedoch nur sehr untergeordnet, im gesamten Verbreitungsgebiet dieser Art in Italien lediglich an zwei Stellen des Landes (Penzig I, S. 99). Die Legende bezieht sich tatsächlich auf die andere genannte Art, d. h. auf *Carlina acaulis*, daher sie denn gelegentlich auch, doch wohl nur in Büchern, *Karlsdistel* genannt wird. Ich führe als Belegstellen G. Dragendorff (Heilpflanzen, Stuttgart 1898, S. 685), H. Zörnig (Arzneidrogen II., Leipzig 1911, S. 450) oder etwa H. Marzell in der bekannten Illustrierten Flora Mitteleuropas von G. Hegi (VI. 2, München 1931, S. 816) an. H. L. Gerth van Wijk hat in seiner umfangreichen Zusammenstellung Dictionary of plant-names, Haarlem 1909—1916, S. 252, noch *Karlswurz* und *Karolinenwurz*, ferner „englische Distel“ — der Name bezieht sich auf die gleiche Legende. M. Willkomm und J. Lange (Prodromus florae hispanicae II., Stuttgart 1870, S. 132) haben aus Spanien die Volksnamen *Carlina* und *Angelica-Carlina* (englische Distel, Engelsdistel) mitgeteilt; in England sollen *carline thistle*, *dwarf carlina*

und stamless caroline zu Hause sein, in Frankreich u. a. carline oder carline blanche, carline noire, carline cameleon (v. Wijk, Marzell, wie oben). Über die italienischen Volksnamen wird später besonders zu sprechen sein. Aber genug der Belege. Daß die Legende von der Karlsdistel in volkstümlichen Büchern unserer Zeit gebührend Platz gefunden hat, ist selbstverständlich. Ich möchte sie nach dem Schulbuch von H. Reling und J. Bohnhorst, Unsere Pflanzen, 4. Aufl. Gotha 1904, S. 179, schließlich noch in ihrer gesamten Gestalt hierher setzen:

„Zur Zeit der Regierung Karls des Großen wütete einst die Pest und forderte zahlreiche Opfer. In schweren Sorgen über die Tod und Verderben bringende Seuche war der große Kaiser in einer Nacht eingeschlafen. Da erschien ihm im Traume ein Engel und befahl ihm, einen Pfeil in die Luft zu schießen; das Kraut, auf welches er niederfallen werde, sei heilsam gegen die schreckliche Krankheit. Kaiser Karl schoß am nächsten Morgen einen Pfeil ab; als derselbe zur Erde niederfiel, durchbohrte er die Eberwurz. Man wandte hierauf die Pflanze arzneilich an, und die Pest begann zu weichen.“

Wissenschaftlich finden sich zur Tradition der Legende kaum notizenhafte Bemerkungen, die irgendwie anspruchsvoll wären, wie es ja eine wissenschaftliche Literatur auf diesem Gebiet nicht gibt. Und über die Herkunft der Legende, dürfen wir sagen, war bisher gar nichts bekannt. Auch nichts über den Namen Carlina.

Wo ist die Karlslegende literarisch zuerst nachweisbar, wo zuerst die Pflanze als Carlina? Ist dieser Name unbedingt mit der Legende verknüpft? Nur diese Fragen kann ich einstweilen einer Lösung zuführen. Das Problem der Entstehung der Legende steht komplex mit vielerlei im Zusammenhang. In dieser Beziehung muß ich mich bescheiden: Der Schluß meiner Abhandlung wird kurz einen Ausblick bringen.

I.

Wenden wir uns dem 18. Jahrhundert zu. Des Wittenberger Professors der Anatomie und Botanik G. R. Boehmer's Nachschlagebuch *Commentatio botanico-literaria de plantis*, Leipzig 1799, S. 66, vermerkt unter Carlina: *Carolo Magno herbam in somno*

fuisse monstratum, tanquam remedium adversus Pestem, dicitur, dasselbe mit ähnlichen Worten 1776 der Göttinger Botaniker und Mediziner J. A. Murray in seinem *Apparatus medicaminum* (I, S. 88) oder 1741 der Pariser Apotheker E. F. Geoffroy im nachgelassenen *Tractatus de Materia medica*. Nicht viel anders Hermann Boerhaave, der berühmte holländische Arzt und Naturforscher, 1727 im Pflanzenverzeichnis des Leidener botanischen Gartens. J. P. de Tournefort's *Institutiones rei herbariae* von 1700, damals das angesehenste und verbreitetste Lehrbuch, fügt (I. S. 500), wie übrigens auch der genannte Geoffroy, dem Traume Karls des Großen noch den verkündenden Engel hinzu. — Wir haben keinen Anlaß, die Stimmen dieser Zeit zu sammeln. Selbstverständlich geben auch damals botanische und pharmazeutische Werke nur gelegentlich Erläuterungen etymologischer oder historischer Art. Es genügt uns zu zeigen, daß die Überlieferung nicht unterbrochen wurde. Linné darf allerdings nicht übergangen werden. Während seines Studienaufenthaltes in Holland hatte er als Schützling und Leibarzt des reichen Pflanzenliebhabers Georg Clifford dessen Garten in Harten-kamp wissenschaftlich aufzunehmen. Es scheint, daß im *Hortus Cliffortianus*, Amsterdam 1737, S. 395, die Gattung *Carlina* zum ersten Male bei Linné auftaucht, nach damaliger wie heutiger Gepflogenheit mit Verweisen auf vorangegangene Synonyme, allerdings ohne den Namen zu erklären. Dies geschieht im gleichen Jahre in *Critica botanica*, Leiden 1737, S. 74, einer ebenfalls in Holland verfaßten Schrift, in welcher, wie der Titel weiter sagt, die Namen der Pflanzengattungen, Arten und Abänderungen einer Prüfung unterzogen werden, im Kapitel *Nomina generica Poetica Deorum ficta, Regnum consecrata, etc.* Hier steht, worauf sich die eingangs genannten Autoren beziehen, in lapidarer Form zu lesen: *Carolus V. Magnus Imper. Germaniae*. Noch einmal, 1751, in *Philosophia botanica*, einem allgemein benutzten Vademekum des 18. Jahrhunderts, kommen Namenerklärungen zu Worte; *Carlina* findet sich unter den Gattungen, die nach Königen genannt sind (S. 171), diesmal ohne jede Bemerkung, nach welchem König. Weitere Stellen kann ich nicht finden. Sollte die Etymologie nach Karl V. in Holland vermittelt sein? Indes, im botanischen Schrifttum Hollands gibt es dafür keine Quelle. Auch sonst vermißt man irgend einen literarischen Vorgänger. Alle Botaniker vorher, die in dieser

Beziehung eine Angabe machen, nennen nur Karl den Großen; ihm zu Ehren wäre die Pflanzengattung und im besonderen die Art *acaulis* genannt worden. Daß andererseits mit Karl V. tatsächlich unsere Legende nicht verknüpft ist, zeigt die Untersuchung.

Im 17. Jahrhundert war die Tradition der Karlslegende vorhanden. Ich will dies nur andeuten, indem ich etwa auf die *Historia plantarum* des großen englischen Botanikers John Ray von 1686 verweise, doch seien mir Textzitate erspart. Eine bemerkenswerte Stelle liefert der französische königliche Leibarzt und Botaniker Guy de la Brosse in *De la nature, vertu et utilité des plantes*, Paris 1628, S. 512, mit den Worten: *la Carline tant estimee des Alemans qui outre sa propriété incomparable contre la Peste et les Venins, ayant esté experimentee par l'Empereur Charles Magne, dont elle a esté nommee Carline, ou plustost Caroline, fait encore des merueilles*, worauf magische Wirkungen mitgeteilt werden, deren Kunde in Deutschland zu Hause sei. Die Stelle zeigt die Unpopularität der Pflanze in Frankreich. Doch darf man sich in Bezug auf Deutschland, als sei hier der Ursprung der Legende zu suchen, nicht irre führen lassen. Weiteren Aufschluß gibt die *Historia plantarum universalis* des Baseliers Johann Bauhin und seines Schwiegersohns Johann Heinrich Cherler, in welcher alle bis dahin bekannten Pflanzen mit den verschiedenen Namen geordnet erscheinen. Sie wurde zwar 1650—51 (von dem Genfer Dominique Chabrey auf Kosten eines Herrn von Grafenried) herausgegeben, war indes mindestens 37 Jahre früher verfaßt — Bauhin starb nämlich 1613, Cherler bereits 1610. Die Identifizierung der Arten von verschiedenen Autoren dieses Zeitalters, welche hier, Tomus III S. 64 ff., in dem Kapitel *Carlina caulifera vel acaulos* innerhalb einer Kapitelfolge über Distelgewächse, d. h. über *Cirsium*-arten, Arten von *Carduus*, *Chamaeleon albus*, *Chamaeleon niger*, *Crocodilium*, zum Teil versucht, zum Teil erreicht wird, die Identifizierung mit Beschreibungen und Namen der antiken Literatur, dies mag uns jetzt nicht interessieren. Es ist auch gleichgültig, wie weit die heimische *Carlina acaulis* und deren Varietät *caulescens* dabei richtig getroffen werden. Die Legende Karls d. Gr. wird in dem doppelspaltigen Großfoliobande dreimal auf *Carlina* bezogen, auf S. 65 l., 66 r. und 67, und zwar in der gewohnten Form. Bemerkenswert ist die Zusammenstellung der Namen. S. 65 r. und anderswo: Weiß Eber-

wurtz in Deutschland, in Frankreich und Belgien Carline und Chameleon blanc, in Spanien Cardo pinto, in Italien Carlina und Chameleon bianca, in Böhmen Pupawa biila; woraus erhellt, daß nur italienische, französische und belgische Pflanzenkundige sich der Bezeichnung Carlina bedienen. Ob sie zugleich volkstümlich ist? Gewiß in Italien, was folgende Stelle S. 65 r., mit dem besonderen Hinweis auf Etrurien, verrät: *Qui Chamaeleon albus tam ab Hetruscis, quam caeteris ferè Italiae incolis vulgò Carlina vocatur*, (etc.). Doch wird die Erklärung des Namens auf Grund der Karlslegende in Frage gezogen, eine andere angedeutet, S. 65 l.: *Alii Carlinam dictam, verum Crocodilium [der Alten], esse putant: siue à Carolo magno nomen id habet, cui ab angelo ad depellendam ab exercitu pestem ostensa fertur: siue Carlina quasi Cardina siue Carduina dicta est*. S. 66 r. wird noch einmal Cardina gebraucht, auch dort in dem Sinne, es sei eine Ableitung aus Carduus möglich. Die Auffassung ist nicht von Bauhin, wie man sieht.

J. Bauhins viel benutztes encyklopädisches Werk dürfte für botanisch-historische Bemerkungen bis in unsere Zeit Unterlagen gegeben haben. Ich finde die Ableitung carlina aus cardina bei A. Martin a. a. O. 1851 und H. Marzell 1931 ohne Quellenangabe reproduziert, in der ganzen Zwischenzeit sonst niemals. Aber dieser etymologische Versuch war bereits zu Bauhins Zeiten über hundert Jahre alt, so alt wie das Bestehen der Carlina einschließlich der Karlslegende im Schrifttum überhaupt.

II.

Tatsächlich taucht der Pflanzennamen Carlina zu allererst in der italienischen Literatur auf, nämlich um 1503/04 bei Leoniceno. Eine früher zu datierende Quelle finde ich nicht.

Nicolo Leoniceno (= Nicolaus Leonicenus, 1428—1524), ein berühmter Arzt, gehört zu den bedeutendsten Medizinreformern seines Zeitalters. Dennoch ist sein Lebenslauf nicht geklärt. Sicher ist, daß er in oder bei Vicenza geboren wurde und als Professor in Ferrara, wo er sechzig Jahre lebte, hoch betagt starb. Unter seinen medizinischen Schriften ist die botanisch gehaltvolle Kritik des Plinius und anderer alter Autoren diejenige, welche uns hier angeht. Es sind dies 4 Bücher über die einfachen Heilmittel (Simplices),

worin der Verfasser, als genauer Kenner des Griechischen und gewandter Übersetzer aus dem Griechischen ins Lateinische bekannt, Theophrasts und Dioscorides' Nachfolgern, wie Plinius, den Arabern und einer Reihe mittelalterlicher Medicobotaniker eine Menge Fehler nachweist, Verkennungen und falsche Beurteilungen. Wichtig ist uns, daß er nicht nur philologische Kritik wie seine italienischen Vorgänger übt, sondern zugleich zur Sache schreibt, wobei er häufig auf seine eigenen in freier Natur gemachten Beobachtungen hinweist. Er dürfte so der erste Botaniker sein, der in einem gedruckten Buche zu Worte kommt.¹ Die von ihm geübte Methode ist die seit Dioscorides das ganze Mittelalter hindurch bis weit ins 16. Jahrhundert hinein angewandte der Synonymik. In dem Wunsche Pflanzenkenntnisse zu vermitteln, werden im wesentlichen die verschiedenen Namen zusammengetragen. Mag ein Name zweifelhaft sein, ein zweiter für dieselbe Pflanze Zweifel bringen, es findet sich ein anderer und wieder ein anderer Name, bis Gegenüberstellung und Vergleich den pflanzenvertrauten Leser zu dem führen müssen, was gemeint ist.² De Plinii, et plurium aliorum medicorum in medicina erroribus (etc., o. O. u. J., am Schluß: Ferrara 1509) ist der Titel.

Die Stelle mit Erwähnung des Namens Carlina steht auf Blatt 89 in einem undatierten Briefe des Leoniceno an Hieron. Menochius, läßt sich aber auf die Wende des Jahres 1503 festsetzen. Es lautet nämlich der vorhergehende Brief vom Dezember 1503, während im Februar 1504 der nächste folgt. Von einer Reihe verschiedener Distelgewächse ist die Rede, deren schwieriger Identifikation mit den Namen der Alten, alsdann im besonderen von *Chamaeleon albus* und *niger*, worauf die Bemerkung eingefügt ist:³ *Aiūt praeterea herbae illi, quā nos carlinam no(m)i(n)amus, esse simillimam, quā (q(ui)dam putant ideo carlinam a nostris no(m)i(n)ari, q(u)a fuerit Caroli regis inuentū. Ego potius carlinā una littera*

1. Ich folge hier E. Meyer S. 224 ff. Vgl. auch Agostini, Hirsch III, S. 674 und Saccardo I, S. 96.

2. Vgl. auch Earle S. XX ff.

3. Noch liegt mir die Ausgabe Basel 1529 vor, worin die Stelle S. 226/27 textlich gleich lautet. Die gelegentliche Angabe, z. B. bei Hirsch, 1492 wäre die Schrift zuerst erschienen, ist irreführend. Es kam damals nur ein Brief, der 1. Teil des Buches, heraus, wie ich mich überzeugt habe.

uariata, p(ro) cardina, dicta existimo, quoniā sit e genere carduorū, siue herbarū aculeatarū. Man sieht, die Karlslegende ist bekannt, welchen Inhaltes, wird nicht gesagt. Ich glaube, daß es voreilig wäre, aus dem *quam nos carlinam nominamus* schließen zu wollen, in oder bei Ferrara nenne das Volk die Pflanze Carlina. Der Name war gebräuchlich, ob bei den Ärzten oder im Volk, ob bei beiden, ob nur in Ferrara, bleibt auf Grund dieser Quelle ungewiß. Hier ist nun auch der Ursprung des Erklärungsversuches, *carlina* sei eine aus *cardina* = kleiner (niedriger) *cardus* verderbte Wortbildung, festzustellen.

Der Florentiner Adriani, genannt Marcello Virgilio (1464—1521), der, obgleich Philologe, auch Pflanzenkenner war und zeitlich mit seiner reich interpretierten Übersetzung des Dioscorides (Florenz 1518) anzuschließen wäre, hat selbstverständlich auch *Chamaeleon albus* und *Ch. niger* und verwandte Pflanzen, ja sogar ausführlich erläutert. *Carlina* findet sich nicht.

Giovanni Manardo (Manardi, auch Meinardi, Johannes Manardus, 1462—1536), aus Ferrara gebürtig, Schüler Leoniconos, liefert 1524 eine weitere Quelle. Manardo hatte 1482—93 die Medizinprofessur in Ferrara inne, lebte darauf neun Jahre in Miranda (das ist also nicht allzu weit von Ferrara) und war alsdann wiederum über dreißig Jahre (mit einer einzigen Unterbrechung: 1513—15 in Ungarn) in Ferrara ansässig.⁴ Die Textstelle, die ich meine, findet sich in den zuerst 1540 veröffentlichten *Epistolarum medicinalium libri XX* im 9. Buch. Das 9. Buch wurde laut Schlußsatz im Dezember 1524 abgeschlossen. Ich zitiere nach einem Lyoner Druck von 1557, S. 105: *Crocodilion* [d. i. eine Pflanze aus Dioscorides, welche diskutiert wird] *similis est Chamaeleonte nigrae, ei uidelicet herbae quae nunc Ca[r]lina dicitur.* [Der Name *Carlina* — so! — kommt alsdann noch einmal vor.]

Auf Grund der kurzen Stelle: die Pflanze, welche jetzt *Carlina* genannt wird, wird eine gewisse Unsicherheit aus der vorigen behoben. Wir dürfen behaupten, zum mindesten die Ärzte nennen eine bestimmte Pflanze so — sie haben keinen anderen

4. Meyer S. 235, Hirsch IV, S. 111. Wegen der bibliographischen Angaben scheinen mir bei Beiden Unklarheiten obzuwalten. Vgl. noch Saccardo I. S. 101, II. S. 66.

Namen dafür — und zwar gewißlich die in Manardos Standort Ferrara. „Jetzt“ bedeutet „heutzutage“, gegenüber der Antike, für uns also 1524. Oder könnte „jetzt“ wörtlich, im Sinne von „neuerdings“, gemeint sein? Diese Auslegung möchte ebensowenig zu verwerfen sein, zumal sie sich dem allgemeinen Ergebnisse unserer Abhandlung sinnvoll einfügen würde.

Wenngleich ein anderer Schüler Leoniconos, Antonio Bras(s)avola (Brasavolus) mit dem Beinamen Musa (1500—1555), in seinem oft aufgelegten Examen omnium simplicium medicamentorum quorum in officinis usus est ebenfalls nicht eigentlich Neues im botnischen Sinne brachte, so ist doch in der Geschichte der Botanik längst vermerkt, daß er mit dieser gewissermaßen populär gehaltenen Darlegung seine Vorgänger an eigener Pflanzenkunde weit übertrifft. Brasavola kennzeichnet jede Pflanze, die man im Dioscorides oder Plinius erkannt zu haben glaubt, mit den damals gebräuchlichen italienischen, französischen, spanischen und deutschen Namen. Außerdem wird bei den meisten das Vorkommen angegeben. Bei den selteneren nennt er die Gegenden Italiens oder des Auslandes, wo sie zu finden sein sollen. Seine vielen in ärztlicher Begleitung des Erbprinzen von Ferrara gemachten Reisen, u. a. nach Frankreich, kommen ihm dabei zustatten (Meyer S. 239). Nach einer Angabe bei Hirsch I. S. 561 soll Brasavola Leibarzt noch mehrerer anderer Fürsten, so auch, was für unser Thema nicht ganz ohne Bedeutung ist, Kaiser Karl V. gewesen sein. Wichtig ist seine Herkunft. Er stammt aus Ferrara und starb hier, wo er als Arzt und Professor fast beständig gewirkt hatte.

Das genannte Buch liegt mir in der Lyoner Ausgabe von 1537 vor, die erste erschien in Rom 1536; geschrieben wurde es laut Widmung bereits vor 1534. Es ist in Gesprächsform verfaßt. Auf einer Gebirgsreise begegnet der Autor einem alten Apotheker und dessen Gehilfen. Sie gehen mit ihm. Die Unterhaltung knüpft sich an die Pflanzen, die ihnen auffallen. „Nun folgen die Wurzeln der Carlina“, heißt es S. 297, der Autor belehrt hier selbst:

Carlinae radices sequuntur. Bra. [= Brasavolus; soll heißen, dieser spricht:] *In Bononiensibus montibus chamaeleonta duplicē inueni, albū, (et) nigrum. Idem in Mutinensibus plerunque me uidisse accidit: sed praeter hos duos, quidam papus aderat, tanquam echinus, latus, purpureus in summo, aculeatus undique, qui*

sine foliis e radice supra caulem exibat: hunc ille herbarii Carlinam uocabant, (et) locorum accolae. Tunc carlinam chamaeleonem album non esse suspicatus sum: nempe antea continuo carlinam (et) chamaeleonem idem esse putaueram, (et) nomen corruptum esse, (et) carlina, quasi chamaeleon diceretur: unde herba noua carlina erit, de qua nusquam antiqui, nescio an folia duabus uel tribus carlinis, quas uideram, abrepta essent. Id tamen scio, uos pro carlina chamaeleontis albi radices sumere. Ubique nascuntur chamaeleon albus (et) niger, (et) omnibus notissimae sunt herbae. Unde carlina a chamaeleonte altera erit: finguntq; herbarii, quia in medio tanquam sagittae uulnus habere uidetur, Angelum de coelo missum id fecisse sagitta tangens, ut Carolo magno eam ostenderet, qua eius exercitum à pestilenti morbo liberaret: haec puerilia sunt, tamen quosque rem tibi oculeata fide ostendam, quo carlina, huius chamaeleontis radices (et) in his montibus potius, quàm alibi colliges. Chamaeleon dicitur ex similitudine, quam chamaeleonte animali in serpendo, (et) in mutatione colorum, penes uarios terrae affectus habet.

Brasavola hat damit die erste Quelle überhaupt für den Wortlaut der Karlslegende geliefert. Ich hebe noch einmal hervor: sie wird von Kräutersammlern im Volke erzählt, von Kräutersammlern aus der Gegend von Modena, welche die Distel, ebenso wie die Bewohner dort, Carlina nennen. Vielleicht hat Brasavola die Pflanze an Ort und Stelle nicht gesehen, nur zwei oder drei Stücke zur Hand gehabt, die ihm Kräutersammler brachten. „Ich weiß nicht, ob die Blätter an den zwei oder drei Carlinen, die ich gesehen, abgerissen waren.“ Dennoch war ihm der Name Carlina vorher bekannt. Er nahm an, daß Chamaeleon albus, den die Leute (und auch wohl die Ärzte) von Ferrara an Stelle von Carlina verwandten, die Carlina wäre. Ich möchte glauben, auch bei Ferrara kam Carlina als Pflanzennamen vor, übertragen auf jenen Chamaeleon albus bzw. niger. Darüber vermittelt der Text nichts Sicheres.

In einem anderen Werk von 1536 finden wir abermals Carlina erwähnt. Es handelt sich um eine italienische Ausgabe des anonymen, seiner Zeit weit verbreiteten Kräuterbuches Herbarius, das heißt einer Kompilation von mittelalterlichen, arabischen und klassi-

schen Schriftstellern. Gedruckt wurde der Herbarius zuerst auf lateinisch 1484 in Mainz. Die erste italienische Ausgabe, Herbolario volgare, erschien Venedig 1522, die zweite 1534, die dritte ebendort 1536. Nur die dritte hat gegenüber den deutschen Drucken wie gegenüber den anderen italienischen eine Veränderung erfahren. Sie enthält 19 Pflanzenarten mehr, darunter an 4. Stelle *Cardo benedetto ouero carlina*.⁵ An eine Beeinflussung von Seiten des Brasavolaischen Buches zu denken, liegt nahe. Es kann auch die schon ältere Schrift des genannten Leoniceno in Frage kommen.

Deutlich zeigt sich eine Entlehnung aus Leonicenos *De Plinii etc. erroribus* in Jean Ruel's *De natura stirpium libri tres*, welche ebenfalls 1536, und zwar in Paris erschienen. Im Kapitel *Chamaeleon* niger findet sich ähnlicher Text wie dort, S. 640:

Visciferum chamaeleonem qui viderunt, testatur herbae illi consimillimā, quam vulgo carlinam, quod vel forsitan Caroli regis sit inuentum, vel potius euariata litera cardina quoniam generi carduorum assignetur.

Ruel (auch de la Ruelle, Johannes Ruellius, 1474—1537), der keinen Gewährsmann anführt, war zu Soissons gebürtiger Franzose. Soviel bekannt, ist er nicht in Italien gewesen. Seine Vaterstadt, wo er Arzt war, soll er überhaupt nie verlassen haben, bis er — wohl kurz nach 1500 — nach Paris übersiedelte. Hier verfaßte er also auch sein Pflanzenbuch. Was er über *Chamaeleon* und *Carlina* schreibt, könnte leicht den Anschein geben, er spräche (*quam vulgo carlinam*) vom Volk in Frankreich. Ohne die Kenntnis der plumpen Entlehnung ist man also irregeführt. Ruel ist schon bei seinen Zeitgenossen gescholten worden. In Ernst Meyers Geschichte der Botanik wird bemerkt: er „exzerpierte seine Vorgänger von Theophrastos herab bis auf Hermolaus Barbarus [bis auf Leoniceno, wäre zu erweitern], und verwebte, was er ihnen entlehnte, mit dem, was er selbst hinzufügte, so geschickt, daß der Leser beides oft gar nicht unterscheiden kann.“⁶

5. Zusage H. Fischer S. 78, der mit *C. acaulis*, und Choulant S. 17, 18, der mit *C. vulgaris* identifiziert. Im übrigen ist bei *Cardo benedetto* noch an *Cnicus benedictus* L. zu denken; so und *Cardo santo* heißt laut Penzig I. S. 101 diese Pflanze noch heute in Toscana.

6. Meyer S. 249—253, Hirsch V. S. 115. — In Ruel's *Ped. Dioscoridis De medicinali materia* (etc.), Paris 1516, und *Dioscoridae phamac. simplic. rei med. libr. VIII*, Straßburg 1529, wird *Carlina* nicht genannt.

Anhangsweise ist einer Bilderhandschrift der Bayrischen Staatsbibliothek in München, Cod. icon. 26, zu gedenken, auf die Hermann Fischer aufmerksam machte. Sie selber ist zwar unveröffentlicht, just die bildliche Darstellung der Karlslegende aber hat Fischer in seiner Mittelalterlichen Pflanzenkunde daraus wiedergegeben. Ich darf auf die Reproduktion (dem Titel vorgeschaltete Tafel) verweisen. Die Distel hat hier einen Stengel; der Pfeil, den Karl abgeschossen hat, durchtrifft die Wurzel. Über die in Wasserfarben gemalten und zumeist mit Namen versehenen 223 Pflanzenbilder des Foliobandes wäre manches zu sagen. Gewiß ist, daß der Verfertiger ein Deutscher war und in Italien lebte. Es stehen neben mittelalterlich lateinischen und griechischen Namen meist auch deutsche und zuweilen italienische. Das Legendenbild findet sich auf Blatt 8. Es hat die Bezeichnung *Carlina Eberwurtz*. Eine genaue Datierung ist schwer festzulegen. Fischer glaubt, es sei kurz nach 1500 entstanden. Vielleicht stimmt das; doch sollte man hierbei eine Spanne von mehreren Jahrzehnten — früher und später — zulassen.

III.

Da italienische Quellen eine Weile keinen Stoff bieten, ist es an der Zeit, sich nach Deutschland zu wenden. Doch führt uns gleich die erste deutsche Quelle⁷ zweifellos nach Italien zurück. Ich finde unter den Frühschriften des berühmten Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus (1493—1541), einen Aufsatz, der zwar erst 1570 gedruckt wurde, den aber neuerdings K. Sudhoff⁸ aus der bereits 1525 oder 1526 niedergelegten Handschrift wiedergeben konnte. Die Überschrift ist für uns das Wichtige daran: „Herbarius“, von den Heilwirkungen der Nieswurz, der Persicaria, des Salzes, der Engel-Distel, der Korallen und des Magneten. Und noch einmal (S. 35) gibt es die Sonderüberschrift: Von dem englischen distel. Im Text kommt weder der Name *Carlina* oder ein anderer,

7. Zunächst wäre noch Hieron. Brunschwyg's *Liber de arte distillandi* von 1500 heranzuziehen. Es stand mir in einem undatierten Nachdruck (Frankfurt, Weigand Hanen Erben) zur Verfügung. Eberwurz, wie auch Chamaeleon und *Carlina* fehlen darin. Über Brunschwyg vgl. Ro'h.

8. Sämtliche Werke von Paracelsus, herausgeg. von K. Sudhoff, I, 2, München u. Berlin 1930, S. 1—57.

noch die Karlslegende, noch die Distel als Pestmittel vor. Es kann aber kein Zweifel sein, *Carlina acaulis* ist gemeint. Das nimmt auch Sudhoff an. Der Bezeichnung „englische Distel“ bin ich nur einmal wieder, bei C. Bryant 1785,⁹ begegnet, „Engel-Distel“ allerdings sonst nirgends. Sie ist ohne die Karlslegende nicht zu denken. Persönliche Erfahrungen mit dieser Pflanze, die Paracelsus mitteilt, stammen, wie er sagt, aus dem Elsaß. Doch *der diser wurzen geniessen wil, der muss allein mit grosser arbeit hinder ir kraft komen, dan on grosse mü tut sie nichts*. Die Wurzel kräftigt bei der Arbeit, andere Menschen, die zugegen sind, werden geschwächt; sie kräftigt auch bei Krankheiten. Solche magische Wirkung wird in deutscher Literatur sonst, d. h. in späterer Literatur, der Eberwurz = *Carlina acaulis* zugeschrieben. Auffällig erscheint das frühe Datum dieser Quelle in Bezug auf den Pflanzennamen. Wie gleich zu zeigen sein wird, spielt nämlich die Distel als *Carlina* und in Verbindung mit der Legende in Deutschland eine verhältnismäßig späte Rolle. Der Meinung, Paracelsus habe den Namen Engel-Distel in Italien sich gebildet oder überliefert bekommen, (wohl hat er auch die Legende gekannt), steht nichts entgegen. Als er den Text in Straßburg oder Basel niederschrieb, lag ein durch etwa zwanzig Jahre geführtes Wanderleben hinter ihm, dessen Ausdehnung allerdings noch umstritten ist.¹⁰ Er teilt selber mit, durch wieviel Länder er gekommen sei. Italien fehlt nicht darunter. Es würde uns auch wundern, wenn der lernbegierige Wanderlustige nicht dort, am Ziele so vieler gelehrter Deutscher des 16. Jahrhunderts, gewesen wäre. Er hat italienische Universitäten kennen gelernt; aktenmäßig ist festgelegt, daß er zu Ferrara den Doktorgrad erwarb.¹¹ Er war *in der Romaney, in Neapolis, in Venedischen* als Arzt tätig, und es entspricht gerade Paracelsus' Eigenart, seine Erfahrungen zum großen Teil aus dem Volke zu holen: *hab in allen den Enden und Orten fleissig und embsig nachgefragt, nicht allein*

9. Charles Bryant, Verzeichnis der zur Nahrung dienenden sowohl einheimischen als ausländ. Pflanzen. I. Leipzig 1785.

10. In der Schweiz geboren, siedelte er mit 9 Jahren nach Kärnten über. Schon von 1506 ab begab sich Paracelsus alsdann auf Reisen. Spunda S. 22 ff.

11. K. Sudhoff in Mitt. z. Gesch. d. Med. u. Naturwiss. XXV., 1926, S. 317.

bey den Doctoren, sondern auch bey den Scherern, Badern, ge-
lehrten Artzten, Weibern, Schwartzkünstlern, so sie des pflegen,
bey den Alchimisten, bey den Klöstern, bey Edlen und Unedlen, bey
den Gescheiten und Einfeltigen.¹² Die Verquickung eines aus
Italien geholten Pflanzennamens mit den oben angedeuteten Er-
fahrungen aus dem Elsaß braucht nicht befremdlich zu wirken. War
es doch Paracelsus' leidenschaftlich vertretener Standpunkt, daß
Deutschland auf eigenem Grund und Boden hinreichende Kräuter
für alle Arten der Krankheiten besäße, bessere als Arabien und
Griechenland zum Beispiel, und ebenso gute wie Frankreich und
Italien. — Paracelsus war übrigens nicht eigentlich Pflanzen-
kundiger; er soll sogar nur geringe Pflanzenkenntnisse besessen
haben.¹³

Der erste deutsche Humanist, welcher ein botanisches Werk
veröffentlichte, ist zwar Brunfels, doch ist der Dichter und Mediziner
Euricius Cordus (1486—1535) aus Oberhessen, der 1521 von Erfurt
nach Italien zog und in Ferrara Leoniconos und Manardos Unter-
richt genoß, wie wir wissen, hiermit früher zur Botanik angeregt
worden. Er war der erste deutsche Universitätslehrer, der mit
Schülern Exkursionen — nach italienischem Vorbild — machte.¹⁴
Das Büchlein *Botanologicon*, Köln 1534, gewissermaßen Nieder-
schlag solcher Exkursionen, welches Cordus dann als Medizin-
professor in Marburg herausgab — heute ist es äußerst selten —
habe ich einsehen können. S. 115—116 ist auch von des Diosco-
rides *Chamaeleones* die Rede, aber für unsere Frage nichts Belang-
volles zu entnehmen. *Carduus panis, que[m] vulgo ebevurtz
dicim[u]s*, heißt es dort u. a. Also kennt er die Pflanze, denn
„*Carduus panis*“ ist einer der mittelalterlichen Klosternamen, Eber-
wurz der deutsche Volksname für diese Distel. Denjenigen der
Carlina zu nennen, hatte Cordus offenbar keine Veranlassung.

Die „Väter der Botanik“,¹⁵ die Deutschen Brunfels, Valerius
Cordus, Bock, Fuchs, unterscheiden sich, wie man weiß, von den

12. Spunda S. 25, 26.

13. Laut Rexner u. Siber S. 96 ff.

14. Irmisch. Aug. Schulz.

15. Seit Curt Sprengel's *Dissertatio de Germanis, rei herbariae patri-
bus* in Denkschr. d. Münchner Akad. d. Wiss., Math. Kl. 1811/12, S. 185—
216, so genannt.

italienischen Vorgängern wesentlich. Sie stellen die Erscheinung der Pflanzen selber, in Form getreuer Abbildungen oder als Beschreibungen, in den Vordergrund. Grundsätzlich teilen sie nur solche mit, die sie wirklich gesehen haben. Und da unter ihnen keiner außerhalb Deutschlands lebte, niemand Reisen ins Ausland gemacht hatte (wegen Brunfels und V. Cordus das Nähere unten), zeigen ihre Kräuterbücher nur deutsche oder in Deutschland aufgezogene Pflanzen mit entsprechendem Text. Für unsere Untersuchung ist dies von nicht geringem Wert. Die Frage nach den Synonymen tritt zurück. Daß sie sich andererseits mit den antiken Schriftstellern auseinandersetzen, ist selbstverständlich.

Otto Brunfels (1489—1534) aus Mainz, ursprünglich theologischer, pädagogischer und politischer Schriftsteller, in den Stürmen der Reformation hin und hergetrieben — er ist als Protestant und als Freund Ulrich von Hutten bekannt — war in Straßburg zur praktischen Heilkunde übergegangen. Um die Heilpflanzen der Alten und ihrer italienischen humanistischen Kommentatoren verwerten zu können, wandte er sich an heimische Kräutersammler und Ärzte. Er mußte dabei mancherart Unstimmigkeiten erfahren. Sie waren der Anlaß zu seinem *Herbarium vivae eicones* in 2 Bänden. Im zweiten Band (Straßburg 1532) ist S. 47 schlicht und ungelehrt die Überschrift „Eberwurtz“ zu finden, worauf ein besonders kurzes Kapitel folgt, dieses:

Radix passim prostans rhizotomis, sed mihi plane ignota. Attigit nonnihil de ea Hyeronimus Tragus [= Bock, sein botan. Freund], quem admodu[m] infra in Annotationibus eius leges. Herba est magnis ut Lappago foliis.

Brunfels kennt die Pflanze nicht; der Name *Carlina* ist ihm von den Kräutersammlern nicht gesagt worden. Aber er ist ihm nicht unbekannt. Denn im Anhang zum 2. Band findet sich ein von Brunfels gefertigter Auszug aus Dioscorides' Schrift mit Erläuterungen,¹⁶ wobei auch zeitgenössische Italiener herangezogen werden. *Chamaeleo albus, vulgo herba Carlina* heißt es da S. 115 B, und so steht auch im Register zu lesen.

Das Hauptverdienst dieses Kräuterbuchs besteht bekanntlich in den naturgetreuen und künstlerisch-technisch guten Pflanzen-

16. Laut Roth, O. Brunfels, ist der Auszug von Brunfels.

abbildungen, die Brunfels von dem Straßburger Zeichner und Holzschnneider Johann Weiditz¹⁷ — sonst als Petrarca-Illustrator bekannt und geschätzt — herstellen ließ. Just die Eberwurz ist schlecht abgebildet (die einzige schlecht geratene Abbildung im ganzen Band!), worauf schon Roth (S. 202) aufmerksam gemacht hat. Offenbar ist die Zeichnung nach einem übersandten, unvollkommenen Stück oder nach der Droge angefertigt. Ohne die Überschrift kann man die frische Pflanze in der Tat nicht wiedererkennen.

1533 siedelte Brunfels als Stadtarzt nach Bern über, nach noch nicht einem Jahr starb er dort. Aus seinem Nachlaß stellte ein gewisser Michael Herus 1536 Band 3 des Herbarium zusammen, worin nun die Eberwurz mit der gleichen Abbildung mit erweitertem Text noch einmal auftaucht. Sie ist auch Herus nur durch Kräutersammler und Herumträger bekannt. In *Hercinia sylva* (Harz, Thüringen) und einzelnen Standorten sonst käme sie vor. Die wichtige Stelle sei wiedergegeben, S. 35:

Eberwurtz Cardo paris [! im Register: *Cardo panis*] *Teutonice Eberwurtz.*

Hanc herbam mihi non aliter cognitam esse sateor, cß cp ab Herbariis, et circulatoribus uulgo, et Germanice Eberwurtz uocari audio: qui sibi multa ex hac herba pollicētur, adeo, ut ex hac sola, et Gentiana [= eine Pflanzenart!] uictum suū acquirant. Verū quo nomine a Dioscoride, uel Plinio uocetur, hactenus scire non potui, licet studiose perquisiuerim saepe.

Locus.

Nascitur plērūcß in Hercinia sylua, et aliis solitariis locis.

Iuuamenta et medicinae.

Ab Herbariis haec radix ita traducitur, ut si quis apud se gestauerit, et cum aliis quippiam operis laboriosi exercuerit, siue itinerando, aut alio quouis modo laborando, cōfestim illos uirtute huius radicis, uiribus deficere, et omnem uirtutem ad eum transire, qui radicem tulerit. Quapropter cauendum, ne quiscß hac ad aliorum pernecian utatur.

17. Weiditz lebte etwa 1495 bis um 1537 in Straßburg und Augsburg. Literatur: Hugo Schmidt, Der deutsche Einblatt-Holzchnitt i. d. 1. Hälfte des 16. Jahrh., München 1928.

Si peste infecto, aurei pondus ex puluere huius radice tempestive exhibeatur, cum aceto quidem, si morbus cum calore coeperit: uel ex uino, si cum frigore correptus fuerit: efficax ferunt esse antidotum. Quandoquidem radix acuta est, et subtilis, potensque uenenum expellere.

Von magischen, kräftigenden Wirkungen dieser Wurzel, von schwächenden auf Andere, ist also wieder die Rede, ganz wie bei Paracelsus. Ins Futter der Schweine wird sie getan. Als Mittel gegen die Pest ist sie, in Essig oder Wein²¹ eingenommen, wirksam. Hiermit wird zum ersten Mal *Carlina acaulis* als eine wirklich vom Volk gebrauchte Pestarznei aufgezeichnet. Ich schließe mit dieser Feststellung die mittelalterlichen Quellen — über diese einiges später — mit ein.

Valerius Cordus (1515—1544), Sohn jenes Euricius Cordus, verlebte die Jugendjahre in Erfurt, Leipzig und Braunschweig, studierte Medizin in Marburg und Wittenberg. In Wittenberg wurde er früh Dozent. Er trug über Dioscorides' *Materia medica* vor. Nach Kollegheften eines Zuhörers gab Walther Ryff¹⁸ 1549 Cordus' *Annotationes in Ped. Dioscorides de medica materia libros V* heraus. Ich zitiere nach einer späteren Ausgabe, die Conrad Gesner, Straßburg 1561, auf Grund jener veranstaltete. Blatt 50 hat ein Kapitel über *Chamaeleon albus*. Doch der echte *Chamaeleo albus* käme bei uns nicht vor. *In Italia uero prouenit, unde allatas radices uidi.* Am Schluß eine Fußnote: *Carlina candida maior, quae ex Gargano monte [also aus Süditalien!] adfertur.* Darauf folgt ein Kapitel über *Chamaeleon niger*:

Chameleonē nigrum uulgo ignoramus. Mihi tamen ea Cardui species uidetur esse, quae à Germanis Eberwurtz appellatur: † historiae enim omnes notae conveniunt, et eosdem habet in curandis malignis ulceribus usus. Sed obiiceret quispiam, Nigri Chamaeleonis radicem uenenatam esse intra corpus sumptam, ut Galenus ait: radicem uero, quam nos Eberwurtz nominamus, egregiam contra pestem et omnia uenena habere. [Etc. etc.] Itali nigrum hunc Chamaeleonem Carlinam uocant.

18. Vgl. Irmisch S. 30 u. E. Meyer S. 317. Wegen Ryff (Rivius): Roth (V) S. 113 ff.

† [am Rande:] *Chamaeleon niger uerus ab hoc diuersus, noscitur hodie eruditus in Italia.* * [Schlußnote:] *Carlina nigra.*

1542 machte Cordus eine botanische Reise durch Nord- und Süddeutschland. Die Ergebnisse sind in *Historia sylva* niedergelegt, außerdem in *Historiae plantarum libri IV* mit verarbeitet.¹⁹ Auch diese veröffentlichte Gesner; der frühverstorbene Cordus hat bekanntlich nichts drucken lassen. Unsere Distel fehlt darin. Allerdings reiste darauf Cordus nach Italien, botanisierend bis nach Rom, wo er 1544 starb. Die nachgelassenen Papiere aber, unter dem Titel *Stirpium descriptionis liber quintus, qua in Italia sibi visas describit* (etc.) 1563 veröffentlicht, sind nichts weiter als ein kahles Register.

Ich nenne jetzt das Buch eines Bayern, des Professors der griechischen Literatur sowohl wie der Medizin Johann Peurle, als Gelehrter Joh. Agricola mit dem Beinamen Ammonius, in Ingolstadt:²⁰ *Medicinae herbariae libri duo*, Basel 1539. Es schließt sich ganz den italienischen Vorbildern der Synonymen-Erörterung an. S. 247 wird gesagt, daß *Carduus panis* von den Unseren Eberwurz genannt wird; vielleicht sei es eine Spezies des *Eryngium* der Alten, vielleicht sei es aber diesen unbekannt gewesen und erst jetzt neu gefunden. Die Kurpfuscher (*malomedici*) nannten die Pflanze *Cardopatia* und behaupteten, das Pulver der Wurzel, mit Essig genommen,²¹ hülfe bei einem Pestanfall. Schon S. 52 ist ein eigenes Kapitel zu finden: *Carlina herba non est Chamaeleon albus*. Es ist nichts als eine beinahe wörtliche Abschrift aus Brasavola, der übrigens auch angeführt wird. Eine kleine Abwandlung findet sich. Bei Brasavola: die *Carlina* habe in der Mitte eine Wunde (*vulnus*) wie von einem Pfeil; bei Peurle: habe in der Mitte das Aussehen (oder die Zeichnung, *vultus*) eines Pfeiles. — Theodor Gluntz (ca. 1492—1552),²² als Botaniker nach seinem Heimatort in Westfalen Dorsten (ius) bekannt, verfaßte das wissenschaftliche belanglose *Botanicòn* (Frankfurt 1540). Es ist eines von den botanischen

19. Diese, allerdings 1540 geschrieben, zeigen laut Irmisch S. 31 Spuren jener Reise.

20. Gestorben 1570; Hirsch I. S. 70, Schelenz S. 418.

21. Es war seit dem Altertum das Mittelalter hindurch üblich, Drogen in Wein oder Essig zu mazerieren (vgl. Sigerist S. 172).

22. Roth (II) u. Pritzel S. 90.

Volksbüchern und Synonymen-Lexika, die der rührige Verlag Egenolph in Frankfurt a. M. verlegte. Carlina sucht man darin vergebens. Eberwurz kommt vor, merkwürdigerweise wird es *Peucedanum* gleichgesetzt.

Eine ganz andere Bedeutung als den Genannten ist Hieronymus Bock (Tragus, 1498—1554) beizumessen. Er ist selbständig durch und durch. Sein *New Kreutterbuch von underscheydt, würckung und namen der kreutter, so in teutschen landen wachsen* (Straßburg 1539), in späteren Ausgaben (1546, 1551) einfach *Kreutterbuch* (etc.) betitelt, hat ihn in der Geschichte der Botanik unsterblich gemacht. Zum ersten Mal wirkliche Pflanzenbeschreibungen, Pflanzen, die er selber stets gesehen hat, ohne Rücksicht auf ihren medizinischen Wert oder Unwert, Angabe des Vorkommens und spezieller Fundorte und eine gewisse taxonomische Ordnung nach der Formähnlichkeit, diese Dinge machen sein Werk wertvoll. Bock ist offenbar niemals aus Südwestdeutschland herausgekommen. Jedenfalls wissen wir, daß er bei Heidelberg geboren wurde und in Zweibrücken, Hornbach und in Saarbrück als Lehrer und (protestantisch gewordener) Geistlicher gelebt hat.²³ Was liefert uns Bock zur Frage der Carlina und der Karlslegende? Nichts. Kein Zweifel, aus eigener Erfahrung kennt er weder Namen noch Legende. Aber er kennt das Gewächs, das nicht anders als Eberwurz heißt, und abgebildet wird die *Carlina acaulis* auch. *Ob schon Eberwurtz vnder den distel kreüttern nit das geringst ist / so würt doch diss kraut nit nach den stacheln (deren es vil hat) distel / sondern Eberwurtz geheissen /* Sie wächst im Schwarzwald, in der Eifel und anderen rauen hohen Bergen. *Die wurtzel vnd landkremer rümen vn preisen diese wurtzel hoch / mag war sein / die alten haben vil erfunden / darauss lernen wir täglich noch mehr zu zusetzen / ich wolt man thet jm nit zu vil.* Wenn man mit dieser Wurzel mit einem Andern über Feld geht, so wird dem Feld die Kraft entzogen; *glaubs wer da wil / ich finds nirgends geschrieben.* Es ist gegen Eingeweidewürmer gut, gegen Wassersucht und als harntreibendes Mittel und ein guter Theriak²⁴ *für aller hand*

23. Meyer S. 303—309.

24. Theriak ist seit der Antike bis in die Neuzeit hinein ein Allheilmittel gegen den Biß giftiger Tiere und gegen Gifte überhaupt.

gift. Es ist gut für die Pestilentz / daher etliche dise wurtzel dem vihe / sonderlich den schweinen geben / wann der schelm [d. i. = Pest] vnder sie kompt / vermeinen sie darfür mit dieser wurtzel zu erhalten. Andere pflegen dise wurtzelin in den sew trog zu negeln / damit die sew stets darüber essen vnd drincken. Andere machen ein dauben aass mit Eberwurtz / nemen darzu gebrant backoffen erden / honig / harn / hering lack vn temperieren dise stück vnder einander zu einem deig / legen denselben da die tauben jr wonung haben. Antidiabolische Anwendungen überwiegen wie bei Paracelsus und Brunfels, wie man sieht. Hier dunkelt mythologischer Urgrund, von dem noch einiges anzudeuten sein wird. Wichtig scheint vorerst, daß die Eberwurz eine Vieharznei darstellt; und wenn von Pestilenz die Rede ist, wird an diejenige der Haustiere gedacht. Hierzu noch eine Stelle (Bl. CCCXXIII): *die gemein Eberwurtz ist ein Sewartznei / wie vil wissen / vnd die Landfarer also verkauffen.*²⁵

Ich lasse Leonhart Fuchs (1501—1566) folgen und kann mich da kurz fassen. In Bayern gebürtig, geht sein Lebensweg über Erfurt, Ingolstadt, München usw., Ansbach, Ingolstadt; er lebt schließlich, gleich berühmt als Mediziner und Botaniker, über 30 Jahre in Tübingen, wo die botanischen Hauptwerke entstanden sind.²⁶ 1530 erschienen die Errata recentiorum medicorum LX numero, und Bl. XXV f. werden die Chamaelea abgehandelt. Kein Wort von Carlina. 1542 veröffentlicht er das schöne Foliowerk mit ausgezeichneten Holzschnittbildern *De historia stirpium commentarii insignes*, 1543 desgleichen das *New Kreuterbuch*. Fast am Schluß der Bände erscheint unsere Pflanze, mit der Überschrift dort: *De Chamaeleone albo*, hier: *Von Eberwurtz*. Die vermeintlichen Namen des Altertums werden mitgeteilt, alsdann wird Eberwurz latinisiert als *Carduus suarius* verzeichnet, und die mittelalterliche Benennung der Apotheker „cardopatium“ versucht Fuchs etymologisch zu erklären. „Carlina“ fehlt. Die Anwendungen fügen dem von Bock her Bekannten nichts hinzu. Gegen allerlei Gift, *sonder-*

25. Hier nach der Ausgabe von 1556 zitiert. Ich habe auch die Ausgaben von 1552 (latein.) und 1546 (deutsch) verglichen. Inhaltlich bzw. textlich stimmen sie überein.

26. Meyer S. 309 ff., Stübler.

lich aber wider die Pestilentz, wir begegnen dieser Wendung wieder. Auch in dem Werke über Medikamente von 1566,²⁷ welches Chamaeleon albus und Cardopatium führt, kommt die Bezeichnung Carlina nicht vor.

Obschon der von seinen Zeitgenossen als der bedeutendste Botaniker angesehene vielseitige Natur- und Sprachforscher Conrad Gesner (1516—1565) aus Zürich eine Reihe Schriften von Anderen herausgab und überarbeitete, hat er selber verhältnismäßig wenig Botanisches drucken lassen. Hinsichtlich der Carlina sind seine Bücher anders als die von Brunfels und Bock zu bewerten. Gesner hat allerlei Reisen gemacht. Er war in Paris und Bourges, in Montpellier, in Deutschland (z. B. Straßburg, Wien). Es war auch in Italien. Ernst Meyer gibt dafür das Jahr 1545 an. Nach Saccardo (I. S. 81) botanisierte er in der Lombardei, in Valtellina und Venetien. In der neuen Gesnerbiographie von W. Ley wird das allerdings ausgelassen. Doch ist sie auch sonst nicht zulänglich. 1564 erkrankte Gesner an der Pest. In Historia plantarum et vires ex Dioscoride, Basel 1541, kommt Carlina nicht vor, auch sind andere Distelarten nicht als Pestmittel genannt. Doch in Horti Germaniae von 1561 heißt es (Bl. 251): *Cardopatium vulgo dictum (vel Carlina) nonnullis herbariis, genus est Cardui, qui et sponte in montibus collibusque nostris provenit: Eberwurtz*.

Adam Lonitzer (Lonicer(us) 1528—1586), Professor in Marburg und Mainz, zuletzt Stadtarzt in Frankfurt a. M., der Schwiegersohn jenes geschäftstüchtigen Verlegers Chr. Egenolph, wäre mit seinem Naturalis historiae opus novum (1551) heranzuziehen. Kein Werk der Botanik des 16. Jahrhunderts erlebte soviel Auflagen, wie dies am meisten verbreitete und beliebteste Handbuch. Lonitzer war, wie genugsam bekannt ist, kein Pflanzenbeobachter.²⁸ Alles ist kompiliert, für uns darum nicht weniger wichtig. Hier schreibt zum zweiten Mal (vergl. V. Cordus) ein deutscher Schriftsteller, daß die Italiener unsere Pflanze Carlina nennen, S. 67: *Italica Carlina Chamaeleon albus Germ. [anis] Welsch Weissdistel u. klein Eberwurtz Gall. [is] Carline noire*. Wo Lonitzer den französischen Namen Carline noire (in Anlehnung an Chamaeleon niger, obgleich

27. Operum tomus primus.

28. Hirsch IV S. 37, Meyer S. 337—339.

von Ch. albus gesprochen wird), entnommen hat? Die Frage ist wichtig, weil von nun an die historische Spur sich zu verwischen beginnt, so, als sei Frankreich das Herkunftsland der Carlina. Eucharius Rößlin der Jüngere (auch Rhodion, gest. 1554), ebenfalls Stadtarzt in Frankfurt a. M., lieferte in Egenolphs Verlag in gleicher Weise volkstümliche Handbücher der Gewächskunde für Apotheker, Kräutersammler, Destillierer, Wundärzte, Quacksalber, die in zahlreichen Auflagen herauskamen.²⁹ In der Ausgabe seines Kräuterbuches finde ich hinsichtlich des Namens in Italien und Frankreich geradezu eine Umkehrung, so, Bl. 148/49: *Eberwurtz / Chamaeleon. Latein. Carduus suarius, dieweil er die Säw tödtet.* [! Hat schon Bock richtig gestellt, daß die Mäuse usw. tötende Pflanze Chamaeleon des Dioskorides nicht Eberwurz ist.] *Officinis et vulgo Cardopatium. Veteribus* [d. h. in dem aus der Antike bis in die Neuzeit überlieferten Pseudo-Apuleius, *De herbarum virtutibus*] *Pan-cratiū. Ital. [is] Chameleone. Gall. [is] Carline. Hisp. [anis] Cardo pinto negro.*

Hier wären französische Quellen heranzuziehen, wenn es solche gäbe. Außer von Ruel, den ich oben schon kritisch verwertet habe, und Ausgaben des mittelalterlichen Herbarius, hat Frankreich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts kein botanisches Buch hervorgebracht. Die Schriften des portugiesischen Juden Amatus Lusitanus (1511—1562), der Frankreich, Deutschland, Italien bereist hat, sind mir augenblicklich nicht zur Hand. Auch nicht diejenigen William Turner's (1515—1568), des „Vaters der englischen Botanik“, welcher lange in Deutschland und Italien lebte.³⁰ Der Engländer John Gerarde (1545—1607) fällt bereits dem folgenden Halbjahrhundert zu. Doch möchte ich aus jener Zeit schon gleich Jacques Dalechamps (1513—1588) anführen, einen Südfranzosen, der nur in Südfrankreich sich aufhielt und über dreißig Jahre in Lyon als Arzt tätig war. Seine 1586 (bezw. 1587) anonym herausgekommene *Historia generalis plantarum* nennt unter der Überschrift *Chamaeleon* mit der Abbildung einer *Carlina acaulis* verschiedene

29. Über Rößlin vgl. Roth (III).

30. Rhode S. 75. Turner verfaßte bereits 1548 ein Buch über die Namen der Pflanzen. Hinsichtlich der Engländer vgl. noch Arber.

31. Meerbeck.

Namen, so die italienischen *Carlina* und *Chemeleone bianco*, aber keine französischen Namen.

Trotzdem müssen wir das volkstümliche Aufkommen des Namens *Carlina* bei französischen Kräutersammlern in der Mitte des 16. Jahrhunderts annehmen. Nicht nur bei französischen Kräutersammlern! Der große holländische Botaniker Rembert Dodoens (*Dodonaeus*, 1517—1585) aus Mecheln, ein in Frankreich, Italien, Deutschland weit gereister Mann, zeitweise Leibarzt der Kaiser Maximilian II. und Rudolph in Wien, spricht schon 1559³² von *herbariis nostri temporis Carlina dicitur vel Carolina, aliquib. etiam Cardopatum, Germanis Eberwurtz. Brabanti Euerwortele. Gallis Carline*. Von einem Aufenthalt Dodoens in Italien ist nichts bekannt geworden. Dies ist wiederum bei Pierre Pena aus der Provence und Mathieu de Lobel (de l'Obel, *Lobelius*, 1538—1616) aus Lille der Fall. Penas Lebensdaten sind noch immer unbekannt, doch verdanken wir Legré's Untersuchungen vielerlei Aufklärungen, auch über sein Verhältnis zu Lobel. Seine Reisen ließen ihn am längsten in Italien verweilen. 1558 wird Padua genannt, 1562 abermals Padua, 1563 Verona. In Ferrara befreundete er sich mit Anguillara, in Pisa mit Cesalpini — über diese später ein Wort. Nach Saccardo (I. S. 63) botanisierte 1563 auch Lobel in Norditalien. Sie trafen wohl hier zusammen. 1565 sind beide in Montpellier und ziehen dann gemeinsam nach England, wohin Lobel als Hofbotaniker James I. berufen war. *Nova stirpium adversaria*, London 1570, der Königin Elisabeth von England gewidmet, unter beider Namen veröffentlicht, ist nach Legré vorzüglich das Werk Penas. Hierin steht S. 367 *Carlina* zum ersten Mal als Überschrift und als Hauptname, und zwar so: *Herbariorum Carlina*. Daß hierbei wiederum vorzüglich auch Italiens gedacht wird, wenn in der nachfolgenden Namensreihe der deutsche, französische (*Carline*), holländische (belgische), englische genannt, der italienische merkwürdigerweise ausgelassen wird, unter den Vorkommen jedoch Fundorte in Norditalien verzeichnet werden, dürfte wohl deutlich sein. Von dieser Stelle her datiert sich in der späteren botanischen Literatur bis in unsere Tage die Einführung der Bezeichnung *Carlina* als einer wissenschaftlichen, zumal Lobel in dem größeren Werk von 1576 *Plantarum seu*

32. *Commentariorum de stirpium historia* S. 67.

stirpium historia S. 479 *Carlina herbariorum* (jetzt so, als einen binären Namen) wieder auszeichnet.³³

Der Baseler Kaspar Bauhin (1560—1624), der für jene Zeit abschließend 1571 ein bis heute viel gebrauchtes Namenlexikon schuf,³⁴ greift den Gattungsnamen auf; *Carlina acaulos magno flore* heißt unsere Art. Dodoens nennt sie 1574³⁵ *Carlina humilis*, eine andere (= unsere *C. vulgaris*) 1583³⁶ *Carlina silvestris* usw. Es erscheint mir wichtig, daß er 1583 bei den Namen der Belgier (und Holländer) und Franzosen erweiternd sagt: *ac aliis quoque Carline*. Im Cruydt-Boeck — ob in allen Ausgaben? jedenfalls in der späten von 1608, S. 1227 ff. — wird sogar hollandisierend von *Groote Carline* (d. i. *Carlina acaulis* var. *caulescens*) usw. gesprochen. Die Karlslegende bucht Dodoens auch. Quellenwert haben alle diese Dinge nicht mehr. Sie offenbaren Tradition des Pflanzennamens und der Legende, und zwar im ganzen mehr im Literarischen. Joachim Kammermeister (Camerarius) spricht 1588³⁷ von *Carlina sessili flore*, Friedrich Theodor aus Bergzabern (Tabernaemontanus) hat 1591³⁸ volkstümlicherweise ein *wildt Carlin* und *klein wildt Carlina*, Ratzenberger führt in seiner Sammlung getrockneter Pflanzen 1592 *Chamaeleon albus sive Carline*,³⁹ der Hortus Lusatiae des Schlesiers Johannes Franke von 1594⁴⁰ hat für unsere *C. acaulis* var. *caulescens* die Bezeichnung *Carlina caulifera*, J. A. Saracenus, ein Arzt in Lyon, spricht 1598⁴¹ von *Carlina nostra*, und Charles de l'Ecluse (Clusius, 1525—1609) aus Arras, später u. a. in Wien und Leiden, nennt 1601⁴² *Carlina elatior*, *C. minor*, *purpureo flore* und andere Spezies.

33. Siehe z. B. Curt Sprengel in seiner Ausgabe von Linnés *Genera plantarum*, II. Göttingen 1831, S. 605.

34. *Pinax theatri botanici*.

35. *Purgantium* (etc.) S. 439 ff.

36. *Stirpium historia pemptades* (etc.) S. 714 ff.

37. *Hortus medicus* S. 35.

38. Neuw u. vollkommenlich Kreuterbuch. Das Ander Theil. 1591. S. 362, 373.

39. So im Casseler Herbar, in den andern Sammlungen nicht.

40. Bautzen 1594. Neue Ausgabe Görlitz 1930, S. 120.

41. *P. Dioscoridis opera* S. 55.

IV.

Wenden wir uns hierauf der italienischen Literatur, die wir mit dem Jahre 1536 verlassen haben, wieder zu. Da wäre Pierandrea Mattioli (Matthiolus, 1500—1577) zu nennen. Das Schrifttum dieses berühmten Botanikers ist auch für die Carlinafrage bedeutungsvoll. Sein Kommentar zum Dioscorides, von ihm selber oft herausgegeben, von Anderen übersetzt oder wieder gedruckt (61 Ausgaben sind bekannt!) ist der reichste unter allen italienischen, wohl der umfassendste überhaupt und bekannteste. Mir liegt eine lateinische Ausgabe von 1565 vor. Die Stelle über Carlina lautet, S. 657/58:

Chamaeleon albus tam ab Etruscis, quam caeteris fere Italiae incolis vulgo Carlina vocatur, quod credat vulgus (ut facile solet) herbam hanc magno olim Carolo regi ad fugandam sui exercitus pestem ab angelo demonstratam fuisse, tanquam antidotum omnium praestantissimum. Quo argumento freti vulgares quam plurimi, ad arcendam pestilentiam huiusce plantae radices miris magnisq. laudibus commendant, si quotidie drachma deuoretur. [Etc.]

„Chamaeleon albus wird sowohl von den Etruskern, wie von beinahe allen andern Bewohnern Italiens Carlina genannt, weil das Volk glaubt, dies Kraut sei einstmals dem großen König Karl zur Vertreibung der Pest aus seinem Heere von einem Engel gezeigt worden.“ Zweifellos wird hier die Provinz Etrurien hervorgehoben. Mattioli stammte aus Siena und war in Italien weit herumgekommen, in Venedig, in Padua, wo er studierte, in Siena als Arzt, desgleichen in Rom, Trient und Görz, von etwa 1554 ab lebte er ärztlich in Prag.⁴² Die erste lateinische Ausgabe erschien 1554/58. Ob diese oder gar schon die erste überhaupt, nämlich die italienische von 1544, obige Bemerkung auch enthält, habe ich einstweilen nicht ermitteln können.

Daß zum mindesten 1559 auch in gewissen Teilen Süditaliens Carlina Volksname war, darüber belehrt ein Parere (Gutachten) dieses Datums in Luigi Anguillara's *Semplices*, Vinegia 1561, mit folgenden interessanten Ausführungen; S. 137/38:

Nell' Umbria parte d'Italia si condiscono con mele, (o) zucchero questi cardi, e massimamente ciò si fa si quel d'Urbino, oue

42. *Rariorum plantarum* (etc.) S. CLV ff.

43. Meyer S. 366—378, Schelenz S. 395.

se ne troua assai, (o) anco à Vissa città, oue è un monte, che sie chiama Cardosa hauendo acquistato il nome dalle diuerse sorte de Cardi, che ui nascono. gli habitanti di quei luoghi li chiamano Cardarelli, (o) in Puglia si addimanda Carlina, (e) anco nell' Abruzzo. Chi considera ben tutte queste note trouerà, che questa pianta da Dioscoride è chiamata Chameleonte bianco. Si che la Spina Ixina serà an che il Chameleonte bianco.

Anguillara (um 1512—1570) stammt vielleicht aus Rom oder aus-dem Kirchēstaat; die Zeitgenossen nennen ihn einen Römer. Er durchreiste Italien von den Abbruzzen Neapels bis Vendig, botanisierte 1539 um Bologna, 1544 und 1545 bei Pisa, war auch eine zeitlang Vorstand des botanischen Gartens in Padua.⁴⁴

Der Vollständigkeit halber nenne ich von italienischen Quellen noch Bartolomeo Maranta, *Methodi cognoscendorum simplicium libri III*, Venedig 1559, S. 115; er hat lediglich das Wort Carlina. Maranta war aus Apulien gebürtig und lebte um diese Zeit in Neapel.⁴⁵ Andrea Cesalpini(o) in Rom hat in *De plantis libri XVI*, Florenz 1583, die Karlslegende mit Fundortsangaben aus den Apennien, und zwar abermals aus Etrurien, S. 527/28:

Carlina vulgo appellatur; quia Carolo Francorum regi ostensa est praestantissimum remedium ad pestem arcendam: oritur in Alpi-bus frequens in pratis Apenīnini Montis Catenaiae prope Aretium: folia fest strata circa radicem, [etc.].

Auf diesem Wege gelangen wir zum Ausgangspunkt des 1. Abschnitts, in den Beginn des 17. Jahrhunderts, zurück. Jene Textstelle bei den Baseler Handbuchverfassern Johann Bauhin und Joh. Heinrich Cherler, Carlina sei die Bezeichnung bei den Etruskern bzw. bei den Italienern, entstammt also Mattiolis Werk, und zwar zum mindesten aus dem Jahre 1565. Jene andere bei ihnen, mit dem etymologischen Erklärungsversuch carlina aus cardina, ist älteren Ursprungs. Sie rührt von Leoniceno 1503/04 her.

Nach allem Mitgeteilten kann kein Zweifel sein, in Italien ist der Pflanzennamen Carlina, verbunden mit der Karlslegende, in die wissenschaftliche Literatur aufgenommen worden. Name und Legende stammen von Kräutersammlern aus dem Volke. Der erste

44. Meyer S. 378—383, Hirsch IV S. 414, Saccardo I. S. 15.

45. Hirsch IV. S. 122, Saccardo I. S. 102.

Eindruck, daß die Gegend um Modena, alsdann um Ferrara das Herkunftsgebiet seien, ist nicht einfach hinzunehmen. Es fehlen nämlich Belege für oder gegen aus Süditalien in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Um diese Zeit gibt es, außer Mattioli von 1544, über den noch die Entscheidung zu treffen wäre, keine botanischen Schriftsteller von dort. In der zweiten Hälfte teilt man zwar auch aus Süditalien *Carlina* mit, doch, wie wir gesehen haben, nicht minder aus Frankreich (*Carline*), und bald auch aus anderen Ländern.

Zwei Gesichtspunkte können wir noch für die Herkunft von Legende und Namen aus Nord- und Mittelitalien ins Treffen führen: die reiche Überlieferung lombardischer Sagen, die ihren Ursprung in den italienischen Kriegen Karls des Großen haben,⁴⁶ und die heutige Verbreitung des Pflanzennamens *Carlina* als Dialektwort in Italien. O. Penzig's *Flora popolare italiana*, Genua 1924, hat für *Carlina acaulis* L. unter 47 volkstümlichen Namen nur 6mal *Carlina* oder ähnlich, und zwar: *Carlina* in der Lombardei, *Carline* in Friaul, *Carlina*, *Carlina bianca* und *Carlo pinto* in Toscana, *Scarlina* in der Provinz Emilia bei Pistoja. Besonders süditalienische Namen lauten völlig anders. Die der *Carlina acaulis* ähnliche *C. acanthifolia* All. heißt nur — 5 Namen werden mitgeteilt — in Toscana *Carlina zolfina*. *Carlina vulgaris* — 16 Namen werden gebucht — heißt nur in Friaul *Carline* und einmal in den Abruzzen (bei Larino) *Erba del Carlino*.

Mit Hilfe der bei Penzig aufgezeichneten Dialektnamen wäre vielleicht auch Stellung zu Leonicens Erklärungsversuch (*carlina* aus *cardina*) zu nehmen. Es ist auffällig, daß diese Wortform unter den tausenden von italienischen Pflanzenbezeichnungen nirgends, nicht einmal als Anklang, vorkommt. Ich möchte nichts entscheiden; doch kann ich es mir nicht versagen, auf die Form *Scarlina* (vergl. oben) hinzuweisen. Sie kommt in Toscana noch zweimal für andere Pflanzen vor, für *Cnicus benedictus* Grtn. und *Galactites tomentosa*. Klingt sie nicht an einige unter den zahllosen Bildungen im Italienischen für die Artischocken (*Cynara Scolymus* L. und *C. Cardunculus* L.) an, ferner für verschiedene

46. K. Wehrhan, *Die deutschen Sagen des Mittelalters I.*, München 1919, S. 16 u. 181.

Disteln (aus den Gattungen *Carduus*, *Cirsium*, *Onopordon*, *Silybum*), *Cichorium*, *Lactuca Scariola* L., die statt ihrer gegessen wurden und werden?⁴⁷ Gleicherweise wurde der Blütenboden von *Carlina acaulis* verzehrt, wie z. B. aus dem 16. Jahrhundert Anguillara bezeugt, wofür andererseits noch viele Belege zur Hand wären.

Die Frage, war *Carlina*, diese große, auffällige Silberdistel, im Mittelalter unbekannt, soll an anderer Stelle behandelt werden. Hier will ich sie nur streifen. Kurz gesagt: Die Pflanze selber war vertraut, doch hat sie andere Namen, zu denen die schon öfter genannten Eberwurz und *Cardopatium* als die wichtigsten gehören. Auch ist sie aus dieser Zeit nicht als Pestmittel überliefert. Und die Karlslegende ist nirgends aufgezeichnet. Hier hat ein besonderes Kapitel anzusetzen, das den Bereich der Pestheilkräuter untersucht. Die Korbblütler *Petasites* (Pestwurz), *Cnicus benedictus* und die Doldenblütler *Archangelica* und *Angelica* (! im frühen Mittelalter hieß jedoch die Taubnessel = *Lamium* so) hätten für unsere Zwecke den ersten Platz einzunehmen. Andererseits taucht der Pflanzennamenkomplex *Imperatoria* auf. Seit dem frühen Mittelalter liebte man Arzneien nach Kaisern zu benennen, z. B. nach Hadrian, Vespasian, Aurelian, Ptolomaeus, Theodosius u. a., als Autoren oder daß sie die Arznei benutzt hätten (Sigerist S. 47/48, 168, 184).

Die Frage nach dem mythologischen Hintergrund hat die ganze Breite der volkskundlichen Literatur heranzuziehen und von der jetzt und früher im Germanischen überall verbreiteten Bezeichnung Eberwurz auszugehen. Der Eber, in Gestalt eines gold- oder silberstacheligen Tieres dem Gott Freyr oder auch der Freya heilig, bringt Kraft und Glück (Glücksschwein!). Spuren der Eberheiligung leben besonders in England und Skandinavien fort. Doch ist die silberstachelige Eberwurz mit dem sonnengestaltigen, immortellen-

47. Vgl. auch Goethes *Italienische Reise* (Ausg. letzt. Hand 28. Bd., 1829, S. 183): Goethe erlebte 1787 auf Sizilien das Verspeisen von Disteln. Nach brieflicher Mitteilung Prof. Montemartini's in Palermo handelte es sich um *Cynara ferox* Ait.

artig den Winter überdauernden Blütenkopf zugleich nicht ohne ihre Eigenschaft als Distelgewächs zu betrachten. Die Disteln sind in der Volksmedizin der Germanen Zauber- und Abwehrpflanzen gegen Totengeister (Mare), dämonische Angriffe und Krankheiten, verleihen aber dem, der sie bei sich trägt, oder ißt (Blütenboden oder geschälte Stengel) besondere Kraft. Auch Manneskraft; die Pflanzen mit den Namen Männertreu, Mannstreu sind vergleichend heranzuziehen. Der 22jährige Albrecht Dürer malte sich 1493, als er auf Freiersfüßen ging, mit der blaublütigen Mannstreudistel (*Eryngium amethystinum* L.) in der Hand. Nach alter Überlieferung soll Sappho ein Opfer dieses Liebesmittels gewesen sein. Gewiß ist es nicht zufällig, daß sich in Shakespeares Sommernachts Traum eine gewisse Parallele zur Karlslegende findet. Wie Karls Pfeil auf die Eberwurz, fällt Cupidos auf eine Blume, love-indleness (zu übersetzen: Lieb in Trägheit, nicht: Lieb in Müßiggang!), eine damals übliche Spielart des Stiefmütterchens, die bezeichnenderweise volkstümlich auch Johnny-jump-up hieß. „Ihr Saft, geträufelt auf entschlafene Wimpern, macht Mann und Weib, in jede Kreatur, die sie zunächst erblicken, toll vergafft.“

Der Karl der Legende ist schwerlich ursprünglich Karl der Große. Ein göttliches Wesen liegt zugrunde. Die Übertragung fand in dem von jeher karlslegendenreichen Oberitalien statt. Doch ist der Prozeß wohl nicht ohne die großen Pestepidemien des 14. und 15. Jahrhunderts zu denken. Die Vermutung kommt einem, es möchte Kaiser K a r l I V. (1347—78) dabei eine Rolle gespielt haben. Dies alles soll nur angedeutet werden. Unter dem Namen *Missum imperatori* — zuerst 1371 — sind eine große Reihe Pest-sendschreiben für Ärzte in lateinischer und deutscher Sprache bekannt geworden,⁴⁸ die, in der Folge mannigfach umgebildet und verschleiert, auf den wissenschaftsliebenden Gründer der Universität Prag Karl IV., bezogen wurden. Karl IV. ließ auch, wir wollen noch dieses bemerken, einen Apotheker aus Italien (Florenz) kommen, der mit kaiserlicher Verfügung die erste öffentliche Apotheke in Prag begründete.

48. Sudhoff im Arch. f. Gesch. d. Medizin III. Bd. ff., Leipzig 1910 ff., S. 144 ff.

Angeführte Literatur.

Eigentliche Quellenschriften sind im Text vermerkt. Wegen der genauen Bibliographie vergleiche man G. A. Pritzel, *Thesaurus literaturae botanicae*, Leipzig 1872. Die z. T. sehr seltenen Werke standen mir zu meist aus der Bibliothek der Kaiserl. Leopold.-Carolin. Akademie der Naturforscher, einige aus dem Botanischen Institut und der Universitätsbibliothek zu Halle und aus der Staatsbibliothek in Berlin zur Verfügung. Nachfolgend sind nur die oben durch Stichworte bezeichneten Literaturstellen aufgeführt.

Agostini, A.: *De vita et operibus N. Leonicensi medici*. Padua 1844.

Arber, A.: *Herbals, their origin and evolution*. Cambridge 1912.

Choulant, Ludw.: *Graphische Incunabeln für Naturgeschichte und Medicin*. Leipzig 1858.

Earle, John: *English plant names from the tenth to the fifteenth century*. Oxford 1880.

Fischer, Hermann: *Mittelalterliche Pflanzenkunde*. München 1929.

Franke, Johannes: *Hortus Lusatiae*. Bautzen 1594. Neuausgabe von R. Zaunick, K. Wein, M. Militzer. Bautzen 1930.

Hirsch, Aug.: *Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten u. Völker*. I.—VI. Bd. Wien u. Leipzig 1884—88.

Irmisch, Th.: *Über einige Botaniker des 16. Jahrhunderts*. Progr. Gymnasium Sondershausen 1862.

Kessler, H. F.: *Das älteste u. erste Herbarium Deutschlands im Jahre 1592 von Dr. Casp. Ratzenberger (etc.)*. Cassel 1870.

Klebs, Arnold C.: *A Catalogue of early herbals*. Lugano 1925.

Legré, L.: *La botanique en Provence au 16e siècle*. Pierre Pena et Mathias de Lobel. Marseille 1899.

Ley, W.: *Konrad Gesner Leben und Werk*. München 1929.

Meerbeeck, P. J. van: *Recherches historiques et critiques sur la vie et les ouvrages de Rembert Dodoens*. Malines 1841.

Meyer, Ernst: *Geschichte der Botanik*. IV. Bd. Königsberg 1857.

Pritzel, G. A.: *Thesaurus literaturae botanicae*. Editio nova. Leipzig 1872.

Rixner, Th. A., und Siber, Th.: *Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker am Ende des 16. Jahrhunderts (etc.)* 1. Heft. Sulzbach 1819.

Rohde, E. S.: *The old English herbals*. London 1922.

Roth, F. W. E. (I) *Euricius Cordus u. dessen Botanologicon 1534*. Arch. f. Gesch. d. Naturw. u. d. Technik I., 1909. S. 279—281.

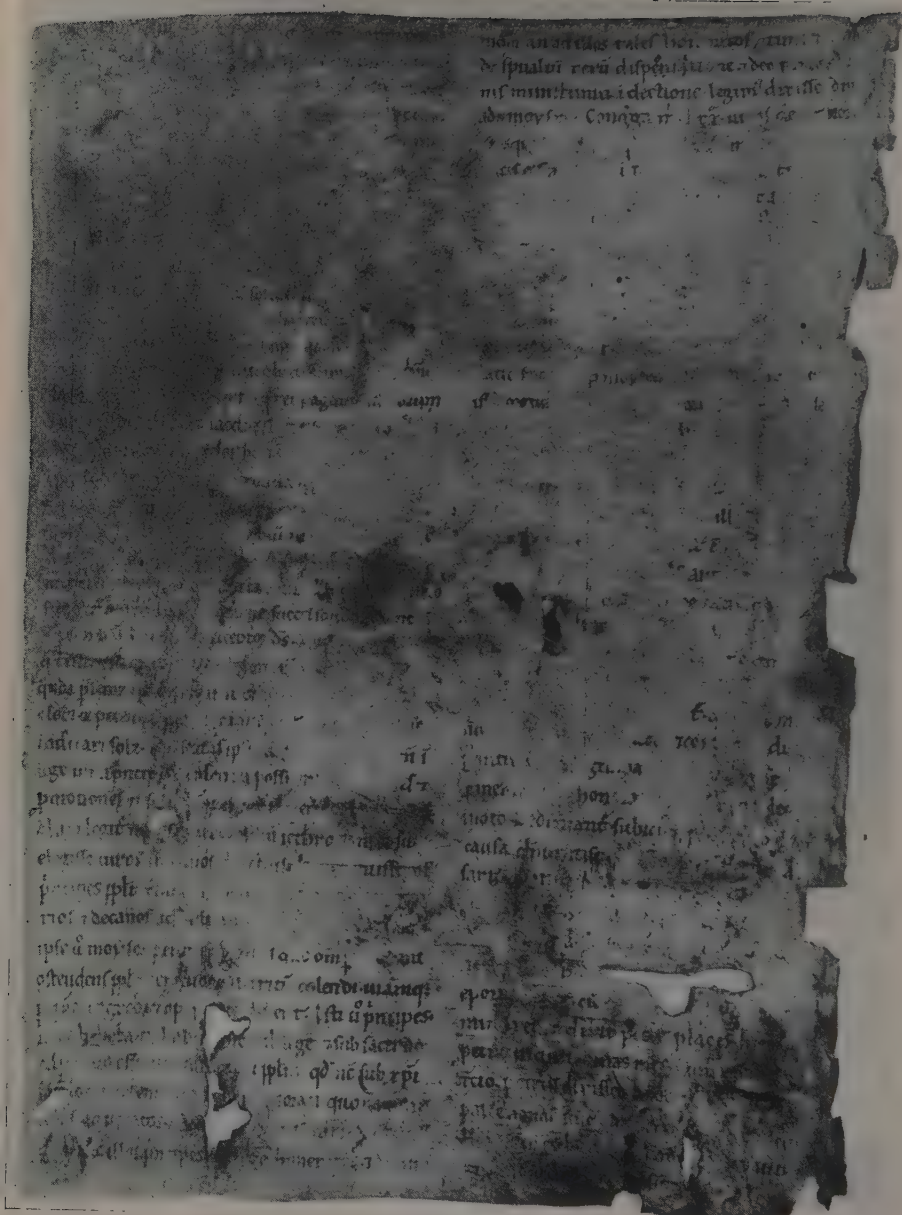
— (II) *Theodor Dorsten, ein deutscher Botaniker, 1521—1548*. Ebda. II. (1910) 1909. S. 141—145.

— (III) *Eucharius Rösslin der Jüngere. 1526—1554*. Ebda. III. (1911) 1912. S. 227—233.

— (IV) *Otto Brunfels 1489-1534*. Botan. Zeitung LVIII., 1900. S. 191-232.

— (V) *Hieronym. Brunschwyg u. Walther Ryff, zwei deutsche Botaniker des XVI. Jahrh.* Zeitschr. f. Naturwiss. LXXV., 1903. S. 102—123.

- Saccardo, P. A.: La botanica in Italia. I. II. Memorie del Reale Istituto Veneto di Scienze etc. Vol. XXV, XXVI. Venezia 1895—1901.
- Sachs, J.: Geschichte der Botanik vom 16. Jahrh. bis 1860. München 1875.
- Schelenz, H.: Geschichte der Pharmazie. Berlin 1904.
- Schulz, August: Euricius Cordus als botanischer Forscher u. Lehrer. Abhandl. Naturf. Gesellsch. Halle a.S., N.F. No. 7. 1919.
- Sigerist, H. E.: Studien u. Texte zur frühmittelalterlichen Rezeptliteratur. Leipzig 1923.
- Sprengel, Kurt: Geschichte d. Botanik. 1. Theil. Altenburg u. Leipzig 1817.
- Spunda, Franz: Paracelsus. Wien u. Leipzig (1925).
- Stübler, E.: Leonhart Fuchs Leben und Werk. München 1928.



Tafel III.

Der Brief Konrads von Salzburg (Rückseite).

Zu S. 133 f. (Sp. 2 a/b).

DATE DUE

FEB 12 '71 11:00

FEB 20 2004

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

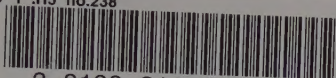
D 1 .H5 no.237



3 8198 311 849 119

Die französische Revolution al UI main
THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO

D 1 .H5 no.238



3 8198 311 849 952

Kritische Beiträge zur Geschic UI main
THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO

D

1

H5

Historische Studien

no.237-238

